

14. Mai 1928

KARL HILDENBRAND · ZUR 5. WAHL DER DEUTSCHEN REPUBLIK

NACH dem militärischen Zusammenbruch Deutschlands im Jahr 1918, der das Ende der monarchischen Staatsform im Deutschen Reich, für die sich niemand mehr einsetzte, zur Folge hatte, und der einen vollständig neuen Aufbau nicht nur unserer Wirtschaft sondern auch unseres politischen Systems notwendig machte, war der Sozialdemokratie die geschichtliche Aufgabe zugewiesen dieses neue Deutschland zu schaffen. Die ganze politische Macht ging automatisch über die Soldaten- und Arbeiterräte auf die Volksbeauftragten über, die sich aus Vertretern der beiden (damals getrennten) Sozialdemokratischen Parteien zusammensetzten. Diese richteten keine Diktatur auf. Sie riefen alle Männer und Frauen über 20 Jahre zur Wahl einer Verfassungsgebenden Nationalversammlung auf. Hätte damals das deutsche Volk, dessen Mehrheit doch die arbeitenden Klassen bildeten, eine sozialdemokratische Mehrheit in die Nationalversammlung geschickt, so hätte diese die Pflicht gehabt eine sozialistische Republik als das neue Staatswesen Deutschland zu proklamieren.

Aber es zeigte sich, daß das deutsche Volk diesen Willen zum Sozialismus durchaus noch nicht hatte. Die wahlberechtigten Bürger und Bürgerinnen wählten damals keine sozialdemokratische Mehrheit, gaben vielmehr der Nationalversammlung eine Zusammensetzung, bei der es der Sozialdemokratie nur unter Aufbietung aller taktischen Mittel möglich war mit dem Zentrum und den bürgerlichen Demokraten eine Mehrheit zur Festlegung einer republikanisch-parlamentarischen Verfassung zu bilden. Als Träger der Staatsgewalt wurde in der Verfassung das souveräne Volk anerkannt. Doch dieses souveräne Volk war weit entfernt einen zielsicheren Kurs nach links zu nehmen. Im Jahr 1920 brachte die erste republikanische Reichstagswahl nicht einmal mehr eine sichere Mehrheit für die Koalitionsparteien der Weimarer Nationalversammlung. Dieser Reichstag, zur Durchführung der Verfassung berufen, konnte eine Regierungsmehrheit ohne Beteiligung der Sozialdemokratie bilden. Und diese Mehrheit dachte gar nicht daran die demokratische Republik zu einem wirklichen Volksstaat auszubauen. Die Begeisterung für den republikanischen Gedanken, wenn sie vorher bestanden hatte, verflüchtigte sich. An eine Rückkehr zur Monarchie wurde freilich

nirgends ernstlich gedacht, auch nicht in den Kreisen der Monarchisten. Das ist nur deshalb, weil die Träger der Monarchie in Deutschland so gründlich abgewirtschaftet hatten, daß man sie nicht mehr zu präsentieren wagte. Die Monarchie war tot. Aber ein wirkliches republikanisches Leben konnte auch nicht. Und daher konnte die Republik sich auch nicht recht entwickeln. Bei den beiden Reichstagswahlen des Jahres 1924 hat das deutsche Volk der ihm von der Geschichte gegebenen Aufgabe: einer republikanischen Mehrheit die Gesetzgebung und Ausgestaltung der Verfassung zu übertragen, wiederum nicht entsprochen. Es wurden vielmehr die anti- oder arepublikanischen Parteien weiter gestärkt. Bei der Wahl des Reichspräsidenten im Jahr 1925 brachte die freie Volkswahl die Niederlage des Kandidaten der Republikaner und den Sieg des Kandidaten der Monarchisten. (Daß der Erwählte seine Pflichten als Haupt einer Republik stets in einwandfreier Weise erfüllt hat, und daß monarchistische Treibereien unter seiner Präsidentschaft keinen günstigen Boden hatten, lag an den persönlichen Qualitäten des Reichspräsidenten, der sich stets von dem Gefühl der Verantwortung gegenüber dem einmal übernommenen Amt leiten ließ.) Bei den großen Kämpfen zur Ablehnung der anmaßenden finanziellen Forderungen der deutschen Fürsten ließ das deutsche Volk wiederum sein demokratisches Wahlrecht nicht für sondern gegen die Volksinteressen wirken. Damit ist erwiesen, daß das deutsche Volk zu einem großen Teil die geschichtliche Umgestaltung seiner Rechte und die ihm dadurch auferlegte Verantwortung für das Schicksal des Landes noch nicht begriffen hat. Die Erziehung der deutschen Wählerschaft zur demokratischen Selbstverantwortung, zur Einsicht, daß das Recht zu wählen auch die Pflicht zu gestalten einschließt, wird erst das Ergebnis weiterer Wahlkämpfe sein.

Daß die bloße demokratische Staatsform noch keinen Gedanken darstellt, der die Massen des Volks und vor allem seine Jugend anzieht und zum Dienst am Staat begeistert, haben die einzelnen Etappen der Ausübung des demokratischen Wahlrechts, wie eben gezeigt, erwiesen. Hier wie überall ist eben die Substanz der Arbeit entscheidend, nicht die Form, unter der sie geübt wird. Diese 10 Nachkriegsjahre waren zu einem großen Teil Jahre heftiger wirtschaftlicher Erschütterungen oder starker wirtschaftlicher Depression. Und doch haben auch sie gezeigt, welche großen Kräfte in der deutschen Wirtschaft ruhen, und was geschaffen werden könnte, wenn man, geschützt und gefestigt durch eine positive Außenpolitik an Stelle einer Politik des Ressentiments, also im Verein mit den anderen Völkern Kontinentaleuropas, namentlich aber in engster Kooperation mit dem französischen Nachbarvolk, an die Arbeit des Neuaufbaus ginge. Dazu ist ein Zusammenwirken aller produktiven Elemente des deutschen Volks notwendig, das sich wirtschaftlich in einer Arbeitsgemeinschaft, politisch in einer weitgefaßten Koalition manifestieren muß. Vorerst ist auch vom reinen Bedarfsstandpunkt aus die Produktion wichtiger als die Distribution. Nur wenn das höchstmögliche nationale Gesamtprodukt erreicht wird, hat der Kampf um den Anteil in Wahrheit den sozialen Sinn, der die Arbeiterklasse in eine höhere Kultur des physischen und psychischen Lebens hinaufweist, die sie sich dann auch durch eigene Kraft erringen kann.

Das soziale Neuwerden ist unaufhaltsam, und je eher man es begreift, um so fruchtbarer kann es gestaltet werden. Vor allem sollten daher die großen sozialpolitischen Kämpfe zwischen Unternehmern und Arbeitern nicht mehr

im Geist der Vergangenheit geführt werden, wie es jetzt wieder in Kundgebungen geschehen ist. Man sollte alte Gedankenreihen endgültig verabschieden und mit den neuen Gedanken, die von den Dingen selbst kommen, sich selbst erneuern. Der Umgestaltungsprozeß im englischen Liberalismus, der hier in den Sozialistischen Monatsheften ausführlich dargestellt wurde, kann auch uns Kontinentalen zeigen, wie man das Wesen unserer Zeit zu begreifen hat. Das deutsche Unternehmertum übersieht zum Beispiel immer noch, daß es nicht die Ansprüche der Arbeiter auf höhern Lohn und kürzere Arbeitszeit sind, die die sich vollziehende Umschichtung der Kapitalistenklasse verursachen; sondern daß die technische, wirtschaftliche und finanzielle Entwicklung selbst die alte Wirtschaft revolutioniert. Der kapitalistische Privatunternehmer alten Stils gehört heute bereits der Vergangenheit an. Er wurde durch die Aktiengesellschaft abgelöst. Diese wiederum wird gezwungen sich zu kartellieren, zu konzernieren, bis zur neuesten Phase: der Gruppenbildung. Eine objektive Sozialisierung beginnt, da die Wirtschaft rational organisiert wird. Auf der andern Seite will das Unternehmertum wieder gerade dadurch seine Macht als Klasse verstärken, und es läuft Sturm gegen die Wirtschaft der Öffentlichen Hand. Aber dieses selbe Unternehmertum verlangt nun wieder nach staatlicher Subvention, und es ruft auch nach Schutz durch die Gesetzgebung, wo es sich von außen her bedroht fühlt. Die Streichholzfabrikanten waren die ersten, die Zigarettenfabrikanten werden die zweiten sein, die Kohlen-, die Farben-, die Chemische Industrie, die heute schon die Gesetzgebung für sich in Anspruch nehmen, werden in kurzer Zeit ohne die Einwirkung des Staats nicht mehr auskommen. Die Lohn- und die Arbeitsbedingungen werden in der weltwirtschaftlichen Verflechtung mehr und mehr Fragen der staatlichen Regulierung und der gesetzgeberischen Ordnung. So wird auch der neue Reichstag, der am 20. Mai zu wählen ist, in den nächsten Jahren nicht mehr nur ein Instrument zur Wahrung und Erweiterung politischer Volksrechte sein, er wird vielmehr mehr und mehr das Organ werden müssen, das die wirtschaftlichen Umgestaltungen nicht nur kodifiziert sondern selber schaffen hilft.

Dazu ist nun eine Koalitionspolitik unumgängliche Voraussetzung. Es ist allerdings ohnehin nicht daran zu denken, daß durch die Wahl eine Partei oder eine Gruppe die Mehrheit im Parlament bekommt. Scheidet man diese Möglichkeit aus, so muß man sich auf eine Koalition einrichten. Dann aber kommt es nur darauf an, daß man schon bei der Wahl selbst die künftig notwendige Koalition ins Auge faßt, sie nicht durch Hervorkehrung von Gegensätzen 2. Ordnung erschwert, während das Gemeinsame 1. Ordnung die Forderung des Tages ist. Natürlich muß zunächst das arbeitende Volk in Deutschland sein Wahlrecht so ausüben, daß eine seiner zahlenmäßigen Größe entsprechende Vertretung im Reichstag am Abend des 20. Mai festgestellt werden kann. Aber dann heißt es für diese Vertretung den Anteil an der Regierung verlangen, der ihrer Stärke zukommt. Jede Diskussion darüber, ob man überhaupt das Recht hat die Verantwortung abzulehnen, wenn man die Regierung nicht allein übernehmen kann, sie mit anderen teilen muß, ist vom Übel. Die Partei hat die unabweisbare Pflicht das Vertrauen der Klasse, die sie wählte, in praktische legislative und administrative Resultate umzusetzen. Sie muß sich aber von vornherein darüber klar sein, daß ihr dies in einer Koalition, wie sie nun einmal notwendig ist, nie gelingen kann, wenn sie nur die vermeintlichen Klasseninteressen wahrnimmt. Ich sage

ausdrücklich: die vermeintlichen. Denn gerade der Radikalismus, der überall das Arbeiterinteresse im Mund führt und sich in scheinbar extremen Forderungen gar nicht genug tun kann, schädigt das Interesse der Arbeiterklasse am allermeisten. Nicht weil er zu weit geht, sondern weil er nicht tief genug geht. Er erkennt nicht den Boden, in dem die Wurzeln der Macht der Arbeiterklasse sich ausbreiten können, aus dem ein lebenskräftiges Gebilde erwächst. Es fehlt ihm an Verständnis für die Bedingungen der nationalen Produktion in ihrer Gesamtheit. Er hat es zwar oft gehört und auch selber schon gesagt, aber doch nie erfaßt, daß das Leben und das Wirken der Arbeiterklasse von der Stärke der Industrie selber abhängen, daß diese aber wiederum auch nicht für sich selbst besteht sondern mit der gesamten Produktion des Volkes ein unteilbares Ganze bildet. Was dem Arbeiter als Städter gemeinhin am schwersten fällt, ist: das nötige Verständnis für die Landwirtschaft aufzubringen, zu erkennen, daß die agrarische Produktion vor allem den Urgrund des nationalen Lebens bildet, daß sie daher der Förderung bedarf, die ihre Bedeutung für die Gemeinschaft erheischt.

Der neue Reichstag wird die großen Fragen der Wirtschaftspolitik für die nächste Zukunft Deutschlands in Angriff zu nehmen und zu einem wichtigen Teil auch zu lösen haben. Er soll den neuen allgemeinen Zollltarif aufstellen und die endgültigen Handelsverträge, an Stelle der Provisorien, abschließen. Eine sich fest zusammenschließende Regierungskoalition, in der die Sozialdemokratie den wichtigsten Faktor bilden soll, kann keinen Bestand haben, wenn die Partei in der Wirtschaftspolitik und namentlich in der Agrarpolitik versagt. Die Sozialdemokratische Partei hat durch die Schaffung eines Agrarprogramms gezeigt, daß sie mindestens den guten Willen hat mit den vom alten Liberalismus übernommenen antiagrarischen Neigungen ihrer Vergangenheit Schluß zu machen. Aber dieses Programm ist nur ein Anfang. Es kommt vor allem auf die praktische Ausführung an, die dann von selber schon eine Erweiterung auch der vorläufig noch nicht genügenden programmatischen Forderungen bewirken wird. Es ist notwendig, daß die Arbeiterklasse, die jetzt am 20. Mai ihre Macht demonstrieren soll, daran denkt, daß schon manches Linksparlament in die Welt gesetzt wurde, aber nach kurzer Zeit wieder abtreten mußte, weil es die ihm gestellten Aufgaben nicht begriff, weil es im Wirtschaftlichen unproduktiv blieb. Wer hat nicht noch die französischen Linkswahlen des Jahres 1924 in der Erinnerung?

Immer war, nach dem Wort Napoléons, die Politik das Schicksal. Die deutsche Arbeiterklasse soll sich jetzt in ihrer Vertretung, der Sozialdemokratie, bei der 5. Wahl der Republik diesem Schicksal gewachsen zeigen.

MAX COHEN · DIE AUSSENPOLITIK ZWISCHEN DEN WAHLEN

VON den Wahlen in den beiden Ländern, deren kooperative Einigung das Schicksal Europas bedingt, ist die eine vorüber, die andere steht unmittelbar bevor. Die eine brachte die Bekundung des Willens zur wirtschaftlichen Gesundung des eigenen Volkes und damit des ganzen Kontinents. Die andere wird hoffentlich eine politische Konstellation bringen, die eine produktive wirtschaftliche Arbeit aller Volkskräfte ermöglicht. Und beide sind bestimmt

eine gemeinsame europäische Politik zu bestätigen, die auf der einen Seite, wenn auch mit wechselnden Mitteln, seit langem konsequent angestrebt, auf der andern, wenn auch von fremden Einflüssen unterbrochen, unter dem Zwang der Dinge mehr und mehr bewußt mitgemacht wird, und die jede der Nationen zu vollster Eigenentfaltung bringen, damit aber gerade auch zu einem Glied des schaffenden Organismus Europa machen soll.

In Frankreich haben die Wahlen zur Deputiertenkammer am 22. und 29. April weder einen Ruck nach links noch einen Ruck nach rechts sondern eine große Mehrheit für die Regierung Poincarés ergeben. Das ist ein klarer Beweis des Vertrauens des französischen Volkes zu dem Retter der französischen Währung, der durch seine wohlüberlegten und mit unbeirrter Energie durchgeführten finanz- und wirtschaftspolitischen Maßnahmen, gleichgültig gegen die Wunschpropheten einer Presse, die ihm im voraus den sichern Mißerfolg "bewies", auch den Bewohnern ganz Europas (mit Ausnahme der Inflationsgewinner, die allzu gern an einem niederbrechenden französischen Franc "verdient" hätten) einen guten Dienst geleistet hat. In Frankreich wird in absehbarer Zeit die tatsächliche Stabilisierung erfolgen, und gerade sie wird zeigen, wie ganz anders die französischen Staatsmänner die Verantwortung gegen ihr eigenes Volk auffassen. Bei uns eine schrankenlose Inflationspolitik und schließlich eine Stabilisierung, die, weil zu spät, denen, die dem Staat Vertrauen geschenkt hatten, rücksichtslos alles nahm. In Frankreich hingegen eine Bekämpfung der Inflation und Wiederaufrichtung des französischen Geldes, bei der die großen Massen des Volkes verhältnismäßig geringe Verluste erleiden.

Wenn in Deutschland das Wahlergebnis den Schwerpunkt des Reichstags nach links verschieben und damit eine Koalition von der Sozialdemokratie bis zur Deutschen Volkspartei ermöglichen wird, so zieht deswegen in das Haus am Platz der Republik noch keineswegs eine ähnlich festgefügte Mehrheit ein wie sie in Frankreich Poincaré besitzt. Dafür ist das politische und wirtschaftliche Wollen des deutschen Volkes zu wenig einheitlich, und es fehlt auch die sichere und überlegene Leitung. Die Beurteilung des französischen Regierungschefs ist in deutschen politischen Kreisen in der letzten Zeit anders geworden als früher. Man verzichtet nun endlich auf das Zerrbild, das man sich bisher von ihm gemacht hatte, und kommt der Wirklichkeit allmählich näher. Ein besonders charakteristischer Beleg hierfür ist ein Artikel Victor Schiffs, des Pariser Korrespondenten des sozialdemokratischen Zentralorgans, der am 4. Mai im Vorwärts erschien. Er ist ein vollgültiger Beweis für die Wandlung seines Verfassers, von der man nur bedauern muß, daß sie nicht bereits vor Jahr und Tag erfolgte. Schiff, und mit ihm unser Zentralorgan, hat die wirkliche Haltung Deutschlands sowohl wie Frankreichs jahrelang vollkommen unrichtig angesehen. Ich erinnere mich einer Diskussion mit ihm in einer sozialdemokratischen Versammlung, es mag 1920 gewesen sein, in der er der durch die Entwicklung nun bekräftigten Politik der Sozialistischen Monatshefte ohne das allergeringste Verständnis gegenüberstand und hartnäckig die These verfocht, daß zwar Deutschland zur Verständigung bereit sei, Frankreich indessen die weitere vollständige Niederhaltung und Zerreißung Deutschlands erstrebe. Das ist ja auch lange Zeit die offizielle Auffassung der deutschen Sozialdemokratie gewesen, die erst vor ganz kurzem erkannt hat, daß jeder weitem Verständnis unter den Völkern

die zwischen Deutschland und Frankreich voranzugehen habe. Wie oft hat man dem Sozialisten, der die deutsch-französische Zusammenarbeit als das A und O jeder europäischen Politik darstellte, entgegengehalten, daß das eine neue gefährliche Bündnispolitik wäre, die die Sozialdemokratie nicht mitmachen dürfe; wolle sie sich doch als internationale Partei nicht nur mit Frankreich sondern mit allen Völkern verständigen. Endlich hat man nun begriffen, daß eine solche allgemeine Einigung der Welt eben nur dadurch Wirklichkeit werden kann, daß man mit den Völkern, die zusammengehören, anfängt, daß es sich da aber nicht um mechanische Zusammenfügung sondern um organisches Werden eines schaffenden Körpers handelt. Heute läßt Victor Schiff Poincaré diejenige Beurteilung zuteil werden, die, wäre sie früher gekommen, dem deutschen Volk manches erspart hätte. Sein Weg der Einsicht war freilich nicht der dieser Zeitschrift. Während die hier verfochtene Politik auf der Erkenntnis der innern Notwendigkeit eines deutsch-französischen Zusammengehens beruhte, und den verschiedenen Auslassungen der Staatsmänner kein übertriebener Wert beigemessen wurde, war es bei Schiff eine ihn zufriedenstellende Unterredung mit dem französischen Ministerpräsidenten, die diesen Saulus zu einem Paulus gewandelt hat. Nun, das, was Poincaré ihm jetzt sagte, hätte man auch früher von ihm hören können; nur daß die deutsche Politik früher daraus keine praktischen Konsequenzen zog. Es ist schon so, daß die große Wandlung bei den deutschen Politikern stattgefunden hat, nicht bei Poincaré, und daß, wenn man mit der gegenwärtigen deutschen Politik früher begonnen hätte, es zu dem Ruhrkrieg mit seinen furchtbaren Folgen für uns nie gekommen wäre. Wenn Victor Schiff seine Meinung dahin zusammenfaßt, daß die deutsch-französische Verständigung »vor allem unter Poincaré« fortschreiten werde, und wenn diese Einsicht, über die man sich aufrichtig freuen muß, zum Allgemeingut unserer Partei wird, kann man der Zukunft Deutschlands getrost entgegensehen.

Eine sehr viel ruhigere und richtigere Auffassung als früher zeigt sich in den maßgebenden politischen Kreisen Deutschlands auch bei den Betrachtungen über die Wahlen in Elsaß-Lothringen, das unter seinen 25 Vertretern diesmal 3 sogenannte autonomistische Abgeordnete in die Deputiertenkammer entsandt hat. Wenn ein extremes völkisches Blatt da von »deutschen Wahlen im Elsaß« spricht, so zeugt das nur von seiner vollständigen politischen Farbenblindheit. Das Elsaß und Lothringen haben nicht nur 1918 beim Einzug der französischen Truppen sondern nachher in 2 Kammerwahlen so unzweideutig ein Bekenntnis zu Frankreich abgelegt, daß es gar nicht umgedeutet werden konnte. Wer aber aus dieser letzten Wahl nun doch wieder ein Wegstreben des Elsaß von Frankreich gefolgert hat, wurde gleich darauf durch den Autonomistenprozeß in Colmar eines andern belehrt. Haben doch dort alle Angeklagten, ohne Ausnahme, jeden separatistischen Gedanken mit Entschiedenheit von sich gewiesen. Was sie als Elsässer wollen, ist Wahrung ihrer besondern kulturellen Art: eine Forderung, die freilich in der Hauptsache durch die Furcht des Klerus vor der Laiisierung bestimmt wird, die aber, als Ausdruck des Selbstbestimmungsrechts, auch von dem Sozialisten geachtet werden muß. Diese Forderung kann am besten durch eine Kulturautonomie verwirklicht werden, die durch eine regionale Verwaltung gesichert ist. Wenn manche Autonomisten darüber hinaus auch eine Art von Gesetzgebungsautonomie in allen Heimatsangelegenheiten verlangen, so zeugt das nur von politischer Unklarheit. Das

wäre ein Weg zum Partikularismus, von dem wir jetzt in Deutschland abkommen, weil er sich als allzu unproduktiv erwiesen hat. Ihn in Frankreich einzuführen läge auch gar nicht im Interesse des Elsaß selbst, das seine Heimatrechte wohl am besten in einem System dezentralisierter Verwaltung wahren könnte, also in einem Regionalismus, der, wie man in ganz Frankreich jetzt immer stärker verlangt, dort an die Stelle des Zentralismus treten, und der in Deutschland umgekehrt den partikularistischen Föderalismus ablösen soll. Indes, was die Elsässer und Lothringer verlangen, das ist ihre Sache, und wenn wir in Deutschland Sympathieen für diese Volksteile haben, so bekunden wir sie am besten dadurch, daß wir auf jede Einmischung (die uns doch nur immer wieder ein "Hände weg!" einträgt) ein für allemal verzichten. So weit ist nun der Locarnogeist in Deutschland allerdings schon wirksam geworden, daß alle ernsthaften politischen Organe das, was sich im Elsaß abspielt, als eine innerfranzösische Angelegenheit betrachten, daß ein so deutsch empfindendes Blatt wie die Kölnische Zeitung am 1. Mai ausdrücklich schreibt, wir Deutschen hätten »keinen Anlaß uns in die Angelegenheiten einzumischen, die zwischen Frankreich und Elsaß-Lothringen spielen«. Wenn die Straßburger sozialdemokratische Zeitung, die Freie Presse, die in allen elsäß-lothringischen Angelegenheiten eine so klare und vernünftige Haltung einnimmt, am 25. April mitteilte, von Stuttgart aus sei durch Radio verbreitet worden, »daß die elsässische Bevölkerung sich für die Lostrennung von Frankreich ausgesprochen habe«, so kann man nur hoffen, daß das Blatt in diesem Fall falsch informiert worden ist. Sollte es sich wirklich aber nicht nur um einen Irrtum handeln, so müßte man diese Entgleisung eines auf politischem Gebiet offenbar gänzlich ahnungslosen Rundfunkredners außerordentlich bedauern. Sie ist mit der Außenpolitik, die Deutschland einzig nottut, unverträglich. Wir in Deutschland haben über das Elsaß nichts anderes zu berichten als die Wahrheit. Wir können uns freilich auch des kulturellen Eigenwillens dieses von Deutschland wie von Frankreich gleichermaßen befruchteten Grenzlands freuen und hoffen, daß die Haltung der Elsässer und Lothringer immer mehr dazu beitragen wird die beiden ihm stammverwandten großen Völker diesseits und jenseits des Rheins zu einer starken politischen, wirtschaftlichen und geistigen Gemeinschaft zusammenzuschließen. Elsaß-Lothringen darf nicht mehr ein Hindernis sondern soll ein Mittel deutsch-französischer Annäherung sein.

Diese Annäherung soll der neue Reichstag fortsetzen und beschleunigen helfen. Während man in Frankreich kaum neue Männer im Kabinett Poincaré sehen wird, werden bei uns wesentliche Veränderungen stattfinden. Es ist anzunehmen, daß die beiden für die Zusammenarbeit mit Frankreich wichtigsten deutschen Ministerien: das des Auswärtigen und das Wirtschaftsministerium, ihre Minister behalten werden. Das ist für den Fortgang der Dinge gut, wenn die Tendenz zu solcher Politik von der neuen Reichstagsmehrheit noch stärker vertreten wird als von der alten. Vielleicht kann die neue Reichsregierung diese Zusammenarbeit auch auf das koloniale Gebiet ausdehnen; damit wäre nicht nur der deutschen und französischen sondern auch der europäischen Sache gedient. Es sollen jetzt die hier bereits vor 3 Monaten von mir vertretenen Forderungen zur deutschen Produktions- und Handelsvertragspolitik nicht wiederholt, es soll nur noch einmal darauf hingewiesen werden, daß die produktive Gestaltung der deutschen Wirtschaft die wichtigste Aufgabe des neuen Kabinetts sein wird, und daß bei

dieser Tätigkeit keinerlei sogenannte politische Auffassung, sondern nur die aus der Wirtschaftsarbeit sich ergebenden Gesetze und Notwendigkeiten den Weg weisen müssen. Eine praktisch kontinentaleuropäische Wirtschaftspolitik wird der neuen Koalition den besten Halt geben und sie vor dem Schicksal bewahren wie die letzte Koalition zusammenzubrechen.

Die allzu große Bereitwilligkeit, mit der die jetzt nur noch formal amtierende deutsche Regierung dem Kelloggschen Antikriegsprojekt zugestimmt hat, ist allerdings geeignet unsere Hoffnung, daß die kommende Regierung von vornherein außenpolitisch richtig orientiert sein wird, etwas herabzustimmen. Diese Eilfertigkeit erinnert in fataler Weise an die Dienstwilligkeit, mit der man vor 3½ Jahren den deutsch-englischen Handelsvertrag, der uns nach dem Urteil des Reichswirtschaftsministers selbst wirtschaftliche Nachteile brachte, aus "politischen" Gründen Hals über Kopf annahm. Über die praktische Wertlosigkeit des Kelloggschen Kriegsächtungsvorschlags wird man sich ja schließlich auch im Auswärtigen Amt vollkommen klar sein. Eine Geste wie diese Ächtung ist höchstens dazu bestimmt den Starken ins Recht, den Schwachen ins Unrecht zu setzen, also die bestehenden Machtverhältnisse noch mit der Würde der Moral zu umkleiden. Wie es in Wahrheit mit der moralischen Verurteilung des Krieges jenseits des Ozeans aussieht, zeigen die Vereinigten Staaten von Amerika selber dadurch, daß sie gerade jetzt in aller Seelenruhe den Krieg als Mittel ihrer Politik anwenden. Daß man in der deutschen Presse, die ja allerdings im allgemeinen ihren Ehrgeiz darin setzt sich so "amerikanisch" wie möglich zu geberden, diesen Kelloggschen Vorschlag gar als eine Manifestation einer Politik der "Jungen" anpreist, zeigt denn doch ein allzu geringes Verständnis für wirklich junge Gesinnung, die am allerwenigsten mit solcher Politik der doppelten Moral etwas anzufangen wüßte. Daß wir uns in Europa gegen die Möglichkeit eines neuen Krieges sichern müssen, ist selbstverständlich. Gerade darauf läuft ja die ganze Politik der deutsch-französischen Verständigung hinaus. Wir wissen aber, daß diese Sicherheit nicht durch Proklamationen gegeben wird sondern nur durch das Hineinwachsen Europas in wirtschaftliche Gemeinschaft, besonders durch Arbeitsteilung in der Produktion, die es bewirkt, daß das Interesse des einen Volkes auch das des andern ist. Deutschland hatte wirklich keine Veranlassung in der Abrüstungsfrage Amerika zu folgen und so den Anschein zu erwecken, als ob es in dieser Frage von Frankreich, das hier den europäischen Standpunkt einnimmt, etwas abrücke. Eine Unstimmigkeit zwischen der deutschen und der französischen Politik wäre wohl den angelsächsischen Mächten sehr willkommen. Aber schließlich wäre es doch nur Deutschland, das den Schaden davontrüge. Aus diesem Grund wollen wir annehmen, daß die deutsche Antwort an Kellogg nur eine (überflüssige) Verbeugung vor dem großen Geldgeber Amerika bedeutet, nicht aber die Richtung unserer Außenpolitik anzeigt. Wir brauchen nicht jede Entgleisung gleich tragisch zu nehmen, möchten aber doch wünschen, daß diese Politik der Entgleisungen bald gänzlich der Vergangenheit angehörte.

Zwischen den Wahlen sind dem deutschen Volk noch kurze Tage der Besinnung gegeben, um den Willen zu bekunden das, was für seine eigene Existenz doch unumgänglich notwendig ist: eine durch Verständigung mit Frankreich bestimmte deutsche Außenpolitik, auch bewußt im Sinn seiner europäischen Sendung zu vollführen.



MAX SCHIPPEL · DEUTSCH - FRANZÖSISCHE KOLONIALVERSTÄNDIGUNG

MAN hat, besonders in Deutschland, die französische Kolonialpolitik in ihren Ergebnissen und Zukunftsmöglichkeiten immer stark unterschätzt. Hat sie doch von der vielgepriesenen, fast allgemein bewunderten Entwicklung der großen englischen Dominien stets wenig an sich gehabt. Ohne eigenen regelmäßigen Bevölkerungsüberschuß fehlte Frankreich die notwendigste Vorbedingung für eine Farmersiedlung nach angelsächsischem Muster, damit aber für die Neubildung von demokratischen Gemeinwesen der Europäer und Weißen, wie Canada, Australien und selbst Südafrika es sind. Kolonisation erschien ein reiner Luxus und eine bloße Forderung des Prestiges, wenn keine dauernde umfassende Auswanderungsbewegung zugrunde lag.

Andrerseits machte die Stetigkeit und Folgerichtigkeit der französischen überseeischen Ausdehnung, gleichviel ob sie von Algier und vom Senegal aus oder in Madagascar und Indochina sich vollzog, seit jeher einen großen Eindruck. Die Produktions- und Verkehrsförderung in diesen, zum Teil vielversprechenden Erdstrichen war nach Überwindung der Schwierigkeiten der ersten Besitzergreifung und Niederlassung jedesmal unverkennbar. Vor allem imponierten die Fähigkeit und die Gewandtheit niedere Wirtschafts- und Kulturstufen den europäischen Wirtschaftsbedürfnissen anzupassen, die Eingeborenen zu versöhnen und zu gewinnen und durch ein weitsichtig entworfenes und durchgeführtes modernes Transportsystem die Befriedung und den Wirtschaftsaufschwung der ausgedehnten und, beispielsweise am Senegal und in Algier, oft seit altersher recht streitvollen Kolonialgebiete zu sichern. Sogar die Times schrieben im Herbst 1925 beim Rücktritt des Marschalls Lyautey von der militärischen und zivilen Leitung Marokkos:

»Neue romanische Städte haben sich neben den maurischen Städten erhoben. Bewundernswerte Straßenanlagen führen über die Ebenen und die Atlaspässe, die großen Feudalherren wurden zu Bundesgenossen des französischen Friedensgebietes. Französische Hochgebirgsklubs schicken Forschungsexpeditionen aus; französische Gelehrte erforschen die Pflanzen- und Tierwelt der selben Plateaus, wo vor 20 Jahren ein verlorener Europäer noch von gutem Glück reden konnte, wenn ihn die Bergstämme nur als Geisel zur Gelderpressung festhielten. Eine ausgezeichnete Justizverwaltung ist an die Stelle der tollen Beamtenwillkür getreten . . . So steckt viel Römisches in der französischen Unterwerfung Nordafrikas und in der Befriedung Marokkos. Eine feste arbeitsreiche Politik der Durchdringung, bald militärisch bald friedlich, hat die alten afrikanischen Provinzen des Reichs der Cäsaren für die europäische Zivilisation zurückgewonnen, die trotz allen ihren Unvollkommenheiten etwas bedeutend Höheres darstellt als das räuberische Treiben von algerischen Deys oder die korrupte Anarchie des verfallenden Scherifats von Marokko.«¹

Eines der vielen großen Verdienste des Internationalen Arbeitsamts in Genf ist es weiteren Kreisen auch die kolonialen Arbeitsverhältnisse durch Berichte und Sammlung von Gesetzen und Verordnungen nähergebracht zu haben. Der verhältnismäßig hohe Stand des französischen kolonialen Arbeitsrechts und Arbeiterschutzes tritt dabei schlagend hervor. Lagen in den französischen überseeischen Besitzungen fast immer die Voraussetzungen für eine massenhafte Weißensiedlung wenig günstig, so blieben die Franzosen dafür um so mehr von der Überhebung und Brutalität verschont, die allem siedlungskolonialen Vorwärtsschreiten bis zur Gegenwart eigen war. Der

¹) Siehe *The Times* vom 30. September 1925: A Great French Administrator.

Ackerbau- oder Weidebetriebssiedler in Nordamerika, Australien und Südafrika erblickte in dem vorgefundenen landvorbesitzenden Eingeborenen in gleicher Weise ausschließlich den unversöhnlichen Feind und das unerträgliche Hemmnis wie in den Rudeln der Raubtiere und den Herden der Büffel und Antilopen. Die Siedlungskolonisation war hier deshalb stets erbarungslos vernichtend gegen die niedrigere Wirtschaftsordnung. Und die ganze britische Kolonialausweitung wurde lange Zeit durch diesen Herrenstandpunkt gekennzeichnet; die ökonomischen Verhältnisse und Notwendigkeiten gestalteten den beherrschenden wie den unterworfenen Menschen nach ihrem Bild. Die Tropenkolonisation, wie sie von Anfang an Frankreich viel mehr als Aufgabe zufiel, braucht die Eingeborenen als Grundbestandteil aller produktiven Arbeit, kann deren produktive Mitwirkung nicht entbehren, muß deren produktive Leistungsfähigkeit und Bereitwilligkeit, daher bis zu einem Grad ihre allgemeine Erziehung und praktische Schulung zu steigern suchen. Was die spanische Indianerpolitik in den wärmeren, dünnbevölkerten Landstrichen Süd- und Zentralamerikas (abgesehen von den eigentlichen Bergwerksrevieren) vor den angelsächsischen Indianermetzeleien in der nördlichen Farmerzone infolge der andersartigen Produktionsgrundlage vielfach auszeichnete, was den verschiedenen südlicheren Indianervölkern innerhalb weiter Erdräume das Dasein rettete, das wiederholte sich in der französischen Tropenkolonisation, die später und unter günstigeren Umständen begonnen wurde, in noch viel nachdrücklicherer Weise und schuf und erhielt eine wesentlich günstigere französische Gesamthaltung gegenüber den "Farbigen"; selbst der Ausdruck mit seinem Beigeschmack von Herabwürdigung und Verachtung ist angelsächsischen Ursprungs und entspricht ganz und gar nicht französisch-romanischem Charakter.

In der Behandlung des Arbeits- und Arbeiterproblems offenbarten sich deshalb häufig unleugbare Vorzüge der französischen Verwaltung. Sogar die Heranziehung der Eingeborenen zum Polizei- und Wehrwesen ist eines der Anzeichen dieser stärkern gegenseitigen Annäherung und Gleichachtung, während eine gehässige Verhetzung (deren Wortführer übrigens sehr oft nichts als politische Meisterschaft in der Ausbildung indischer und ägyptischer Regimenter für britische Macht- und Kriegszwecke sahen) sie ausschließlich aus angeblichen Gelüsten Frankreichs nach europäischer Eroberung und Vorherrschaft emporwachsen läßt.



GLEICH nach dem Weltkrieg beschäftigte man sich in Frankreich viel mit weiteren Kolonialreformen. Im Mittelpunkt stand dabei die durch den Krieg nur noch beschleunigte Revolution in der Verkehrsgestaltung, die gewaltige einmalige Ausgaben nahelegte, andererseits jedoch einen entsprechend hohen Wirtschaftsaufschwung und eine engere Verknüpfung der Reichsteile versprach: vor allem für das wichtige, nach seinen territorialen Zusammenhängen und Abgrenzungen sich stetig verbessernde afrikanische Gebiet von Karthago bis zum Kongo, von Westmarokko bis zum Sudan, vom Mittelmeer bis zum Atlantischen Ozean, wo er den afrikanischen und den südamerikanischen Erdteil (Dakar-Pernambuco) am engsten verbindet.

Das Automobil hat bereits die Sahara, wenigstens für Touristen, erschlossen². Nach dem Aufschwung Casablancas rückte die Zukunft Dakars immer mehr

2) Siehe die Rundschau *Verkehr* in den Sozialistischen Monatsheften 1926 Seite 510.

in den Vordergrund. Vor einem Vierteljahrhundert finden wir Dakar noch als eine gleichgültige kleine Ortschaft mit 2- bis 3000 bodenständigen Einwohnern und kaum 3000 Europäern. 1902 legten hier monatlich 2 Postdampfer an, 1924 waren es schon 60. Als Anlauf- und Orderhafen für die Südafrika- und Südamerikafahrt sucht es infolge seiner einzigartigen Lage an der Stelle des engsten Aneinanderrückens der beiden Zukunftserdteile seinesgleichen. Für die drahtlose Telegraphie, für den Luftverkehr der nächsten Jahre und Jahrzehnte kann man seine Bedeutung kaum hoch genug schätzen; wahrscheinlich wird das Flugzeug sehr bald alle Postsendungen nicht nur bis Casablanca bringen sondern bis Dakar, um sie der regelmäßigen Schifffahrt zu überliefern.

Vor allem wächst das alte Projekt eines großen Überlandbahnbaus durch die Sahara immer mehr über den Rahmen bloßer Anregungen und Empfehlungen hinaus. Im Februar dieses Jahres wurde der Minister für öffentliche Arbeiten vom Gesamtministerium zur Einsetzung einer Studienkommission bevollmächtigt, die die Überwindung der technischen und finanziellen Schwierigkeiten, ferner die durch den Wassermangel bedingten besonderen Betriebsverhältnisse ins Auge fassen und binnen 18 Monate Bericht erstatten soll.

WEGEN aller dieser Pläne, die zum Teil, wie in dem national buntscheckig gebliebenen Westafrika, sich mit ähnlich gerichteten Unternehmungen und Absichten anderer Großstaaten berühren und kreuzen, haben die französische Regierung und noch mehr die französischen Kolonialkreise neuerdings häufiger Führung nach außen gesucht. Der Kampf gegen Seuchen und Tropenkrankheiten von Menschen und Tieren geht hauptsächlich die Regierungen an, die Kapitalheranziehung und die Direktionsbeteiligung die freie Wirtschaft. 1927 leitete man deshalb anlässlich des Pariser Aufenthalts des britischen Kolonialministers Amery Besprechungen ein, die im kommenden Juni wiederholt und fortgeführt werden sollen. In Indochina gedenkt man neue Produktionszweige zur Entfaltung zu bringen, für die, wie man hofft, die reifere inselindisch-holländische Erfahrung nutzbar zu machen sein wird, ebenso wie nach der Kongoseite hin die Unterstützung durch Belgien (und umgekehrt die französische Unterstützung für Belgien) überaus wertvoll erscheinen muß. Die Führung bei diesen Verständigungsanläufen lag bisher in den Händen des Präsidenten der Union Coloniale François-Marsall.

Da Deutschland nirgends mehr ein kolonialer Territorialnachbar ist, so kommt es nur für die rein wirtschaftliche Heranziehung in Betracht. Es kann Kolonialbeteiligungen eingehen, es kann, wenn die Finanzgrundlagen für die Transsaharabahn genügend geklärt und gesichert erscheinen, Bau- und Betriebsmaterialien verschiedenster Art liefern, mit oder ohne engern Zusammenhang mit den Reparationsverpflichtungen des Dawesabkommens. Wie es einst seinen reichen erprobten Stab von Schifffahrtspraktikern und Seeverkehrssachverständigen umfassend der amerikanischen Schifffahrt zur Verfügung stellte, kann es für seinen in der Vergangenheit allmählich herangewachsenen und herangezogenen Stamm von Kolonialpionieren in der französischen Kolonialzone Verwendung finden und für wünschenswerten Nachwuchs sorgen, während für Frankreich eine willkommen zu heißende Belebung seiner Kolonialwirtschaft in Aussicht steht. Die Times begleiteten seinerzeit ihre ersten Mitteilungen über die von Frankreich erstrebte inter-

nationale Zusammenarbeit vielleicht nicht ohne politische Nebenabsichten mit der anscheinend nur parteilos referierenden zusammenfassenden Bemerkung: »Nach der Anschauung der amtlichen Kreise Frankreichs folgt das Beiseitelassen Deutschlands (the omission of Germany) bei den Projekten logisch aus der Tatsache, daß Deutschland gegenwärtig keine Kolonien hat und daher nicht zu den interessierten Kreisen gehört.«³

Glücklicherweise erscheint dieser Wink mit dem Zaunpfahl den französischen Kolonialorganisationen nicht verbindlich. Man geht vielmehr in Frankreich jetzt daran Deutschland zur kolonialen Mitarbeit heranzuziehen⁴.

Es wäre in der Tat schlimmste Selbsttäuschung, wenn man in Frankreich die hochgespannten Erwartungen, die England auf seine, zum Teil durch rücksichtsloseste Intrigen gegen Frankreich gewonnenen westafrikanischen Gebiete heute setzt, übersehen und England ohne das Gegengewicht anderer Länder (auch wegen Belgiens und des belgischen Kongos) lassen wollte. Wie bei der Wühlarbeit gegen das kontinentaleuropäische Zusammenwirken scheint jedoch England abermals die Rechnung ohne den Wirt gemacht zu haben. Nach einer beachtenswerten Darstellung, die der Generalkonsul Karl Lachner im Februar dieses Jahres im Völkermagazin gab, und die durch eine kürzere Mitteilung in der Diplomatenzeitung ergänzt wurde, sind für die ehemaligen deutschen westafrikanischen Kolonien und für das französische Äquatorialafrika die Besprechungen schon ziemlich weit fortgeschritten. Für die »gemeinsame Arbeit unter Gleichberechtigung beider Teile« stände für Deutschland die Kolonialgesellschaft Westafrika mit dem Sitz in Berlin im Mittelpunkt. Die Gesellschaft hat nach Lachner die Aufgabe für »den Betrieb von Kolonialunternehmungen, insbesondere auch die Begründung von Verkehrsunternehmungen und die Beteiligung an solchen, den Ein- und Verkauf von Kolonialerzeugnissen und von Waren zwecks Einfuhr in Kolonialgebiete sowie die Durchführung von Geschäften aller Art, die mit den vorstehenden Gesellschaftszwecken in unmittelbarem oder mittelbarem Zusammenhang stehen, im Verein mit französischen Kolonialgesellschaften Plantagen-, Industrie- und Handelsunternehmungen zu bilden, und nicht nur in den Mandatsgebieten tätig zu sein sondern in Zentralafrika bis zum Kongo«. Die deutsch-französischen Tochtergesellschaften sollen je zur Hälfte mit deutschem und französischem Kapital gegründet werden, die Aufsichtsräte dieser Gesellschaften paritätisch aus Deutschen und Franzosen zusammengesetzt sein. Lachner weist auf die allgemeinere Bedeutung der neuen Zielsetzung hin: »So wie die wirtschaftlichen und politischen Bestrebungen beider Regierungen darauf hinsteuern müssen in engster Zusammenarbeit in Europa das Gleichgewicht friedlich wiederherzustellen, so muß es auch unser Bestreben sein auf kolonialem Gebiet durch eine Verständigung ein gleiches zu erzielen. Keine Mittel und Wege dürfen gescheut werden, die zu diesem Ziele führen. Wir müssen den kolonialen Aufbau so intensiv wie nur möglich betreiben, damit wir gewisse Anrechte aufrechterhalten können. Die Rohprodukte müssen wir direkt importieren, dies dient in erster Linie der Volkswirtschaft. Schiffahrt, Handel und Industrie sollten diese Bestrebungen unterstützen, und das Großkapital mit den Banken müßte auch hierfür Mittel zur Verfügung stellen.«

Hoffentlich werden die Keime zur wirtschaftlichen Wiederaufrichtung Europas und seiner Kolonialergänzung nicht durch weltpolitische Kurzsichtigkeit, geistige Unbeweglichkeit und nationalistische Verblendung erstickt.

3) Siehe *The Times* vom 20. Februar 1928: *The Development of Colonies, Anglo-French Plans.*

4) Siehe die Rundschau *Außenkolonisation*, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte Seite 370 und folgende.

ALWIN SAENGER · RECHTSREFORMEN IM KOMMENDEN REICHSTAG



UCH in der Neuschaffung und Fortentwicklung des Rechts hat der alte Reichstag, der nun einem neuen Platz machte, kein Werk von allgemeinerer Bedeutung hinterlassen. Die Vergleichsordnung, das Gesetz über den Vergleich zur Abwendung des Konkurses, ist das einzige größere Gesetz, das zustande kam; es war die notwendige Folge der Stabilisierung der wirtschaftlichen Verhältnisse und dient dem Zweck eines gerechten Ausgleichs der Interessen von Gläubigern und Schuldern bei drohendem Vermögensverfall eines Schuldners. Indes, nicht in der Vielheit liegen Notwendigkeit und Güte. Man muß im Gegenteil den warnenden Stimmen beipflichten, die sich gegen die zunehmende, kaum noch übersehbare Masse von Gesetzen und Verordnungen wenden. Die Notwendigkeit das Recht in seinen Grundgedanken mit Staat und Zeit in Einklang zu bringen bleibt unberührt. Große notwendige legislative Arbeiten sind sowohl auf strafrechtlichem wie auf zivilrechtlichem Gebiet von der neuen Volksvertretung zu lösen. Dazu kommen noch verfassungsrechtliche Aufgaben. Es ist der Hinweis notwendig über die populäre und meist besprochene Frage der Strafrechtsreform nicht die gleich wichtige Neuordnung entscheidender Bestimmungen des zivilen Rechts zu übersehen.

Der Reichstag wird infolge des Überleitungsgesetzes als eine erste Vorlage den Entwurf eines *Allgemeinen Deutschen Strafgesetzbuchs* vorfinden, über den seit September 1927 Monate hindurch im Strafrechtsausschuß verhandelt wurde. Man wird gegenüber manchen (nach meiner Überzeugung zu Recht erhobenen) Angriffen gegen das Parlament auf jene Verhandlungen des Strafrechtsausschusses hinweisen dürfen, die in der sachlichen und sachkundigen Diskussion über einen schlechthin grandiosen Rechtsstoff vorbildlich waren; die Verdienste des Vorsitzenden, Wilhelm Kahls, an der Bearbeitung dieses Gesetzgebungswerks müssen stark hervorgehoben werden. Das allgemein gehaltene Niveau konnte auch nicht durch die kommunistischen Vertreter gedrückt werden, die die wissentlich falsche Anschuldigung, eine der ehrlosesten menschlichen Handlungen, straflos lassen und die Todesstrafe nur für kapitalistische Staaten abschaffen, für Rußland aber als Abschreckungsmittel beibehalten wollen. Ein derartiges intellektuelles und politisches Versagen bleibt unübertreffbar. Die Zustimmung zu dem Überleitungsgesetz war zweckmäßig. Nicht nur der Hinweis auf Österreich, dessen Volksvertretung an dem für die Schwesterrepubliken gemeinsamen Entwurf weiter arbeitet, ist entscheidend. Gleich zwingend ist die Tatsache, daß durch das neue Einbringen eines Strafrechtsentwurfs beim Reichsrat und Reichstag so viel Zeit verloren ginge, daß die Fertigstellung des Gesetzes in der nächsten Legislaturperiode abermals erheblich gefährdet erschiene. Da die bisher gefaßten Ausschlußbeschlüsse in keiner Weise irgendwie bindend sind, können Reichsjustizverwaltung und Parlament jedem neuen Gedanken Geltung schaffen. Eine weitere Verzögerung in der Abfassung eines neuen Strafgesetzbuchs, erscheint unerträglich. Die Meinung, man möge noch einige Jahre bis zu einer lebendigen Gestaltung der Demokratie warten, muß entschieden bekämpft werden. Auf keinem Gebiet des öffentlichen Lebens sind in den letzten Jahren in der ganzen Kulturwelt so viele theoretische und praktische Umwälzungen erfolgt wie in der Kriminalpolitik.

Wir strafen aber in Deutschland noch immer nach den Gedankengängen des preußischen Polizei- und Strafrechts von 1851. Der Entwurf bringt in seiner Grundtendenz gute Fortschritte. Die Spuren des Kompromisses zwischen Vergeltung und Erziehung sind gewiß deutlich, einzelne Bestimmungen des Besondern Teils, vorweg politische Verbrechen und Schutz der Arbeitskraft, höchst anfechtbar. Hier müssen sich in einem neuen Reichstag Verbesserungen erreichen lassen. Aus täglicher praktischer Erfahrung heraus muß ich bekennen, daß die im Entwurf vorgesehene individuelle Würdigung des Täters, die Ablehnung von Ehrenstrafen und Polizeiaufsicht, die Berücksichtigung geminderter Zurechnungsfähigkeit, die Möglichkeit bei kleinen entschuldbaren Straftaten von jeder Strafe abzusehen, vor allem die Zubilligung mildernder Umstände ausnahmslos bei allen Straftaten für unzählige Angeklagte eine außerordentliche Verbesserung bedeuten. Wir dürfen mit Recht betonen, daß alle diese Fortschritte ohne die sozialistische Bewegung unmöglich gewesen wären, und gerade darum werden wir nachdrücklich bei den künftigen Verhandlungen uns von den Ideen leiten lassen die Gemeinschaft zu schützen, die Besserungsgeneigten zu bessern, die Unverbesserlichen vor sich selbst und die Gesellschaft vor ihnen zu schützen. Wir wissen aber auch, daß bis zur Einführung eines ganz von unseren Ideen erfüllten Strafgesetzbuchs noch geraume Zeit vergehen wird.

Die selbstverständliche Folge eines neuen Strafgesetzbuchs für das Deutsche Reich ist die reichsgesetzliche Neureglung des *Strafvollzugs*. Der Entwurf eines Strafvollzugsgesetzes ging dem Reichsrat im Juli 1927 zu. Er wird voraussichtlich ohne wesentliche Änderungen dem Reichstag vorgelegt werden. Ein Strafvollzugsgesetz zu schaffen ist eine Aufgabe, die an Wichtigkeit keineswegs der Schaffung eines Strafgesetzbuchs nachsteht. Die Idee der Besserung und Sicherung wirkt sich praktisch überhaupt erst im Strafvollzug aus. Besserung und Sicherung müssen noch mehr als in dem vorliegenden Entwurf die bestimmenden Grundlagen des Strafvollzugs werden. Daneben wird in dem Strafvollzugsgesetz das wichtigste Kapitel die Fürsorge für die aus der Straftat Entlassenen sein. Mit Nachdruck muß die Fürsorge für entlassene Strafgefangene als eine Angelegenheit und Aufgabe des Staates erachtet werden. Die Schuld der heutigen Gesellschaft an dem Schicksal der entlassenen Gefangenen ist so groß, daß der Strafvollzug weitgehend der Staatspflicht zur Fürsorge Rechnung tragen muß.

Zu diesen beiden großen legislativen Aufgaben im Kriminalrecht kommt die Neubildung des *Strafprozeßrechts*. Die Reichsjustizverwaltung hat bisher geplant, daß die durch das neue Strafrecht notwendigen Änderungen der Strafprozeßordnung in einem umfangreichen Einführungsgesetz zum neuen Strafgesetzbuch enthalten sein sollen. Dieser Weg scheint mir nicht gangbar. Die Grundsätze über die Anwendung des Strafrechts im Strafprozeß sind so wichtig wie das materielle Recht selbst. Wird aber das materielle Recht, wie es die Justizverwaltung doch selbst will, grundlegend umgestaltet, so kann man sich auf dem Gebiet des Strafprozeßrechts nicht mit einem Flickwerk begnügen. Zudem ist durch die Notverordnung des frühern Ministers Emminger eine so starke Veränderung in das deutsche Strafprozeßrecht hineingebracht worden, daß es nicht zu verstehen wäre, wollte man sich bei einer vollkommenen Reform des materiellen Strafrechts mit einer halben Reform des Strafprozeßrechts begnügen. Es ist unmöglich nach der großen

Reform des Strafrechts die unzulänglichen Bestimmungen über die Wiederaufnahme eines rechtskräftig abgeschlossenen Strafverfahrens beizubehalten. Die Beibehaltung dieser rechtlichen Unzulänglichkeit würde gegenüber dem neuen materiellen Recht zur stärksten Disharmonie führen. Es kann nicht bestritten werden, daß angesichts der heute bestehenden, rein formalistischen Paragraphen der Strafprozeßordnung eine Wiederaufnahme selbst in den Fällen nahezu unmöglich ist, in denen das Rechtsbewußtsein sie verlangen muß. Zu einer Reform des Wiederaufnahmeverfahrens kommt die gleichdringende Neuordnung der Abschnitte über das Revisionsverfahren im geltenden Prozeßrecht. Kein Praktiker wird bestreiten, daß in zahlreichen Fällen Urteile durch Feststellungen revisionssicher gemacht werden, die in hohem Grad anfechtbar sind. Die Neuordnung des strafprozessualen Revisionsrechts muß in Nachbildung ausländischen, besonders aber österreichischen Rechts vor allem ermöglichen, daß das Revisionsgericht selbst tatsächliche Feststellungen im Gegensatz zu dem Vorderrichter vornehmen kann und muß, wenn solche neuen Feststellungen durch das Revisionsgericht notwendig sind. Weiter ist eine Reform des Strafprozesses in dem Sinn zu verlangen, daß der Angeschuldigte eine dem Staatsanwalt vollkommen gleiche Parteistellung erhält, und die Reste des Inquisitionsprozesses beseitigt werden; der Richter darf nur zu urteilender Tätigkeit in der Hauptverhandlung berufen werden. Die früheren Schwurgerichte müssen wiederhergestellt werden, und die Geschworenen sind im Fall des Schuldspruchs bei der Strafzumessung entscheidend zu hören. Eine weitergehende Beteiligung der Laien an der Rechtsprechung ist zu sichern. Schon diese wenigen Hinweise zeigen die Notwendigkeit einer vollkommenen Überprüfung und Neugestaltung des Strafprozeßrechts.

Neben den genannten 3 großen kriminalpolitischen Aufgaben steht die Notwendigkeit Teile des Zivil- und Zivilprozeßrechts zu reformieren. Unser Bürgerliches Gesetzbuch ist bald 30 Jahre in Wirksamkeit. Sehr lange für eine Epoche, die große gesellschaftliche Umwälzungen erlebt hat.

Eine Teilreform des *Bürgerlichen Gesetzbuchs* muß erfolgen, wenn nicht eine weitere Entfremdung zwischen Recht und Volk eintreten soll. Diese Reform fällt gewiß nicht in das vorhin erwähnte Kapitel der gesetzgeberischen Hypertrophie. Die Rechtsstellung der Frau im Familienrecht des Bürgerlichen Gesetzbuchs ist praktisch geradezu eine Leugnung der Artikel 109, 110 der Reichsverfassung. Selbst im 10. Jahr der Republik ist ein Gleichberechtigungsgesetz erlassen worden, dessen Grundsatz wie der der absoluten Gleichberechtigung von Mann und Frau im Zivilrecht noch nicht durchgeführt. Es ist doch selbstverständlich die gesetzliche Festlegung des Rechts zu verlangen, daß die Frau bei der Entscheidung über das künftige Lebensschicksal ihres geborenen Kindes gleichberechtigt mitzusprechen, die Entscheidung über die Eingehung der Ehe des gemeinsamen Kindes zu geben, ihr gegenüber dem Mann die elterliche Gewalt über das Kind, dem sie das Kind zuerzogen hat, zu überlassen können. Die Gleichheit von Mann und Frau ist auch im Familienrecht anzustreben. Die Notwendigkeit einer Erweiterung des Familienrechts kann heute von keinem mehr geleugnet werden, dem eine wahrhaftige Lebensgemeinschaft bedeutet. Nur wer die Notwendigkeit der Reform über den Inhalt stellt, kann die Reformbedürftigkeit des Familienrechts bestreiten. Eine Ehe aufrechterhalten zu wollen oder

zu müssen, die keine Ehe mehr ist, ist doch eine unsittliche, unwahrhaftige und unreligiöse Handlung. Im Rechtsausschuß des Reichstags fand sich noch in den letzten Tagen des Parlaments eine Mehrheit für eine ganz bescheidene Scheidungsreform. Die Auflösung des Reichstags verhinderte die Stellungnahme des Plenums zur Arbeit dieses Ausschusses. Das Verlangen nach einer Scheidungsreform wird nicht mehr verstummen, denn sie wird von wahrhaftigen Menschen verlangt. Das Zentrum wird einen großen Teil der Verantwortung dafür tragen, ob diese Reform bald kommt oder noch länger auf sich warten läßt, und ob Ehegatten weiter zu verlogenen Mitteln greifen müssen eine zerfallene Ehe zur äußerlichen Lösung zu bringen. Ich glaube nicht, daß das Zentrum sich auf die Dauer der Logik verschließen kann, daß derjenige, der selbst in weitestgehendem Maß Toleranz für sich verlangt, diese Toleranz auch anderen geben muß. Wollte das Zentrum diesen Grundsatz nicht anerkennen, so würde es damit die Berechtigung dessen bestreiten, was die römisch-katholische Kirche gerade in Deutschland für sich in Anspruch nimmt: die Gesinnungsfreiheit. Gleich dringlich wie die Reform des Scheidungsrechts ist eine Reform der Rechtsstellung des sogenannten außerehelichen Kindes. Am 22. Mai 1925 wurde dem Reichsrat der Entwurf eines Gesetzes über die unehelichen Kinder und die Annahme an Kindesstatt vorgelegt. 3 lange Jahre ist nichts geschehen, um ein wahrhaft erschütterndes Unrecht zu beseitigen. Auf dem Deutsch-Nordischen Jugendfürsorgetag des Archivs Deutscher Berufsvormünder zu Lübeck am 4. September 1924 wurde uns so viel Gutes und Vorbildliches über die Rechtsstellung der unehelichen Kinder in den skandinavischen Ländern in zahlreichen Vorträgen mitgeteilt, daß man sich doch wundern muß, wie langsam gerade in diesem Punkt die Gesetzgebung der Republik arbeitet. Mutterschaft und Kindschaft müssen ohne Rücksicht auf die gesetzliche Form der Eheschließung für ein Kulturvolk, das diesen Namen verdient, ein heiliges Gut sein. Das geltende Zivilrecht gibt gegenüber dieser selbstverständlichen Forderung den Männern noch eine derartige unsittliche Sonderstellung, daß der neue Reichstag unter allen Umständen die Gleichstellung der unehelichen und ehelichen Kinder herbeiführen muß. Bei der Reform des Familienrechts wird auch eine Regelung des Rechtsverhältnisses von Stiefkind und Stiefeltern zu erfolgen haben. Das geltende Erbrecht des Bürgerlichen Gesetzbuchs muß die gesetzliche Erbfolge einschränken und das Erbrecht des Staats erweitern. Nach dem jetzigen Recht sind beispielsweise die gesetzlichen Erben der 4. Ordnung die Urgroßeltern des Erblassers und deren Abkömmlinge. Eine derartige Sanktion eines unantastbaren Eigentumsbegriffs verträgt sich mit der Gemeinschaftsidee unserer Zeit nicht mehr. Diese kurz skizzierten Reformen des Familien- und Erbrechts erscheinen im Gebiet des Zivilrechts als die notwendigsten. Daneben ist aber doch auch nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß von hervorragender juristischer Seite die Reformbedürftigkeit des Bürgerlichen Gesetzbuchs auch in folgenden Materien betont worden ist: Erweiterung der Entmündigungsgründe durch Einbeziehung des Gebrauchs von Nervengiften, Anpassung der Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuchs über Schuldfähigkeit, Schuld und Ausschluß der Rechtswidrigkeit an das neue Strafgesetzbuch, neuzeitliche Regelung der sogenannten Sicherungsübereignung; auch das Vertrags- und das Sachenrecht müssen reformiert werden. In Wechselwirkung mit dem materiellen steht das prozessuale Zivilrecht. Seit Jahren wird die notwendige Reform des *Zivilprozeßrechts* von Theo-

retikern und Praktikern erörtert. Seit Jahren tagt eine für diesen Reformzweck eingesetzte Kommission im Reichsjustizministerium. Die Zeit zu handeln ist auch hier gekommen. Die Reform des Zivilprozeßrechts wird von dem Gedanken einer möglichen Vereinfachung und Klarheit des Verfahrens auszugehen haben, und in Befolgung dieser Grundgedanken wird die Reform zu einer wesentlichen Einschränkung der Grundsätze der Parteimaxime und der Schriftlichkeit des Verfahrens kommen müssen.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß der neue Reichstag auch die Aufgabe haben wird entweder im Rahmen der Reform des Bürgerlichen Gesetzbuchs oder auch in der Form eines Sondergesetzes ein soziales *Wohnrecht* zu schaffen. Nach Aufhebung der Zwangswirtschaft kann eine wirkliche Wohnkultur nicht bei den wenigen Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuchs über den Mietsvertrag anknüpfen. Es müßte ein erhöhter Schutz des Mieters vor allem in Sicherungen gegenüber unsozialen Kündigungen und in dem Schutz gegen die organisierte Macht des Hausbesitzertums geschaffen werden.

Auf dem Gebiet des *Verfassungsrechts* endlich wird es eine erste Verpflichtung der neugewählten Volksvertretung sein das dringend notwendige Ausführungsgesetz zum Artikel 48 der republikanischen Verfassung zu schaffen.

Die Arbeit des kommenden Reichstags auf dem Gebiet der Fortbildung des Rechts ist in der Tat so umfangreich und so verantwortungsvoll, wie sie es in keiner frühern Periode für die Volksvertretung gewesen ist. Für uns Sozialisten sind die Richtlinien bei der Lösung dieser großen legislativen Aufgaben vorgezeichnet. Wir dürfen wiederholen, was auf dem Parteitag in Augsburg über die künftigen Justizreformen gesagt wurde. Die großen kommenden Reformen sind bedingt: politisch durch die republikanische Staatsform des Deutschen Reichs und seiner Länder, wirtschaftspolitisch durch die Erkenntnis, daß die Arbeit als die eigentliche Aufgabe der Menschengemeinschaft den Primat hat, daß sie zudem gleichzeitig die Hauptquelle jeglicher Wohlfahrt der Gesamtheit ist; ethisch durch die in der sozialistischen Weltbewegung der arbeitenden Massen neu gefundenen Grundsätze der solidarischen Gemeinschaft aller schaffenden Menschen und des Gemeinsinns, der über dem Interesse des einzelnen steht und dadurch der Schützer eben jedes einzelnen wird.

ANNA SIEMSEN · ERZIEHUNGSSILLUSIONEN

WENN Erziehungsfragen vor die Öffentlichkeit kommen und in ihr erörtert werden, zeigt sich regelmäßig zur Rechten wie zur Linken eine Auffassung, die bei aller sonstigen grundsätzlichen Verschiedenheit dem Lehrer als gleichmäßig wirklichkeitsfern auffallen muß, bestimmt durch eine Theorie vom vollkommenen Erzieher, der als eine Art Herrgöttl mit aller Herrlichkeit absoluter Einsicht und Macht ausgestattet, aber auch mit der Verantwortung des Schöpfers für sein Geschöpf belastet erscheint. Welcher Theorie gegenüber die Wirklichkeit des staatlichen Unterrichtsbeamten natürlich der schwersten Kritik verfällt. Das wäre an sich unbedenklich. Kritik ist gut, und selbst ungerechte Kritik nur dann schädlich, wenn sie von der Erkenntnis wirklicher Schäden und ihrer Besserung ablenkt. Das aber gerade scheint hier der Fall zu sein. Und deswegen ist über diese Illusion im allgemeinen gesellschaftlichen und erzieherischen Interesse einiges zu sagen.

Anlaß dazu geben die Erörterungen zum Krantzprozeß. Ich schalte hier die Tatsache aus, daß diese ganze Angelegenheit anscheinend auf die verkehrteste Weise ins Kriminelle hineingespielt ist. Der Umstand, daß man Kindern einen Revolver in die Hand gegeben hatte, und daß dadurch die Komödie, die sie mit sich selbst in ihrer Ratlosigkeit spielten, in einer Katastrophe endete und 2 junge Menschenleben zerstörte, belastet die Behörden und Organisationen, die das ermöglichten, nicht die Opfer dieser groben Fahrlässigkeit. Das Gericht hat durch seinen Freispruch das unterstrichen, und es ist ja wohl zu hoffen, daß ähnliche prozessuale Mißgriffe in Zukunft vermieden werden. Ich sehe weiter ganz von der sensationellen "Aufmachung" ab, die der Prozeß weit weniger durch die Schuld der (freilich größtenteils höchst angreifbaren) Berichterstattung als durch die des Staatsanwalts erhielt, dessen Fragestellung Dinge in den Mittelpunkt schob, die in jedem Betracht für die Beurteilung der Vorgänge gleichgültig, dagegen dem Sensationsbedürfnis eines bestimmten Publikums mit veränderter oder überreizter Sexualität höchst willkommen waren. Entfernt man diese Begleitumstände, so bleibt das Durcheinander, das junge, von den Wirrnissen der Pubertät geplagte, durch allerlei literarische und auch philosophische Probleme aufgeregte Menschen ohne eine Ahnung vom Leben, ohne Aufgaben und Ziele (wenn man nicht das Abiturientenexamen und eine nachherige Berufskarriere als "Ziel" ansehen will) in ihren menschlichen Beziehungen notwendig anrichten müssen. Was die Sache Krantz-Scheller davon zeigt, ist ernst genug, um so ernster, als es sicher in seinem Gesamtbestand, natürlich nicht in allen Einzelheiten, gar nicht ungewöhnlich ist. Hilflosigkeit, Kräftevergeudung, ein Vorwegnehmen von Dingen, denen man geistig und körperlich noch nicht gewachsen ist, alles das haben frühere Generationen gewiß auch gekannt. Aber in solch heilloser Verwicklungen, in einen solchen Zwang zur Lüge hat es sie doch nur ausnahmsweise gebracht, einfach deshalb, weil früher die Möglichkeiten Dummheiten zu begehen bedeutend mehr beschränkt waren.

So erhebt man auf der einen Seite den Klageschrei über die Verwilderung der Jugend und den Ruf nach der alten Zucht und Sitte, will sagen nach dem alten Zwang. Und hat damit vollkommen unrecht. Nicht nur, weil die Gegenwart den alten Zwang mit seinen Polizeimitteln und seiner Unmündigkeitsillusion undurchführbar macht, sondern auch und vor allem, weil fast alle Fälle sogenannter Unmoral, vor allem aber diejenigen, in denen die "unmoralischen" Jugendlichen in schwere Verlegenheiten geraten, nur Hilflosigkeit bezeugen. Alle diese frühreifen "höheren Töchter" und krisenzerwählten Gymnasiasten und ihresgleichen in der Arbeiterjugend sind einfach verirrt und verlorengegangen auf ihren notgedrungenen Entdeckungsfahrten in dem Chaos unserer Kultur, die mit unwahrhaftigen Konventionen ebenso sehr nach der Seite der "genialen" Lasterhaftigkeit wie der der Moral belastet ist. Dabei sind diese verirrtten Abenteurer durchweg mehr wert als die brav zu Hause Bleibenden oder die von Natur Angepaßten, die mitmachen, ohne entdeckt zu werden. Hier nun erschallt mit Recht der Ruf nach Hilfe, nur daß er sich an die falsche Adresse wendet. Wo sind die Eltern, heißt es, wo sind die Lehrer? Sehen sie denn nicht, was um sie her vorgeht? Und was taugt ein Lehrer, der nicht merkt, was seinen Schülern zustößt, die er doch Tag für Tag unter Augen hat und durchforschen kann?

Die Frage der Eltern steht für sich. Ich möchte zwar bescheiden bemerken, daß Eltern heutigen Tages sehr beschäftigte, geplagte, gehetzte Menschen zu

sein pflegen, und daß unser atemloser Existenz- und Konkurrenzkampf den wenigsten die Kraft zu dem sehr subtilen und schwierigen Dienst um das Vertrauen eines jungen Menschen läßt. Die Frage der Familie, die wirklich nicht so einfach zu lösen ist, bedarf einer grundsätzlichen Erörterung, an die man einmal wird herangehen müssen. Sie bleibe in diesem Artikel unerörtert. In ihm geht es um die Schule und die Lehrer.

Es ist nämlich nicht nur dieser Fall, in dem kluge, gebildete, selbst welt-erfahrene Leute derartige Forderungen erheben und, nachdem sie das Versagen der vor die Schranken Geforderten konstatiert haben, sich achselzuckend abwenden: Was könntet ihr erreichen, denen die Seelen unserer Jugend anvertraut sind, die ihr die Schätze unserer Kultur ihnen erschließen könnt! Und wo bleibt eure Leistung? Darauf ist zu sagen: Es ist ein Irrtum, daß dem Lehrer und der Lehrerin der öffentlichen Schule unsere Jugend oder deren Seelen anvertraut seien, und ein ebenso großer, daß sie unsere Kulturschätze ihnen zu erschließen haben. Sie haben vielmehr vom Staat den Auftrag erhalten ein ganz bestimmtes und durchaus nicht gering bemessenes Quantum von Wissen und Fertigkeiten zu übermitteln und werden in dieser Arbeit so genau kontrolliert wie nur irgendein Bureauvorsteher oder Betriebsbeamter: durch Prüfungen in den Höheren, durch oft recht erbarmungslose Inspektionen in den Volksschulen. Es kann natürlich vorkommen, daß ein staatlicher Prüfungskommissar oder ein Schulinspektor Interesse an Seelenpflege und dergleichen hat, und es kommt in letzter Zeit anscheinend überraschend häufig vor. Im System der Schule ist es so wenig vorgesehen wie etwa das Interesse eines Ministerialdirektors an der Blumen- oder Kanarienzucht seines Sekretärs. Nun sind aber Lehrer Menschen mit der menschlichen Eigenschaft dem Druck und der Forderung von oben schon um der lieben Bequemlichkeit willen nachzugeben. Sie werden also in der Regel auf die verlangten Resultate in Inspektionen und Prüfungen hinarbeiten. Seelenpflege aber ist eine "Volltagsaufgabe", wie die Engländer sagen. Und ein Lehrer, der auf die Abschlußreife "paukt", kann sie an seinen Schülern so wenig betreiben wie ein Bureauleiter an seinen Angestellten. Sie haben anderes zu tun. Sind sie Menschenkenner und Menschenfreunde, so wird allerlei Erzieherisches und Seelenpflegerisches sich nebenbei ergeben, und es ist natürlich wünschenswert, daß dem so sei. Aber sowenig wir bei einem Stift, der sich in Schwierigkeiten verwickelt, anklagend zu rufen pflegen: Wo war der Rayonchef, in dessen Hände diese jugendliche Seele gegeben wurde?, so wenig haben wir bei einem Lehrer das Recht zu solcher Frage. Die Lehrer werden ja nicht nach ihrer Eignung als Erzieher ausgewählt. Das ist aus 2 Gründen unmöglich: 1. weil wir keine Prüfungsinstanzen und Behörden haben, die nach diesem Gesichtspunkt auszuwählen verstehen, 2. weil es unmöglich wäre hinreichend "Erzieher" für die rund 12 Millionen Kinder zu finden, die unsere öffentlichen Schulen besuchen.

Unsere Lehrer sind Unterrichtsbeamte, speziell unterrichtet und geschult, kontrolliert und diszipliniert, um eine genau umschriebene qualifizierte Arbeit korrekt zu leisten und als Entgelt sichergestellt, wie man in Deutschland Beamte eben sicherstellt. Sie haben ihre Arbeit bisher in der Regel "zur Zufriedenheit der Behörden" erledigt, und die Öffentlichkeit hat sie und die Arbeit als Selbstverständlichkeit hingegenommen. Wenn die Sache jetzt nicht mehr recht funktionieren will, sogar in Einzelfällen ganz versagt, so ist es an der Zeit sich

nach den Gründen umzusehen. Aber der "Schrei der Not nach dem Erzieher" ist so ziemlich die sinnloseste Reaktion, die sich denken läßt. Der Erzieher ist eine ebenso seltene, vielleicht seltenere Erscheinung als der Künstler. Er wirkt übrigens im gesellschaftlichen Alltag, zu dem auch die Schulen zu rechnen sind, ebenso beunruhigend wie dieser und hat natürlich auch die gleichen Schwierigkeiten, die schwersten von seiten jener, die die heiligen Aufgaben des Erziehers vor allem zu preisen pflegen. Siehe Pestalozzi. Wir haben an Deutschlands öffentlichen Schulen etwa 250 000 hauptamtliche Lehrer und brauchten erheblich mehr, wenn nicht Kulturaufgaben bei uns zum großen Teil mit Reden und idealen Forderungen bestritten würden. Bei diesen allen Erzieher- und Seelsorgereignung zu verlangen ist genau so sinnvoll, als wollten wir zur Behebung unserer Wohnungsnot ein Tausenderheer schöpferischer Architekten fordern. Was wir brauchen, ist etwas anderes: ein vernünftiges System indirekter Erziehung durch erzieherisch wirkende Institutionen, einen Unterricht, der wirklichkeitsnah ist und der Jugend das Lebensnotwendige gibt, ohne sie mit "Kultur" und Problemen zu überladen, die sie sich selber nach ihrem Bedürfnis erobern sollen, und endlich die Ehrlichkeit der Distanz, die sich der Jugend nicht aufdrängt, sondern ihr Freiheit des Suchens und Irrsins läßt und nur eingreift, wenn Not am Mann ist

Besser ist es die Not des Eingreifens zu vermeiden. Und hierin verfehlen wir es, weil wir die Jugend in eine unmögliche Lage drängen. Ich spreche hier nicht von der zugrunde liegenden allgemeinen Not; daß nämlich unserm Erwachsenenleben heute die Anständigkeit und Ehrlichkeit fehlen, und daß angesichts unseres Vorbilds den jungen Menschen eigentlich nichts anderes übrig bleibt als Heuchler oder Zyniker zu werden; bei der Entwicklung auf diesem Weg stolpern sie dann wie Paul Krantz, wie Hilde Scheller oder gehen zugrunde wie ihr Bruder Günther. Ich lasse diese Frage gesellschaftlicher Moral beiseite, hebe nur die einfachere hervor: die des äußern Aufbaus unserer Ausbildung, der mir für die Höheren Schulen falsch erscheint.

Die Jahre der beginnenden und sich vollendenden Pubertät kennzeichnen zunächst starkes körperliches Tätigkeits- und Erlebnisbedürfnis, Gefolgschafts- und hordenmäßiger Gemeinschaftstrieb, später ein egozentrisch übertriebenes Persönlichkeitsgefühl und Geltungsbedürfnis, das alle Welt- und Gesellschaftsprobleme auf sich bezieht, allgemeine Krisen und Kämpfe zu persönlichen Konflikten umzustempeln liebt und im Widerstreit unausgeglichenener wachsender Kräfte sich leicht in Katastrophengefühle hineinsteigert. In diesen Jahren setzen wir unsere Kinder, wenn wir es recht gut mit ihnen meinen, in die Isolierzelle einer Klasse, wir kapseln sie gegen die Wirklichkeit ab, überfüttern sie mit "formalem Wissen", den fertigen Kulturgütern entschwundener Epochen und Problemen, die sie nicht selbst erlebt haben. Es ist staunenswert und ein ermutigendes Zeichen für die Gesundheit und Unverwüstlichkeit jugendlichen Lebenswillens, daß nur so wenige daran zugrunde gehen. Aber die überlebende Mehrheit geht doch mit verminderter Kraft aus diesem wunderbaren Verfahren hervor. Wer das bezweifelt, möge jugendliche Arbeiter auf ihre geistige Frische, Selbständigkeit und Aufnahmebereitschaft mit der gleichaltrigen akademischen Jugend vergleichen. Der Unterschied spricht gegen unser Schulsystem und für eine Ausbildung, die die jungen Menschen in praktischer Arbeit und tätiger Verantwortung erleben läßt, was sie in reiferen Jahren theoretisch verarbeiten sollen.

Auch unsere Arbeiterjugend wird verwahrlost, sie wird in einer Zeit ausgenutzt, da sie ihre Kräfte zum Wachstum gebraucht, sie bekommt nur einen sehr kleinen Ausschnitt der Wirklichkeit an ihrer Lehr- und Arbeitsstelle und in ihrer zumeist noch planlos zersplitterten Freizeit aus einer beengten Perspektive zu sehen, und sie leidet natürlich unter den Wirkungen unserer allgemeinen Schein- und Unmoral, unter den Wirkungen unserer heillos unvernünftigen gesellschaftlichen Verhältnisse ebenso wie die "höhere Jugend"; aber sie hat, was dieser fehlt: dauernden Kontakt mit der Wirklichkeit, Zwang der Selbstbehauptung, sinnvolle und notwendige Arbeit statt der ewigen Vorübungen auf eine solche und das befreiende Gefühl der eigenen Leistung. Erkenntnis kommt ihr nicht als fertiges Resultat fremden Denkens, das man vielleicht wie ein Geduldspiel scheinbar selbst zusammensetzen darf, sondern mit dem wachsenden eigenen Erfahren. Und so scheint mir diese Ausbildung, roh, zufällig, beengt und unzulänglich wie sie heute noch ist, weit eher in der Richtung einer künftigen Erziehung zu liegen als die der Höheren Schule. Auch diese ist gewiß verbesserungsfähig und verbesserungsbedürftig. Abbau der Examina, Vereinfachung des Lehrplans auf das Gegenwartsnahe und -notwendige, Umgestaltung der Lehrerbildung in diesem Sinn, Dinge, die man zum Teil, aber unzulänglich, versucht, zum Teil direkt sabotiert, liegen in dieser Richtung. Sie sind aber ebenso unfähig dem Grundfehler ihres Systems abzuhelpen wie die erweiterte Körperpflege, Selbstverwaltung, freier Unterricht, solange dieser Fehler selbst bestehen bleibt: die Umkehrung des natürlichen Verhältnisses von Praxis und Theorie, Erfahrung und wissenschaftlicher Abstraktion, Tätigkeit und Betrachtung, Leben und seiner erkennenden Durchleuchtung, solange wir dadurch unsere Jugend mit Dingen belasten, die sie nicht tragen kann, und ihr das vorenthalten, wonach sie verlangt: das Abenteuer verantwortlich tätigen Daseins.

Hier sollten wir nach Besserung rufen, statt daß wir von dem Durchschnitt unserer ohnehin mit unmöglichen Aufgaben belasteten Lehrer Seelentherapie verlangen, wo Prophylaxe ebenso möglich wie notwendig ist.

ERNST ALFRED SCHEER · VOLLE HERZEN

KENNST du die Armut der vollen Herzen,
Die Sonntags einsam im Trubel der Großstadt frieren?
Die jauchzen möchten? Deren Mund voller Sprache glüht?
Aber die Angst des Unverstandenseins
Läßt ihren Lippen die Rede ersterben,

Und sie sind schweigsam und ewig allein.
Fremdlinge, die das Schicksal der Heimat entweht.
Sie fühlen nicht, daß alle Menschen Geschwister,
Gleiche Leiden sie zu Kindern macht
Der einen Mutter, der großen Welt.
Sie wandeln unter den Stimmen des Alltags,
Und deren Worte scheinen ihnen hart und voll Haß
Und sind doch nur die Sprache des Tages, des armen Lebens.
Immer werden sie einsam sterben in ihrer Kammer
Und Sehnsucht weinen.

OTTO GRAF · ARABIEN UND ENGLAND



FAST ein Jahrtausend hindurch war die Arabische Halbinsel, dieser Kontinent, möchte man beinahe sagen, unserm Gesichtskreis entschwunden, obwohl sie Tage voll Macht und Glanz hinter sich hat. Erst die Gegenwart prägt uns nunmehr ihre Existenz von neuem ein. Arabiens Aufschwung begann im 7. Jahrhundert mit Mohammeds Halbmondzug (da man ja Kreuzzug hier nicht sagen kann) nach Asien und Europa: wohl der tollste Siegeszug der Menschheitsgeschichte überhaupt. Bis weit nach Turkestan hinein, bis an die Grenzen Chinas brandeten damals die arabischen Wellen. Persien wurde überannt, Ägypten ergab sich, Nordafrika bis tief ins Innere des Kontinents hinein, bis zur Straße von Gibraltar hinüber, wurde erobert. Um 720 wogte die Flut am Fuß der Pyrenäen. Schon war Spanien von ihr verschlungen, schon überstieg sie um 730 den Gebirgswall und stand im Herzen Frankreichs, als es bei Poitiers gelang das wilde Völkermeer Arabiens endlich zu dämmen.

Trotz der nun folgenden Verdrängung der Araber haben sich die Spuren ihres Geistes unauslöschlich bei uns eingegraben. Denn diese Halbmondfahrer waren nicht nur Eroberer gewesen, sie waren zugleich Künstler und Gelehrte, deren Wissen und Können die damalige Kultur der europäischen Länder weit überragte. Arabischer Geist hat uns die Mathematik und Philosophie der Inder übermittelt und die von den Chinesen übernommene Herstellung des Papiers gelehrt. Noch im 13. Jahrhundert pflegte der Kaiser Friedrich II an seinem Hof in Sizilien arabische Kultur. Um das Jahr 1258 wurde Nordarabien mit Bagdad, dem Zentrum der arabischen Macht, schließlich überannt und von Dschingis Chans Enkel Hulagu erobert und geplündert. So wurde nach mehr als halbtausendjährigem Bestand das arabische Chalifat vernichtet. Arabien versank in ein Dämmerdasein, von den Mongolen, Persern und schließlich von den Türken abhängig.

Durch den Ausgang des Krieges wurde die Bedeutung der arabischen Halbinsel im Rahmen der Weltpolitik verändert. Vor dem Krieg sperrte nämlich die Türkei mit ihren nordarabischen Provinzen, dem heutigen Syrien, Transjordanien, Palästina, und dem Irak für England jeden Landweg nach Indien ab. Deshalb setzte England damals seine Hoffnungen auf Zentralarabien, zumal dieses Gebiet der Türkei nur nominell unterstand. So versuchte Lord Kitchener für England eine direkte Verbindung von Port Sudan über den gegenüberliegenden Hafen von Lid nach den Bahreininseln im Persischen Golf zu schaffen. Dieses Projekt war 1913 bereits so weit gediehen, daß England schon unter Umgehung der türkischen Regierung mit den lokalen Beduinenstämmen verhandelte; wobei sich die "Verhandlungen" hauptsächlich auf Bestechungen bezogen. Die britische Bedingung für die Bezahlung der Subventionen hieß politische Oberherrschaft in der betreffenden Verkehrszone. Innerarabien war nun trotz aller Türkenherrschaft seit Jahrhunderten das Kampffeld zweier rivalisierender Fürstenfamilien gewesen. Den Norden Zentralarabiens beherrschte das Geschlecht der Ibn Raschid; sein Hauptsitz war Hail. Im Süden dominierte, mit der Heimatstadt Riad in der Landschaft Nedschd, die Dynastie der Ibn Saud. England griff 1912 aktiv in diese Wirren ein und verhalf dem damals 32jährigen Abd ul Asis Ibn Saud auf den Thron in Riad. Zufällig lag die Stadt just in der Trasse der damals von England projektierten strategischen Bahn durch Zentralarabien.

Der Ausgang des Krieges, die Zertrümmerung der Türkei sowie die Mandats- und Protektoratspolitik der Alliierten spielten England Palästina, Transjordanien und Mesopotamien in die Hand. So entstanden, inklusive der schon bestehenden, 8 "unabhängige" Araberstaaten: der Irak (das Land der beiden Ströme Euphrat und Tigris), die 3 Küstenstaaten am Roten Meer: Hedschas, Assir und Jemen, dann Palästina und Transjordanien, dessen Südgrenze England zum Mißvergnügen Ibn Sauds schon bis zum Hafen von El Akabah am Roten Meer vorgetrieben hat, schließlich noch, abgesehen von Koweit, die ostarabischen Küstenstaaten von El Hasa und Oman am Persischen Golf. Infolge dieser neuen Konstellation erübrigte sich der vorher geplante Bau einer transzentalarabischen Bahn, andererseits aber wurde dadurch das unabhängigere zentralarabische Gebiet in den Augen der mohammedanischen Araber zu einem stärkern politischen Mittelpunkt. England hat heute bereits seine 2gleisige Normalspurbahn von Kairo nach Jerusalem und von da eine Automobilstraße nach Bagdad sowie den ständigen Luftdienst von Kairo nach Basra. Es hat sich zwischen dem französischen Mandatsgebiet von Syrien und dem Reich Ibn Sauds einen offenen Weg gesichert, der die Reise von London nach Indien immerhin um rund 10 Schiffstage verkürzt. The British Corridor heißt diese Passage. Mit dem Irak, Transjordanien und Palästina ist, bis auf das französische Mandatsgebiet von Syrien, das englisch-indische Glacis bis ans Mittelmeer vorgeschoben. Das ist für England um so wertvoller, als ja sein Nordsüdweg von Alexandrien bis zum Kap der guten Hoffnung schon so intakt ist, daß man auf dieser ganzen Strecke auch nicht einen Meter nichtbritischen Bodens berührt.

Außer ihrem großen verkehrs- und handelspolitischen Wert haben diese "unabhängigen" nordarabischen Staaten für das Britische Reich eine ebenso ernsthafte strategische wie wirtschaftspolitische Bedeutung. Vor allem verfügt nämlich der mesopotamische Irakstaat über einen gewaltigen Petroleumreichtum. Öl aber ist heute nicht nur für die Wirtschaft im allgemeinen eine Lebensfrage geworden, sondern sein Besitz ist für den englischen maritimen Staat noch außerdem die Voraussetzung für den Unterhalt seiner Kriegs- und Handelsflotte. Die Ölheizung verschafft ihr größern Aktionsradius, höhere Fahrgeschwindigkeit, auch Personalverringerung und Raumgewinnung. Durch den Entscheid des Völkerbunds wurde nun das Wilajet Mossul der Angoratürkei genommen und dem nördlichen Teil des englisch-arabischen Irakstaates eingegliedert. Mossul aber besitzt rund 75 000 Quadratkilometer Ölfelder. Ein anderes, Mossul fast gleichwichtiges Ölgebiet liegt an der persischen Grenze: die Ölfelder von Chanikin. Auch dieses Gebiet steht unter englischer Kontrolle. Es gehört der Anglo-Persian Oil Company, deren Aktienmehrheit von der englischen Flotte kontrolliert wird. Und noch eine weitere, immerhin ertragreiche Ölzone, diese in Zentralarabien gelegen, beherrscht Großbritannien. Eine englische Ölgesellschaft hat nämlich von Assir, dem südlichen Nachbarstaat des Hedschas am Roten Meer, die Konzession auf die diesem Staat vorgelagerten Farsaninseln erhalten. Damit ist bis auf die syrisch-französischen Ölquellen so ziemlich der ganze arabische Ölreichtum in englischer Hand. Praktisch und tüchtig, wie die Briten nun einmal sind, haben sie sich mit großer Energie an die Ausnutzung ihres Öls gemacht. Sie bauten Röhrenleitungen, um ihre Petroleumschätze rasch und billig nach Europa bringen zu können. Von Chanikin an der persischen Grenze führt die eine Petroleumlinie nach Bagdad, von da geht sie via Korridor nach der

Hauptstadt Transjordaniens, Amman; von hier läuft sie nach Haifa, der Hafenstadt Palästinas am Mittelmeer. Auch die Überführung des Mossulöls geschieht nunmehr über Haifa, das damit nicht nur zum gefährlichen Konkurrenten des französisch-syrischen Hafens von Beirut wurde sondern auch zum Handelsemporium Großbritanniens an der vorderasiatischen Küste.

Den englischen Vorkriegsabsichten auf einen Weg nach Indien durch Zentralarabien gemäß hatte England 1912 Abd ul Asis aus dem Geschlecht der Ibn Saud unterstützt. Demgemäß schloß es auch 1916, während des Weltkriegs, mit ihm ein Bündnis. Ibn Saud bekam eine Jahressubvention von 60 000 Pfund Sterling. Dafür sollte er die türkenfreundliche Dynastie der Ibn Raschid im nördlich gelegenen Hail in Schach halten und das englische Protektoratskind Hussein, den König der Hedschas, ungeschoren lassen. Unklar blieb dabei, ob etwa die Einstellung der englischen Zahlungen für Ibn Saud Handlungsfreiheit dem Hedschas gegenüber bedeuten sollte.

Abd ul Asis Ibn Saud, das heutige Haupt der Wahabiten, ist ein recht kluger politischer Methodiker. Während des Krieges besetzte er zunächst die ostarabische Landschaft von El Hasa am Persischen Golf. Dann räumte er endgültig mit seinem feindlichen Rivalen im Norden auf. 1922-1923 übernahm er das "Protektorat" über den Küstenstaat Assir am Roten Meer. 1924-1925, nachdem England mit den Subventionen an Ibn Saud aufgehört hatte, kam Hedschas mit Mekka und Medina an die Reihe. Das jährliche Wallfahrtsgeschäft in Mekka machte Ibn Sauds englische Verluste reichlich wett. 1926 ließ sich der Wahabitenfürst in einem Vertrag mit England seine gesamten Eroberungen sanktionieren. Zugleich schloß er während dieses Jahres mit Imam Jahia von Jemen einen Freundschaftsvertrag und schickte seinen Sohn Faisal, den Vizekönig von Mekka, zu einem Dankbesuch nach London, aber auch nach Paris. Heute ist Abd ul Asis Ibn Saud der Herrscher eines Reichs von Syrien bis zum Indischen Ozean, vom Roten Meer bis zum Persischen Golf, und überall in der Welt des Islams, wo sunnitische Mohammedaner in nationaler Unterdrückung leben, hat sein Wort einen guten Klang: in Syrien wie im Irak und selbst unter den Mohammedanern Indiens, wo die wahabitische Bewegung schon in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts sich geregt hatte. Wie sehr Ibn Saud, bewußt oder unbewußt, mit religiösen Inponderabilien zu rechnen weiß, zeigt die Tatsache, daß er das Hauptwerk Abd el Wahabs, des Gründers der Wahabitensekte, Die 3 Grundsätze und die Beweise dafür, 1918 in Bombay neu auflegen und drucken ließ. Dabei wurde er von dem kriegerischen Orden der Ichwan unterstützt, der über rund 1 Million Mitglieder verfügt.

Die Lehre Abd el Wahabs läuft auf eine orthodoxe puritanische Reformbewegung des Mohammedanismus hinaus, auf eine strenge Läuterung des praktischen Lebens im Sinn des Korans; sie verbietet zum Beispiel aufs strengste Rauchen wie Trinken. Wahabs Anhänger waren und sind im Kern die primitiven, von europäischer Kultur recht wenig angekränkelten Wüstenstämme Zentralarabiens. Was für eine Bedeutung derartige religiöse Reformbewegungen haben, wenn sie mit nationalen und sozialen Motiven vermischt sind, dafür liefert ja die westeuropäische Geschichte mit ihren Albigenser-, Hugenotten-, Calvinisten- und Hussitenbewegungen Beispiele genug. Es wäre übrigens in der Geschichte Zentralarabiens nicht zum erstenmal, daß die Wahabiten bestimmend in das Schicksal ihres Landes eingriffen;

denn schon beim ersten Wahabitenkrieg des 19. Jahrhunderts, von 1801 bis 1818, spielten diese fanatischen Kamelreiter eine Rolle. Damals zerstörten sie die schiitischen Heiligtümer in Kərbela und, erfüllt von ihrer wilden Sehnsucht nach dem reinen Glauben, rissen sie sogar von dem Grab Mohammeds in Medina allen Schmuck und alle blitzenden Devotionalien herunter.

Abd ul Asis Ibn Saud, das anerkannte Haupt der Wahabiten, verfügt heute nach sehr groben Schätzungen über 300 000 Krieger, die aber dank Englands Unterstützung zum großen Teil recht gut und ausgiebig bewaffnet sind. Klüger als Mustafa Kemal in der Türkei hat er als echter Muselman ein neues zentralarabisches Reich auf religiöser Grundlage errichtet. Das Fundament seines Staats ist neben einer hohen weltlich-politischen Klugheit jenes, auf dem einst Mohammed seine Reiche schuf: religiöser Fanatismus. Da überdies die Türkei mit ihrer "freigeistigen" Politik auf ihre vormalige kirchlich-mohammedanische Bedeutung verzichtete, gewann Ibn Saud die führende Rolle in der islamitischen Bewegung überhaupt. Er hat offenbar die für den Orient noch nötige wechselseitige Beziehung zwischen der erstarkenden mohammedanischen Religionsgemeinschaft und dem Aufbau seines unabhängigen Staatswesens begriffen. Es ist eine der Kuriositäten der Weltgeschichte, daß England selbst die Idee der Einigung unter die arabischen Nomadenstämme warf. Nachdem es dieses Mittel während des Krieges dazu benutzt hatte die Araberstämme als Bundesgenossen gegen die deutsche Palästinafront und die türkischen Armeekorps zu bekommen, dachte es nach 1918 freilich nicht daran seine Versprechungen zu realisieren. Aber die Einigungsidee hatte unter den zentralarabischen Stämmen gezündet; sie brannte weiter, und Abd ul Asis Ibn Saud wurde ihr Fackelschwinger.

In diesem Frühjahr liefen nun "beunruhigende" Meldungen von bewaffneten Aktionen der Wahabiten gegen den Irakstaat über das Reuterkabel in Westeuropa ein. Ob und wie weit diese Meldungen stimmen, das weiß nur der anglo-indische Geheimdienst, der auch in Arabien gut funktioniert. Daß Ibn Saud unter dem Druck des kriegerischen Ichwanordens schon einige Zeit nach einem passenden Ventil für die überschüssigen Kräfte seiner Stämme sucht, ist richtig. Daß ihm der Britische Korridor an der Nordgrenze seines Reiches Unbehagen verursacht, stimmt gleichfalls. Denn aus seinem Mißvergnügen über die nicht ganz vertragsgerechte Einverleibung des Hafens von El Akabah am Roten Meer in das Emirat von Transjordanien durch England hat er kein Hehl gemacht. Ursächliche Anhaltspunkte für die Bewegungen der Wahabiten an der Irakgrenze wären somit gegeben. Da aber eine Renaissance Arabiens, da nationale oder staatliche Einigungen und Befreiungen sich nicht im Handumdrehen durchführen lassen, da vom Zustand des biblischen Altertums, von der Stammeseinheit und der Stammesfehde zur organisierten Aktion und Nation mehr als ein Schritt ist, da mit den wachsenden Schwierigkeiten in Ägypten Englands wirtschaftliche und politische Interessen in Arabien um so schwerer wiegen, von ihm also um so entschlossener werden verteidigt werden, wird sich das Haupt der Wahabiten Abd ul Asis Ibn Saud allen beunruhigenden Meldungen zum Trotz heute noch einen "heiligen Krieg" gegen England wohl überlegen. Es sei denn, daß England selbst den Zeitpunkt für gekommen hält, um das Emirat von Koweit am Persischen Meerbusen einzustecken und die Hoffnungen der Wahabiten beizeiten zu dämmen.

FELIX STÖSSINGER · DER DRITTE FAUST



ETZT sind es 10 Jahre, daß der Weltkrieg aufhörte, und bald 5 Jahre, daß auch der Nachkrieg an der Ruhr sein Ende fand. Noch aber fehlte dem deutschen Volk eine Dichtung, die den blutigsten Abschnitt seiner Geschichte gestaltete und deutete. Und nun tritt Gerhart Hauptmann als Dichter und Richter dieser Zeit vor sein Volk, mit einem Werk, das zunächst verlegen aufgenommen wurde. Sonderbar erscheint auch zunächst seine große Dichtung Till Eulenspiegel. Ein Epos von mehr als 8000 Hexametern ist dieses Lied vom Krieg, und der alte Jahrmartsgaukler Till ist Held dieses Werks. Steht nicht Hauptmann altmodisch kühl in seiner Zeit, daß er der Epoche des Radios, des Films und des Ozeanflugzeugs solche alten Possen, noch dazu in heute unmöglichen Versen, zu bieten wagt? Gewiß hat Hauptmann schon in den letzten Jahren in Terzinen, Sonetten und Hexametern seine Klassizität vollzogen, und man hat es hingegenommen, weil man schließlich nichts dagegen sagen konnte. Aber ist es vielleicht nicht doch zu viel uns, die wir nach jungem Schaffen, neuen Symbolen und nach dem letzten Komfort der Zeitdichtung dürsten, etwas so offenkundig Unzeitgemäßes zu bieten wie einen Till?

Nun, sagen wir es gleich heraus: Hauptmanns Werk ist nicht alt, nicht altmodisch, nicht unzeitgemäß. Es ist eine Dichtung von überwältigender Fülle und Unmittelbarkeit, ein Werk ganz starken, ganz großen Formats, sprachlich ohnegleichen seit einem Jahrhundert, berstend und heulend von der Tragik und dem Rausch der Ereignisse, ein Epos aller Schmerzen, eine Anklage gegen die Menschheit, wie sie in gleicher Entschiedenheit kein Dichter des Krieges erhoben hat, zugleich aber ein erschütternder Appell an alle ein schuldloses Leben zu denken und zu erschaffen.

Daß Hauptmann mit einer Dichtung dieses Gehalts sein Lebenswerk, auch dem Gelingen nach, krönen kann, ist ein Triumph seines gläubigen und sittlichen Geistes, seiner ins Ungeahnte geschossenen Künstlerschaft, seiner tief verantwortlichen Menschlichkeit. Dieses Werk, das nach der Angabe seines Dichters die »Abenteuer, Streiche, Gaukeleien, Gesichte und Träume« des »großen Kampfliegens, Landfahrers, Gauklers und Magiers« Till Eulenspiegel erzählt, schließt aber auch ein Schaffen ab, das bei Hauptmann nach Beendigung des Weltkriegs neu entstanden war. Waren vorher die leidende Kreatur und die leidende Klasse seiner Seele wie eine persönliche Schuld aufgebunden, so drang nach dem Krieg die ganze Menschheit aus dem Blutbabel der Zeiten in sein Herz. Eine neue soziale Verantwortung erstand in ihm, reifer und endgültiger als vorher. Die Insel der Großen Mutter, Indipohdi, der Weiße Heiland sind die Stationen, die zu Till Eulenspiegel führen. Ja, es ist sogar, als ob dieses neue Werk erst die Antwort auf den leer verhallenden Schrei der Verzweiflung wäre, den das gläubigste Herz, der gütigste Fürst, der wahre Heiland Montezuma, am Schluß seiner Tragödie ausstößt, da das Übermaß aller denkbaren Greuel ihm von denen angetan wird, die er mit ausgebreiteten Armen als weiße Götter arglos aufgenommen hatte. Dieser Schrei! Es mußte einmal darauf Antwort kommen. Und nun dröhnt die Stimme des Ewigen Richters den Spaniern in Tills 10. Abenteuer an die Ohren: »Montezuma ist hier und verklagt euch im Namen des Heilands.« Das hört Till schauernd und schuldig in jenem Traum, durch den alle Stände, Orden und Völker ziehen, alle an der Stirn ein rotes Mordmal.

Ein Till, der solche Visionen empfängt, ist alles andere als ein Schalk, der nur Eulenspiegelereien im Kopf hat. Sein Schalktum ist denn auch ein vorgetäushtes und selbst dann noch ein philosophisches. Wie der Quint ein Narr in Christo war, so ist Till ein Narr um der Menschheit willen, ein Narr des Schicksals, ein Träumer und Magier Gottes. Und in beiden Werken scheint Hauptmann das Geheimste, das er zu sagen hat, nur deswegen scheinbaren Narren in den Mund zu legen, um seinen Pessimismus vor einer letzten und endgültigen Verneinung des Lebens bewahren zu können. So fest Hauptmann auf der Erde steht, so schwebend grenzt sein Geist ans Allerletzte, das jeden verwirrt und von der Erde enthebt, der daran gerührt hat.

Auf der schmalen Grenze zwischen Diesseits und Jenseits fährt Till Eulenspiegel in einem Planwägelchen, gezogen von 2 Pferden, Gift und Galle, die später einmal Nus und Logos heißen werden, auf den Landstraßen und Waldwegen zwischen Warmbrunn und Wittenberg dahin. Es ist alter Hauptmannboden, auf dem wir Till begegnen, und mit ihm Zigeunern, Verlumpten und Verkommenen des Geistes, die Hauptmann humorhaft oder ernst so oft lebendig gemacht hat. Die Welt ist aber neu geworden, erfüllt von dem schrecklichen Gellächte und Geschlage des Zusammenbruchs, in dem eine gelockerte und chaotische, noch ungestaltete Welt dem epischen Dichter eine Fülle sonst nicht vorhandener Möglichkeiten bietet. Wie wenig haben die Dichter unserer Zeit bisher dieses Element benutzt. Aber nicht nur der Boden ist anders, auch die Luft. Das volle Jenseits der Götter und das noch offene der Geister der Toten fliegen wie Wolken mit den apokalyptischen Visionen der Vergangenheit über uns, und da alles gelockert in einer dunklen und kühlen Luft des Untergangs wie zu Ende geht, brechen nicht nur die zurückflutenden Heere in das Land in vollgestopften Zügen, in deren Lücken und Fenstern die Geister von Millionen Toten hocken, auch die Gespenster der Geschichte und der Götterzeiten senden Horcher, Hetzer und Helfer ins Land, die zu gewaltigem Konzil nach Wittenberg streben, als ob dort das Schicksal des Landes und der Welt sich wenden und werden sollte.

Wo alles geistert, ist auch Till der Narr mitunter sein eigenes Gespenst. Aber als dichterische Gestalt hat er Fleisch und Blut, ein vergangenes Leben und Grund für sein Geschick. Ihm, dem berühmtesten Kampfflieger Deutschlands, auf dessen Kopf London 1000 Pfund gesetzt hatte, wurde »die Kappe des Fliegers urplötzlich trüchtig, brachte ihm Früchte zur Welt und behing sich mit Schellen«. 50 Feinde hat dieser Deutsche ohne Namen wie Vögel abgeschossen. Aber in diesen Tagen des Zusammenbruchs, da jeder so viel Ruhm als möglich behalten und Schuld dem andern geben wollte, ist Till der cinzige, der wie aus dem Wahnsinn erwacht und heulend erkennt, daß er ein Mörder war und weiter nichts, und um ihn Mord und Schuld sich weiter vermehren, als ob nur so das Leben möglich wäre. Als Till sich richtig erkennt, den Mörder sieht in seinen jungen und schönen Zügen, und die gleichen Male auf jedermanns Stirn, da merkt er erst, welch ein Narr er ist, daß er die Schuld aller nicht als Unschuld ertragen kann. Es ist die eigene Schuld und die Verantwortung für die anderen, die Till nunmehr wie Kain und Ahasver/ auf lange Wanderungen und Wandlungen treibt, der Blutgeruch des Bösen hinter ihm, die Geister aller Toten vor ihm, bis Till in einem göttlichen Rausch entweicht, groß genug an der Welt zugrunde zu gehen, aber nicht stark genug sie neu zu erschaffen.

Es sind 3 Schichten von Abenteuern, durch die Till in 3facher Gestalt geht. Sie entsprechen dem 3fachen Konflikt, dem 3fachen Leben, das Hauptmann zu einem Ganzen gewaltig zusammenfügt. Als Soldat und als Deutscher erleidet Till die politische Tragödie der realen Zeit; als Künstler und Geist die spekulative Verzweiflung des denkenden Menschen; als Magier beschwört er die göttlichen Welten, mit denen er sich als Glaubender vereint.

Die reale Welt ist das Deutschland nach dem Krieg von 1918 bis 1923. Als das Werk anhebt, bringen die Züge die Demobilisierten ins Land; als es aufhört, versteckt politische Jugend mit Wickelgamaschen das Kainszeichen des politischen Mordes in der Schweiz vor Verfolgung. Till erlebt als Zeuge wichtige Ereignisse der Zeit. Aber da er Till ist, deutet er sie und greift mit greller Beschwörung ein. Gleich im 1. Gesang zerreißen weinend die Saiten, die alte Kriegslieder spielen. Die Geister der Toten fahren herbei; sie dulden das Lied nicht mehr, mit dem sie zur Verteidigung des Landes ausgezogen waren, bis dann von ihnen ein Geschlink stinkender Leichenfetzen bespuckt und verscharrt wurde. Bald darauf sitzt Till mit einem Angler am Ufer eines Sees. Es ist Hans Paasche. Eben haben sie noch von der Schuld des Tötens gesprochen, und frohlockend berichtet der Angler, wie er schon vor dem Krieg die Fahne der Freiheit für sich gehißt hatte. Wenige Augenblicke später dringen Soldaten ein, und in einer Verwirrung von Absicht und Mißverständnis fällt der Schuß, der ihn tötet. »Dann verstummte die Welt, und man wußte nicht, ob sie noch da war.« Es ist erschütternd, wie Hauptmann zur Tragödie des Ermordeten die des jungen Soldaten hinzufügt, der plötzlich bemerkt, daß er ein Mörder ist. Als Gespenst lächelt der Angler zu seiner Pein. Hat er nicht durch seinen Tod den reuigsten Sünder geangelt?

Till gerät bald darauf in einer Stadt in wütende Straßenkämpfe. Geiseln werden von Soldaten in einen Keller getrieben und erschossen. Die Detonation ist wie die Sprengung eines Tunnels. Zeitlebens verfolgt sie Till. Noch ist kein Ende der Zerfleischung. Der Lüttwitzputsch zerreißt das Volk aufs neue. Till verlebt diese Tage auf einem deutschen Königsschloß. Kein Verständnis haben die Gestürzten für die Milde ihres Sturzes. Prätorianer und Hofschranzen dürsten nach Arbeiterblut. »Seife kochen aus diesem Geschmeiß! sprach der General Klumpstadt.« Der Generalstreik wird fühlbar. Oft horcht Till in die Nacht hinaus, ob die Züge schon fahren. Der erste Zug donnert vorbei und kündigt ihm, zu seinem Jubel, den Sieg des »göttlichen Sattlers« an. Die Beschimpfung des Volkes für die Hölle erlittener Schmerzen durch die Lüge vom Dolchstoß peitscht ihn auf. Und die Exzellenz bekommt einen Schlag mit der Narrenpeitsche für die Schrift, daß Juden und Jesuiten Deutschland erlegt haben. Hauptmann schließt aus seiner Dichtung alles Problematische und Heischende der Politik aus. Sein Werk ist ein Bekenntnis zum sozialen Staat. Wie es aber die Form und der Ton dieses Werkes fordern, tritt die Wirklichkeit nicht als Nüchternheit in die Dichtung ein. Mit großer Kunst ist selbst das Historische vom Boden gehoben und in den schwebenden Zug der Visionen geordnet, die raum- und zeitlos das, was geträumt wurde, und das, was geschah, vereinigen.

In der Dichtung verteilt sich der politische Stoff auf einen weiten Raum, denn die realen, spekulativen und magischen Welten folgen einander nicht kapitelweise sondern gehen vollständig in einander über. Wie im Till Diesseits und Jenseits, Wirklichkeit und Traum, Leben und Tod, Raum und

Unendlichkeit gleichmäßig vorhanden sind, so wachsen die Realitäten ins Dämonische und die Dämonieen ins Reale. Am großartigsten ist die politische Realität mit der magischen im 7. Abenteuer verknüpft. Es ist das Hochzeitsfest des Kronprinzen an dem Hof eines entthronten deutschen Königs während des Lüttwitzputsches. Till tritt als Offizier mit Orden und Kriegsglanz unter die Hofleute, in der gewinnenden Schönheit seines eingeborenen Prinzentums. Es ist nicht vergeblich, daß er den echten Gaukler abgestreift und den alten toten wieder angetan hat. Nun ist er wieder mitten in dieser Klasse verjagter Generale, gestürzter Fürsten, kriegslüsterner Hyänen, die Blut und Tod und Verachtung des Packs in jedem Laut reden. Hier hat Hauptmann den abstoßenden Typen blutrünstig feister Wehrhähne Schandmaler gesetzt, die in der Republik öffentlich aufgestellt zu werden verdienen. Aus den Putschkämpfen tackt das Maschinengewehr durch die Festluft, daß triumphierender Hohn sich wie ein Wurm im Augapfel dieser Schranzen krümmt. Da reckt sich Till, schnell wieder als Gaukler verkleidet, Stillschweigen gebietend, hoch und schleudert als zürnender Magier eine wahre Unterwelt von Schrecken dieser vertierten Menschheit auf ihren Festtisch. Sich selbst vernichtend steht er als Toter aus der stygischen Welt vor ihnen. Ein ekler Leichnam ist er, Pest bricht aus ihm heraus, seine Leiche zerteilt sich und zersetzt sich und zwingt die Blicke der gefolterten Zuschauer auf sich. Kalte, schaurige Nacht bricht in den herrlichen Park, ein Schwarm von Harpyen, große gepanzerte Hennen mit Jungfrauenköpfen, faucht durch die Luft, daß die Äste knarren, während Fledermäuse um das aufragende Kreuz flattern, an das die ewigen furchtbaren Nagler einen zuckenden Leichnam festigen. Der ganze Hof stirbt in dieser Apokalypse. Aber Till erfährt, daß diese Gewalt das Böse nicht besiegt. Der Hof erwacht aus dem magischen Tod, Tills Leiche wird aus dem Schloß geschafft und erholt sich in reinerer Luft erst zum Leben.

Es ist Symbol, aber auch Wirklichkeit, daß Till in diesem Abenteuer die kälteste Mordlust mit magischen Schrecken züchtigt und sich vor den Mordwaffen des Denkens nicht anders zu schützen vermag als durch ein Aufgehen in ein Drittes Reich. Mephisto Till peinigt das Mordgezücht, aber seine Pein ist größer, und seine Leiche kommt auf den Müll. Die magische Welt, zeigt Hauptmann, ist keine Kraft, die das Böse auf der Erde verändern, das Gute schaffen kann. Sie ist Tills Sehnsucht und Zuflucht, sie ist eine der göttlichen Sphären. Aber die Welt ist magisch mephistophelisch nicht zu verbessern, weil sie nicht magisch mephistophelisch böse geworden ist. Aus dem Haupt der Menschheit ist autochthon der Mord am Menschen entstanden. Der Mensch allein ist verantwortlich für das, was geschieht, was er unterläßt, und dafür, daß an Stelle des Bösen und Schmerzlichen das Reine geschaffen wird, das Juwel der Juwelle: der Friede.

Emanuel Quint sah noch die Welt als das Böse, als das Fremde an, völlig geschieden, unvermischbar mit Gott, der nur reiner Geist ist. Die Welt des Till ist unendlich böser, aber niemals wird sie von ihm verleugnet, sie wird bis in den Tod geliebt. Till liebt Gott mehr, weil er der endliche Friede ist. Die Welt zu vernichten liegt ihm aber fern. Sie zu verwandeln, daß sie wahrhaft werde, dazu ist sie gerade da. Und wie Till auf der Fahrt zum Konzil nach Wittenberg in die brausende Walpurgisnacht gerät, da wehrt er das verführerische Geflüster ab, daß Gegengötter, Verderber der Schöpfung, die Erde foltern. »Da ist ja der Mensch keineswegs der Schmied seines Un-

glücks.« Aber er ist es. Nichts entschült sein Gewissen als die richtige Tat. In Till, der in diese Walpurgisnacht gerät, nicht anders als dadurch, daß sie sich in seinem Geist ereignet, ist eine beängstigende Fülle ewiger Figuren und neuer, von Hauptmann geschauter Geschöpfe gemeinsam eingegangen. Was war nicht Till schon bisher: Er war Schelm und Narr, Krieger und Flieger, Spaßmacher und Magier. Er war der sinnlichste Freier und der gewinnendste, auf der Wiese im Arm der prächtigen Kuhmagd unter dem Mantel ihrer rostroten Mähne; er war bei Stella im Schloß der bezauberndste Liebhaber, den es in einer deutschen Dichtung gibt, ein Romeo im Hermelin; er war bei seiner Gule im Planwagen plötzlich ein Tier in einem Ausbruch von besudelndem Lusthaß. Ja, er ist ein ganzer Mensch, aus dessen unzähligen Spaltungen, aus seinem Allerinnersten ein Hauptmannscher Grundzug als sein Grundwesen hervortritt: der leidvolle Gegensatz zur Umwelt. Aus diesem Gegensatz gehen die Hauptmannschen Menschen hervor. Im Gegensatz zur Familie gehen Johannes, Arnold, Hannele, Gabriel, Dorothea zugrunde. Im Gegensatz zur Gesellschaft bäumen sich die Weber, die Bauern auf. Im Gegensatz zur Welt erfriert Quint vor Einsamkeit in der Schweiz, verflüchtigt sich Till in den Weltraum. Aber während die erstgenannten in ihren Gegensätzen schmerzlich und häßlich zugrunde gehen, erheben sich Quint durch den Glauben und Till durch das Wissen über das Allzumenschliche. Das hat Quint innerlich frei gemacht. Das macht Till, den Gequältesten, zum Heitersten. Das legt um seine Helden- und Träumergestalt jene gewinnende Schönheit, die es uns glauben läßt, daß er alles, wirklich alles ist: Fürst und Prinz, reich und arm, Luftheld und Büsser, Träumer am Wirtshausisch und einer der Götter, die nach Belieben ins Diesseits und Jenseits reichen. Er ist Ahasver und Kain, er ist der unbekannte Soldat, der sich erwachend als Heiland befühlt. Er ist der Magier, der sich spaltet und sich erkennt, indem er sich selbst begegnet. Er ist als Faust sein eigener Mephisto, er ist als Dante sein Virgil, und er verlacht als Sancho sich als Don Quixote mit einem gellenden Lachen, »überzahlt mit Tränen«. Und da er Deutscher ist, träumt er dem verlorenen Reich nach und der Einheit mit Gott, die immer aufs neue zu suchen ist. Er ist Carolus Magnus, Otto, Barbarossa; er ist Dionysos-Platon, Orpheus und der ewige Herakles.

Während sich Faust zur Erfüllung seines Wahns der Persönlichkeitsvollendung der schwarzen Magie verschreibt und erst nach den Qualen der Ichsucht in einem allgemeinen und sittlichen Ziel Vollendung und Frieden findet, ist der Friede als sittliches Ziel, und als metaphysisches, Ausgang und Ende für Till. Tills Magie bleibt rein, weil sie stets nur im Dienst einer moralischen Größe steht. In welche Schichten und Räume des Unirdischen sich Till verlieren mag, nie verrät er das Diesseits an das Jenseits, die Mutter Erde an das Chaos, den irdischen Frieden an den himmlischen, so innig er auch den göttlichen, wie er weiß: völlig ändern, liebt. Auch sein Tod ist Magie, aber ebenfalls ohne Ichsucht. Till hat durch das Erlebnis der irdischen und göttlichen Sphären seine Aufgabe erfüllt und seinen Sinn völlig ausgeschöpft. Als er über- und überall nichts anderes fand als die Sehnsucht nach Vollendung im Frieden und in sich nichts zur Verwirklichung des Ziels, überlegt er tief, ob sein Sprung in den Himmel ihn zum Deserteur aus den Reihen der Friedensarmee macht. Er macht ihn nicht dazu, denn er schafft durch ihn ein Sinnbild des Friedens, das in die Erdsphäre eingreifen wird, in die er von drüben noch lange herüberzuspuken gedenkt.

Herrlich und verwegen hat Hauptmann einmal gesagt: »Will Gott den Frieden nicht — ich will ihn.« Überzeugender läßt sich der Glaube, daß Gott den Frieden will, nicht ausdrücken. Aber wie ihn schaffen? Es soll ja doch ein anderer Friede sein als der, den Hannele von den Zinnen der ewigen Stadt träumte. Hauptmanns Apostel glaubte den Frieden durch die Natur zu bringen; Quint durch Gott; Till durch Erfahrung und Wissen. Freilich ist dieses Wissen geistig und nicht politisch, und da Till ein Deutscher ist, nämlich ein passiver Held, ist auch seine Tat nur Traum, seine Erfüllung nur Sehnsucht. Aber die Welt lebt als Gesang aller Schmerzen in seiner Brust, weil ihn doch jeden Augenblick der Drang erfüllt eine neue zu erzeugen. Und dieser Drang nach Läuterung des einzelnen und des Ganzen ist der erhebende moralische Appell der Dichtung an — uns. Macht Till selbst die Welt nicht besser als Realität, so ist sein Leben ein Gebot an uns die Aufgabe zu ergreifen, die er uns zeigt. Enthält nicht die unzerstörbare Herrlichkeit der Welt das Postulat das Störende zu beseitigen? Till ist der Mensch, der über alles Positive des Seins gebietet und das Schmelzliche so tief erkennt, weil er mehr als ein Mensch: Gott unter Göttern ist.

In den Stand einer Gottheit erhebt sich Till über die Welt, magisch in einen Vorhimmel entführt, in dem griechisch die strotzende Liebeslust der unerschöpflichen Baubo ist, die Burg Admets, der donnerschnauende Zeus-Stier; brahmanisch der Guru, dem Till oben staunend begegnet, seinem transzendenten Lehrer und Doppelich; hauptmannisch ist, daß entgegen der indischen Lehre nicht Guru als der Wissende stärker als Götter ist, sondern Baubo die Gebärende, unerschöpflich sich Gebende: »Allgüte erhob sie noch über die Götter.« Mit ihr verlebt Till ein Tausendjähriges Reich der Liebe, der Arbeit, des Friedens, ganz Flamme, ganz Eros geworden.

Die Einbeziehung von Dämonen und Göttern und die Darstellung ihres Lebens gehört dichterisch und geistig zum Großartigsten in diesem Gedicht. Wer hätte vor 20 Jahren Ähnliches von Hauptmann erwartet. Diese Gesänge sind aber auch religiös von großer Bedeutung und erfüllen die Verpflichtung des großen modernen Dichters zu seinem Teil die metaphysische Welt zu erschließen, neue Räume des Gottgeheimnisses zu lichten. Im Griechischen Frühling erlebte Hauptmann bereits die Erkenntnis, daß Monotheismus und Polytheismus sich nicht widersprechen sondern einander ergänzen. Zwischen uns und einem unendlich fernen, nicht mehr als Was sondern nur noch als Wie denkbaren Gottsein gibt es eine Stufenfolge göttlicher Emanationen, die wir uns übertragen auch sinnlich denken dürfen. Gerade dadurch können wir die Fülle der Gottheit erfassen und im einzelnen gebührend verehren. Inder und Griechen haben die gewaltigen Gottträume zwischen uns und diesem letzten Gottsein mit herrlichen Gestalten erfüllt, auf die der moderne Mensch zurückgreifen muß, wenn er die Mannigfaltigkeit des Gottwesens sichtbar machen will. Hauptmann ist nicht der einzige, den religiöses Suchen und Drängen auf diese Verbindung von Mono- und Polytheismus führt. Auch seinen neuen Monotheismus, die Lehre von Gott und Leben, die Gottes letzte Wesenheit als das Das beschreibt, hat Arno Nadel im Weissagenden Dionysos polytheistisch ergänzt und ein gewaltiges Getümmel von Göttlichkeiten als Formen und Ausstrahlungen des Gottes des Tons gestaltet, der zugleich reiner Geist und der Urich-Täter der Welt ist. Dieses immer weitere Dringen in Gott ist das eigentlich religiös Schöpferische und treibt den wahrhaft Ergriffenen weiter. Kein Wunder, daß es Till nicht im Himmel der Baubo

hält. Unter Cheirons Führung dringt er in noch höhere, noch geheimere Welten, näher zu Gott, näher zum Absoluten. Es ist aber wieder nur eine stoffliche Welt, in die Till gelangt. Ein neues Wissen, das er nicht schon hätte, bringt er aus diesem gewaltigen Ritt von dantischer Bildkraft nicht mit. Wie ihm die Schauung der neuen Erde versagt bleibt, so auch die eines neuen Himmels. Liebend erst vereinigt er sich wie im Traum mit Gott, im Sprung ins Unendliche, verschwebend wie ein Wölkchen im Raum.

Es beglückt uns zu wissen, daß eine Dichtung von solcher Größe und Schönheit, ganz Werk und ganz Geburt unserer Zeit, von einem Menschen, der unter uns lebt, erdacht und in endgültiger Form abgeschlossen wurde. Mit der Größe der Aufgabe ist Hauptmanns dichterisches Vermögen ins Ungemessene gewachsen. Eine Fülle von Gestalten, lebendig wie nur er sie schafft, bevölkern das Werk. Zu unterst Prinz, der Hund, zu oberst Baubo, die Göttin; sie leben, als ob der Magier die Stimme der Tiere und das Lachen der Götter abgeschrieben hätte. Auch als Lyriker allerhöchsten Ranges offenbart sich Hauptmann. Das Gemurmel des Waldes, die Musik der Ewigkeit, der Glanz eines Körpers, der Wehlaut der Natur ist von den Dingen abgehoben und mit zauberhafter Hand leicht zum Hexameter gebildet. Wunder über alle Wunder ist die Gewalt der Sprache, ist das lauterste Deutsch. Vom mittelalterlichen Wort bis zum neugebildeten, vom derben Gegrünze der Gosse bis zum goldgetönten Metallschlag schmiegt sich jeder Ausdruck der Anschauung an, die klar, endgültig und natürlich ist. Die Sprache schäumt flüssig in Hauptmanns formender Hand, und wie von selbst rollen die Verse heran, ein wahres Getümmel parischer Leiber. Visionen türmen sich, würdig Vergils. Verse findet man, würdig Homers. Wer Kunst um ihrer Schönheit willen liebt, der schlürft sie voll Lust hier. Wer aber, wissend, daß große Kunst ein großer Gehalt ist, sie als menschliche Gottesmacht verehrt, umschließt in diesem Dritten Faust der Deutschen die Abrechnung des Friedensgeistes mit dem Kainsgeist, die Bindung des Deutschtums an eine Erneuerung der Welt, das Grabgedicht auf den unbekanntenen Soldaten des Schicksals, der im Leidenden und Wissenden täglich aufersteht.

PAUL FERDINAND SCHMIDT · DIE AKADEMIEEN UND IHRE BESEITIGUNG



LS Franz Werfel in seinem Verdiroman einem jungen Zukunftsmusiker, dessen Atonalismus sehr gut, wenn auch anachronistisch aus der Gegenwart ins 19. Jahrhundert hineinragt, einiges gegen den Vergangenheitsmusiker Wagner in den Mund legte, erhob sich, wie immer, wenn es einleuchtende Wahrheiten zu bekämpfen gilt, ein Mann in einer Zeitung der deutschen Vergangenheitsbürger, wies mit erhobener Stimme und erhobenem Zeigefinger auf den Fremdstämmigen, der ein Palladium und Nationalheiligtum unantastbarer deutscher Kunst zu schmähen wage, und bezichtigte ihn des musikalischen Landesverrats. (Das Reichsgericht wird ihm hoffentlich bald mit einer unumstößlichen Judikatur folgen.) Nun gehört Werfel seit einiger Zeit der Dichterkademie an, und diese konnte nicht umhin zu so gefährlicher Anschuldigung von sachverständiger Seite Stellung zu nehmen. Mit edler Geste stellte sie sich schützend vor den Dichtergenossen, indem sie beschloß, er habe es ja gar nicht so gemeint, das Verbrechen der Wagnerbeleidigung sei nur von einer erfundenen

Romanfigur begangen, und für deren Gesinnung könne Werfel unmöglich verantwortlich gemacht werden; denn ein Dichter sei nicht mit seinen Geschöpfen zu identifizieren. Kurz, Werfel stand nach dieser Akademiesitzung weiß und national zuverlässig da. Es ist leider nichts davon verlautbart, was er selber über diesen Bären dienst gedacht hat.

Wenn solche Blamagen sich in dem erlauchten Schoß unserer führenden Akademie begeben, die frischen Muts kürzlich begründet, neben Fulda auch einige Bannerträger des Geistes enthält: was soll man da noch über den Begriff des Akademischen lang disputieren? Er hat es in sich, er führt das große Wort, und nicht die erwählten Prominenten; diese unterordnen sich seelenruhig seinen akademischen Kompromissen. Es ist auch völlig gleichgültig, ob eine Akademie aus Dichtern, Malern oder Architekten besteht. Man hat noch nicht gehört, daß in Berlin am Pariser Platz oder in der Hardenbergstraße ein anderer Wind weht als der behördlich beliebte; die Form ihrer Kundgebungen mag amüsanter oder geschliffener sein als die unserer hohen Bürokraten, der Geist aber ist nicht eben sehr unterschieden. Im übrigen Deutschland, um nicht Provinz zu sagen, ist die Sachlage eher noch ungünstiger. Wir sind von dieser Seite her niemals verwöhnt worden, und es scheint einmal an der Zeit unser Akademiewesen unter die Lupe zu nehmen. Daß es ein ausschließliches Produkt des Absolutismus aus dem 18. Jahrhundert darstellt, bestimmt und stets bereit die Sache des Monarchen mit künstlerischem Glanz zu vergolden, muß unser Mißtrauen verstärken; ein Mißtrauen, das auch durch die ihm scheinbar widersprechende Entwicklung der republikanischen Ära keineswegs gedämpft worden ist.

Eine Eingabe der, nächst dem Jungen Rheinland in Düsseldorf, als revolutionär anzusprechenden Dresdener Freien Künstlerschaft Sachsens an ihr Ministerium bietet eine Handhabe zur nähern Untersuchung. Diese nicht etwa organisierten Maler und Bildhauer haben sich zu etlichen Forderungen an den Freistaat Sachsen zusammengetan; sie wünschen vor allem eine gerechte Verteilung der zusammengefaßten Künstlerfonds mit stärkerer Berücksichtigung der nichtakademischen Künstler und eine Reorganisation der Dresdener Akademie in dem Sinn, daß ihre Lehrer nur für 7 Jahre angestellt sein sollen, Lehrerschaft wie Schülerzahl eingeschränkt, handwerkliche Lehre aber stärker dabei berücksichtigt werde. Man sieht: Es sind recht bescheidene Forderungen, Resultat eines Kompromisses vieler und nicht gleichgesinnter Köpfe und ein Mindestmaß an Reformen, mit denen man auch wenig anfangen kann. Auch die Vorschläge Wilhelm Waetzoldts und Bruno Pauls, die sich auf ähnlicher Linie bewegen, vor allem die Lehre auf solidem Handwerksboden stellen und die Architekten von der Technischen Hochschule weg und in die Akademie hineinbeziehen wollen, gehen nicht sonderlich darüber hinaus. Geschehen aber ist nirgendwo etwas in dieser Richtung, ja es scheint beinahe eine rückläufige Entwicklung auf dem Marsch zu sein. Mit Flickwerk geht es nicht. Akademie bleibt Akademie, sie ist nun einmal ein Kind des aufgeklärten Despotismus. Von der Berliner Dichtera Akademie, verschämter Imitation, der jeweils 40 Unsterblichen in Paris, kann man ohne Schaden hier absehen; Dichtkunst entzieht sich handwerklicher Belehrung.

Kann man überhaupt etwas aus diesem Begriff der akademischen Versuchsanstalt noch machen? Ja, aber unter 2 Bedingungen.

Es ist ganz unmöglich, daß der sächsische oder thüringische Volksstaat im Vollgefühl seiner Souveränität die Sache in die Hand nimmt und der preussische, badische, hamburgische es anders herum probiert oder alles beim alien läßt. Wir haben genug partikularistische Schulexperimente; wer zählt die Schulordnungen, kennt die Namen? Kunstwirtschaft ist oder soll sein eine gemeindeutsche Angelegenheit; also eine des Reichs. Das ist so selbstverständlich, daß sämtliche Bureaokratieen, Innen- oder Außenministerien, Ministerialräte und Dezernenten aller Länder sich wie ein Mann gegen diese Zumutung erheben werden.

Die andere unerläßliche Voraussetzung ist die völlige Zertrümmerung der alten unklaren Einrichtung der Akademie. Wie sie sich im 19. Jahrhundert entwickelt hat, und wie sie sich heute darstellt, sind darin 2 unvereinbare Institutionen durcheinandergewurstelt. Da wäre einmal eine Lehranstalt für das Handwerkliche der Künste, also eine Schule für Maler, Bildhauer, Kunsttöpfer, Weber, Architekter usw., in der diese die Grundlage ihres Berufs, Beherrschung ihrer unterschiedlichen Materialien, Aufbaugesetze, historische Entwicklung und Überblick über ihre künstlerischen Möglichkeiten ohne allen Größenwahn und systematisch beigebracht bekommen; eine Schule mit Klassenhierarchie, in der es ein Aufsteigen von den Anfangsgründen simpler Handgriffe bis zur künstlerischen Meisterschaft gibt, und wo die bloß Nachahmenden stufenweise ausgeschieden und unbarmherzig in die eigentlichen Handwerksberufe verwiesen werden, nur die wirklich Schaffenden (wie wenige sind es!) am Ende zu Meisterschülern aufrücken. Das ist die eine Seite der Angelegenheit, die in manchen Kunstgewerbeschulen bereits ziemlich gut organisiert ist, und die die Reformatoren, wie Bruno Paul, Wilhelm Waetzoldt, Walter Gropius, Fritz Wichert und andere, meinen. Für Architekten und Anwärter der "hohen Kunst" ist da bisher noch verzweifelt wenig geschehen. Ganz davon zu trennen aber ist die Funktion der Akademie als Sinekure für verdiente Künstler, die nicht das Zeug haben für sich selber zu sorgen. Wenn heute "der Staat", das heißt ein intelligenter und wohlwollender (oder auch konventioneller) Beamter im zuständigen Landesministerium, einen Künstler, mit dem er es gut meint, den Sorgen des bürgerlichen Alltags entheben will, so macht er ihn zum Akademieprofessor, das heißt zum lebenslänglich versorgten Lehrer einer ungezählten und unkontrollierten Horde von jungen Leuten, die sich Raupen in den Kopf gesetzt haben und partout "Kunstmaler" werden wollen oder Ingenieure sind mit dem Ehrgeiz auf Regierungsbaumeisterschaft. Eignet sich so ein Maler, Kunstgewerbler, Baumeister, der sich durch Werke praktisch bewährt hat, faktisch für den Lehrerberuf, so gehört er in die erste Kategorie der Kunstschule, und er soll dort, versteht sich auf Zeit, angestellt werden und sein Handwerk lehren. Man wird in der Praxis finden, daß vielleicht gerade die handfesten Techniker ihres Berufs vor den sensiblen und schöpferischen Künstlern meist (nicht immer) den Vorrang verdienen. Etwas ganz anderes ist es, wenn "der Staat" einen mehr oder minder schwer ums Dasein ringenden Produktiven seiner Misere entheben will. Das kann und soll er. Aber nicht in der Gestalt der Akademieprofessur sondern in einer Analogie des antiken Prytaneions. Er soll ihm Atelier, Wohnung, Handwerksmittel und eine mäßig bemessene Pension zur Existenz geben, vielleicht auf 3, auf 7 oder 10 Jahre; ob in deutschen Städten in Gestalt von Atelierhäusern, ob im Ausland als Stipendium oder dergleichen, ist eine Frage der Organisation.

Es wird Künstler geben, deren idealistische Lebensfremdheit eine wiederholte und bis zum Tod reichende Verlängerung dieser Unterstützung notwendig macht; anderen ist schon mit einem Überwasserhalten auf einige Jahre gedient. Dergleichen Entscheidungen verlangen natürlich eine geschickte Hand und intime Kenntnis von Menschen und Künstlertum. Aber es gibt bestimmte Naturen, die beides können: den richtigen Mann für die Lehre und für das Prytaneion zu finden und zu halten. Sicher sind sie nicht ausschließlich in unserer hohen Bureaucratie zu suchen. Es wird nicht leicht sein.

Aber eins muß man verlangen: daß die Akademieen in ihrer gegenwärtigen Form mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Daß Schluß gemacht wird mit der Massenzüchtung akademischen Lumpenproletariats, daß Mittel gefunden werden die künstlerisch Schaffenden von den handwerklich Arbeitenden zu trennen und diese ohne Sentimentalität und rechtzeitig auf ihren eigentlichen Beruf zu weisen. Ein Genie wird sich schlimmstenfalls auch beim Versagen der Lehrbureaucratie aus dem Handwerk emporarbeiten. Unerträglich aber ist der heutige Anspruch der Akademie auf abgestempelte Geniegrößen, die unsere Ausstellungen, Museen und Kunstfonds mit ihren sinnlosen und gemeingefährlichen Ansprüchen belasten und das Niveau unserer Kunstproduktion seit einem Jahrhundert so furchtbar herunterdrücken. Für ein Künstlerproletariat, das unnütze und kulturwidrigste Produkt unserer sogenannten Akademieen und Kunstschulen, haben wir weder Raum noch Mittel mehr. Übrigens müßte auch den privaten Kunstschulen ihr Handwerk gelegt werden; ohne Härten geht es einmal nicht ab.

Weil aber alle einschlägigen Stellen, von der kleinen eingebildeten Kunstkrankenschwester bis zu den Kultusministern, sich mit Händen und Füßen gegen eine so einleuchtende, ihren Stolz aber wenig respektierende Regelung sträuben werden, und weil überhaupt bei unserm lieben Partikularismus kein Anschlag auf verjährten Muff der geringsten Liebhaberei begegnet, so dürften solche Vorschläge wohl erst in weiteren 50 Jahren aktuell werden.

OTTO NAGEL · DAS WERKTÄTIGE VOLK UND SEINE MALER



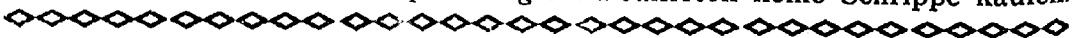
S gibt nur wenige Maler, die aus ehrlicher innerer Überzeugung zur Masse stehen und in ihren Bildern das werktätige Volk und sein Leben darstellen. Der bürgerliche Künstler hängt wirtschaftlich von bestimmten Schichten des Bürgertums ab, auf die er sich bei seinem Schaffen denn auch geistig einstellt. Im Gegensatz hierzu wird das Arbeiten des proletarisch orientierten Künstlers durch keinerlei materielle Absichten beeinflußt. Ehe er ein Bild begonnen hat, weiß er schon, daß es unverkäuflich sein wird. Ist es fertig, wird es in einer Kunstausstellung die mondäne Bilderreihe unterbrechen. Dem Maler wird im Feuilleton der Arbeiterpresse ein Lob erteilt, die Leser stellen mit Genugtuung fest, daß es Künstler gibt, die zur Masse stehen, das Bild wandert ins Atelier zurück und steht dort in einer Ecke, bis Materialmangel das Übermalen der Leinwand notwendig macht. Zu einem Verkauf kommt es höchst selten. Dem bürgerlichen Kunstkäufer ist das proletarische Motiv unangenehm, selbst wenn das Bild von einem "anerkannten" Künstler stammt. Es ist vorgekommen, daß solch ein Kunstkäufer von einer Arbeit Heinrich Zilles begeistert war, einen Kauf aber ablehnte, weil man solch Bild doch

nicht ins Zimmer hängen könne. Der Arbeiter als einzelner kommt als Käufer von Kunstwerken nicht ernstlich in Frage. Die Arbeiterorganisationen kaufen hin und wieder ein paar Bilder, vergeben auch einen Auftrag. Aber bei allen Ankäufen, die in letzter Zeit durch Arbeiterorganisationen vorgenommen wurden, ist kein proletarischer Maler berücksichtigt worden. Man hat ausschließlich Werke kleiner bürgerlicher Künstler gewählt.

Welche bürgerliche Organisation würde wohl Bilder mit ausgesprochen proletarischer Tendenz für ihre Räume erwerben? Wollte ein George Grosz den Präsidenten Hindenburg malen, so wäre man erstaunt. Es ist aber sicherlich nichts anderes, als wenn sich vor kurzem der Vorsitzende einer großen Gewerkschaftsorganisation im Auftrag seiner Organisation von einem gutbürgerlichen Künstler porträtieren ließ. Unter der Parole "In jede Arbeiterwohnung ein Ölgemälde!" bildete sich unter der Leitung eines Mannes, der in der Arbeiterbewegung groß wurde, eine Kunstgemeinschaft. Bei den Ankäufen aus Mitteln der Gemeinschaft werden aber ausschließlich Bilder bürgerlicher Maler berücksichtigt. Von proletarisch gerichteten Künstlern kommen allenfalls Arbeiten in Frage, bei denen die Tendenz sorgfältig hinwegfrisirt ist. Die Volksbühne brachte am 1. Februar einen Aufsatz Fritz Schiffs, in dem der Autor bedauert, daß sich keine Maler finden, die an das Ausmalen von Gewerkschaftshäusern, Vereinsräumen, Versammlungssälen in einem proletarischen Sinn herangehen. In Wirklichkeit ist es so, daß sich die Künstler recht gern an die Lösung einer solchen Aufgabe heranmachen würden. Wo aber sind die Räume und Mittel, die den Malern zur Verfügung gestellt werden? Wenn Fritz Schiff glaubt, daß in Städten und Bezirken, in denen die Arbeiter die Macht haben, eine Kunst, die den Arbeiter und sein Leben schildert, Eingang finden könnte, so irrt er. In der Kunstdeputation des proletarischen Berliner Bezirks Wedding wurde kürzlich ein Antrag abgelehnt, der forderte, daß bei Ankäufen von Kunstwerken Arbeiten bevorzugt würden, die dem Charakter des proletarischen Bezirks entsprechen. Man begründete die Ablehnung damit, daß Kunst ohne Tendenz sein müsse.

Die proletarischen Organisationen benötigen für ihre Zeitungen, Werbeaktionen usw. eine ganze Reihe Maler und Zeichner. Man holt für diese Arbeiten nur in ganz wenigen Fällen politisch nahestehende Künstler heran und nimmt Leute, die zur Arbeiterklasse keinerlei Verhältnis haben. So mußte der Zeichner Karl Holtz erst zu Ullstein gehen, um dann für die proletarische Zeichnung neu entdeckt zu werden. Ein bekannter proletarischer Maler bekam kürzlich von einer Arbeiterzeitung eine Zeichnung in Auftrag. Man hatte bei der Ablieferung gegen die künstlerische Leistung keine Einwendung, meinte aber, daß die Arbeiter »zu echt dargestellt« seien. Die Zeichnung wurde vor dem Druck von einem braven bürgerlichen Maler in der Tendenz auf das richtige Maß gebracht.

Es ist ja sehr gut, daß es Künstler gibt, die sich und ihr Schaffen in den Dienst der Arbeiterklasse stellen. Man schreibt im Feuilleton über sie und besucht in Massen ihre Ausstellungen, wie das jetzt wieder bei der Zilleausstellung im Märkischen Museum in Berlin geschah. Die proletarisch empfindenden Künstler stehen zur Arbeiterklasse und sind bereit für deren Sache jedes Opfer zu bringen. Aber keine unnötigen Opfer. Man kann sich schließlich für die beste Besprechung im Feuilleton keine Schrippe kaufen.



RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Gewerkschaftsbewegung / Franz Große

Internationale Vom 17. bis zum 20. Januar tagte in Berlin der Ausschuß des Internationalen Gewerkschaftsbunds. Es wurden hauptsächlich die Reorganisationsfragen des Bundes behandelt. Die Mehrheit einer 7köpfigen Kommission entschied sich für Berlin als Sitz des Bundes, die Minderheit für Brüssel. Die Kandidaten für die Stellen der Generalsekretäre sollen von den einzelnen Landeszentralen in den nächsten 4 Monaten vorgeschlagen werden; in einer spätern Sitzung soll dann die Wahl erfolgen. Nach gründlicher Debatte wurde schließlich auf Antrag der deutschen Delegation die definitive Regelung aller Reorganisationsfragen auf die nächste, im September in Amsterdam stattfindende Ausschusssitzung verschoben. Dadurch sollen die einzelnen Landeszentralen noch einmal Zeit zu ausführlicher Stellungnahme gewinnen. Nach den bisher vorliegenden Äußerungen aus den einzelnen Ländern scheint eine starke Neigung zu bestehen Berlin als Sitz des Internationalen Gewerkschaftsbunds zu wählen. Man wird dies einmal auf die große aufbauende Arbeit der deutschen Gewerkschaften in der Nachkriegszeit zurückzuführen haben, die besonders Stenhuis, der Vorsitzende der holländischen Gewerkschaften, in einem Aufsatz in der holländischen Gewerkschaftszeitung *De Strijd* hervorgehoben hat, zum ändern auf das kluge Auftreten der deutschen Delegierten auf dem Pariser Kongreß im Jahr 1927, die sich dort bis zum letzten Augenblick für Beibehaltung des alten Sitzes Amsterdam aussprachen.

Arbeitsgemeinschaftsbestrebungen Die englischen Bemühungen um Arbeitsgemeinschaft hat Max Schippel hier in seinem Artikel *Die Arbeitsgemeinschaftsbewegung in England* (in diesem Band Seite 111 und folgende) sehr ausführlich besprochen. Auch in *Holland* hat nunmehr die Zentrale der Unternehmerverbände einen Brief an die Gewerkschaftszentralen der einzelnen Richtungen gesandt und die verschiedenen Richtungen zu einer Besprechung eingeladen, die klären soll, auf welchen Gebieten eine Zusammenarbeit möglich ist. Das Organ des Niederländischen Gewerkschaftsbunds *De Strijd* sieht in diesem Brief ei-

ne erfreuliche Erscheinung, wenn es auch eine gewisse Skepsis nicht unterdrücken kann. Auf einer ersten Zusammenkunft zwischen Unternehmer- und Gewerkschaftsvertretern sind zunächst einmal die Gewerkschaften als befugte Vertreter der Arbeiterklasse ausdrücklich anerkannt worden. Zur Vorbereitung weiterer Arbeiten wurde eine Unterkommision eingesetzt. Man kann den holländischen Verhandlungen noch eine größere grundsätzliche Bedeutung beimessen als den englischen, da hier die offiziellen holländischen Unternehmerverbände in Aktion treten.

Auch in *England* sind die Verhandlungen weitergeführt worden. Am 17. April tagten wieder die Vertreter des Gewerkschaftsbunds mit der Mondgruppe der englischen Industriellen (siehe dazu den Artikel *Pahls Neue Wege und Ziele der Wirtschaftsreform in England*, in diesem Band Seite 297 und folgende). Nach dieser Besprechung wurde von Sir Alfred Mond und dem Gewerkschaftsführer Ben Turner eine Erklärung veröffentlicht, die sich mit der Kredit- und Finanzpolitik der Regierung und der Bank von England befaßt. Man wird diese ganze Entwicklung, deren grundsätzliche Bedeutung Schippel in jenem Artikel dargetan hat, mit großer Aufmerksamkeit verfolgen müssen.

Deutschland: Arbeitskämpfe Die auf der ganzen Front aufgenommenen Kämpfe um Lohnerhöhung und Arbeitszeitverkürzung lassen die Frage berechtigt erscheinen, wie weit solche ohne Gefährdung der deutschen Wirtschaft geführt werden können. In der im Februar veröffentlichten Denkschrift der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände zur Lohnbewegung wird den Gewerkschaften vorgeworfen, daß sie beim Ablauf jedes Tarifvertrags Forderungen auf höhere Löhne stellen, »ohne daß sie dabei auf die Wirtschaftslage und die bisherige Lohnentwicklung Rücksicht nehmen«. Das mag im einzelnen zutreffen, im ganzen aber muß doch dagegen betont werden, daß die Gewerkschaften in den meisten Fällen das größte Verständnis für die Wirtschaftslage gehabt und eine Verantwortung vor allem bei der Umstellung der Wirtschaft zu rationaleren Methoden gezeigt haben, die oft von weiten Kreisen ihrer Anhänger nicht verstanden wurde und deren schärfsten Widerspruch hervorgerufen

hat. Man muß auch bedenken, daß das oben genannte Argument der Unternehmerverbände noch bei jeder Lohnerhöhung angewandt ist; die im März 1928 veröffentlichte Gegendenkschrift des Gewerkschaftsrings Deutscher Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenverbände bringt eine sehr ausführliche Zusammenstellung einzelner so begründeter Stellungnahmen seit dem Jahr 1924. Paul Hermberg wies in seiner Besprechung der Arbeitgeberdenkschrift in der Sozialen Praxis bereits darauf hin, daß das Argument, die Kapitalbildung sei das erste Erfordernis der Stunde, und diese Kapitalbildung sei gefährdet, schon allein durch die Tatsache widerlegt werde, daß trotz Lohnerhöhungen nach der amtlichen Statistik in den letzten Jahren jährlich über 4 Milliarden Mark an neuen Wertpapieren ausgegeben sind, jährlich also so viel wie die gesamten seit der Stabilisierung der Mark aufgenommenen Auslandsanleihen (4,2 Milliarden Mark) ausmachen. Wenn die Unternehmer ferner behaupten, daß die Senkung der Selbstkosten nicht möglich wäre, so kann auch dieses Argument, wie die Ergebnisse der Schmalenbachkommission für den Braunkohlenbergbau ganz eindeutig, für den Steinkohlenbergbau ebenfalls mit ziemlicher Gewißheit gezeigt haben, nur ganz bedingt gelten. Durch Änderung und Umstellung der Absatzorganisationen, durch Ausschaltung unwichtiger Zwischenstellen ist ganz sicher eine sehr große Senkung der Selbstkosten zu erzielen. Die Unternehmer behaupten ferner, die Lohnkurve habe »den Anschluß an die Wirtschaftskurve verloren«. Hermberg stellt fest, daß dies nur daher gekommen sei, daß man die Kurven entsprechend konstruiert hat. Für die Lohnkurve wurde als Ausgangspunkt der ganz anormale Stand vom Januar 1924 gewählt, so daß sie die Wirtschaftskurve übersteigt, während sie sich in Wahrheit nur dem allgemeinen Wirtschaftsbild wieder normal einordnet. Der Statistiker Hermberg weist sehr genau im einzelnen die Fehler auf, die in dieser Denkschrift das Bild entstellen. Hermberg wirft aber auch die Frage auf, ob die Lohnsteigerung in Deutschland als normal anzusehen ist. Er hat bereits früher in bisher unwiderlegten Aufsätzen eingehend nachgewiesen, daß die Lohnsteigerung immer weit hinter den Lohnsteigerungen des Auslands zurückgeblieben ist, und daß die dadurch erzielte Ersparnis im Lohnkonto die so oft zitierte Mehrbelastung durch Steuern und soziale Lasten weit übersteigt. Hermberg

weist nach, daß auch heute noch diese Tatsache zu verzeichnen ist. Während in England seit 1924 unverändert der Stundenlohn auf etwa 200 % des Vorkriegslohns steht, in Schweden und Dänemark auf 265 %, in Holland zwischen 250 und 300 % schwankt, steht er in Deutschland im Januar 1928 auf durchschnittlich 175 %. Nur die noch unter Inflationwirkungen stehenden romanischen Länder zeigen einen geringeren Lohnstand. Wie die Preise so tendieren aber auch die Löhne zu einem internationalen Ausgleich. Damit gewinnt der Lohnkampf in Deutschland internationale Bedeutung. In den Kämpfen dieser Wochen und Monate wird entschieden, ob der europäische Lohn auf das nordische und das englische Niveau hinaufgedrückt, oder ob der nordische Lohn auf das niedrigere Lohnniveau Mitteleuropas hinuntergedrückt werden soll.

Rußland Die Krise innerhalb der Kommunistischen Partei Rußlands wirkt sich auch in starkem Maß auf die Gewerkschaftsbewegung aus. Die Opposition hat in ihrer Plattform, die dem 15. Kongreß der Kommunistischen Partei vorgelegt wurde, eine Reihe von »praktischen Vorschlägen« zur Verbesserung der Gewerkschaftsarbeit gebracht. Es mutet etwas grotesk an, wenn Trotzki, Sinowjew und Kamenew, die die volle Verantwortung für die kaum mehr zu überbietende Bevormundung der Gewerkschaften durch die Kommunistische Partei tragen, die selbst die völlige Unterordnung unter die Parteiinstanzen durchgeführt haben, heute eine größere Freiheit für die Gewerkschaften fordern. Es heißt in ihren Vorschlägen: »Die Gewerkschaften müssen ihre Aufgaben auf der Grundlage der wirklichen Wählbarkeit, Öffentlichkeit, Verantwortung und Rechenschaftslegung in allen Gliedern erfüllen.« Und an anderer Stelle: »Unzulässig ist die Absägung von gewählten Mitgliedern der Gewerkschaftsorganisationen, die Kommunisten sind, auf Grund innenpolitischer Differenzen.« Die Verfasser dieser These haben sehr oft, wie die Kongresse der Gewerkschaften zeigen, gegen diese These verstoßen. Auch von anderer Seite der Opposition forderte man eine größere Beweglichkeit und Freiheit der Gewerkschaften und ihre Entbureaukratisierung. Die Antwort Stalins war die Deportierung der mit diesen Vorschlägen sympathisierenden Gewerkschafter in die entlegensten Gebiete des Landes. So ist es dem Vorsitzenden des Nahrungs-

mittelarbeiterverbands, dem Vorsitzenden des Wassertransportarbeiterverbands und vielen anderen ergangen. Man muß, um diese Vorgänge richtig zu verstehen, einen Blick auf die Entwicklung der russischen Gewerkschaften seit 1917 werfen.

In den ersten Zeiten des bolschewistischen Regimes war jeder Arbeiter in den nunmehr staatlichen Betrieben eo ipso Mitglied der Gewerkschaft, oder vielmehr, es mußte jeder, der arbeiten wollte, Mitglied der Gewerkschaft sein. Man stellte den Grundsatz auf: Wer arbeiten will, muß auch gewerkschaftlich organisiert sein. Dieser Grundsatz wurde mit der Umstellung der russischen Wirtschaftspolitik 1921, als zu den Staatsbetrieben eine größere Anzahl von Privatbetrieben trat, fallen gelassen. Im Dezember 1921 proklamiert der Zentralausschuß der Partei den Grundsatz der freiwilligen Mitgliedschaft. Eine ganze Reihe von Privilegien ist aber auch heute noch mit der Zugehörigkeit zur Gewerkschaft verbunden. Der Gewerkschafter wird in den Fragen der Wohnungsmiete, beim Eintritt in die Hochschulen bevorzugt, ebenso, durch Festlegung in fast allen Tarifverträgen, bei Einstellung zur Arbeit. Der Grundsatz der freiwilligen Mitgliedschaft ist aber nicht mit der Koalitionsfreiheit des Arbeiters im modernen Staat zu vergleichen. Faktisch dürfen nur die offiziell anerkannten, registrierten Gewerkschaften bestehen. Die Registrierung wird von den zwischen-gewerkschaftlichen Organen vollzogen. Der Arbeiter hat nur die Wahl in die registrierte Gewerkschaft seines Betriebs einzutreten oder unorganisiert zu bleiben. Bei dieser Durchorganisation ist nun das Prinzip des Industrieverbands ziemlich schematisch durchgeführt. In jedem der Verbände sind alle Arbeiter und Angestellten eines Industriezweigs vereinigt. Für jede Industrie respektive für jeden einzelnen Betrieb darf es also nur einen Verband geben. Praktisch ergeben sich dabei ungeheure Schwierigkeiten, von denen Tomskij auf dem 4. Allrussischen Gewerkschaftstäg ausführlich gesprochen hat. Sie haben zu einer ständigen Neugestaltung der sogenannten gewerkschaftlichen Karte und vor allem auch zu einer ständigen Milderung dieses hier völlig überspannten Organisationsprinzips geführt. Es ist zeitweilig auch der Gedanke der Abschaffung der Industrieverbände und der Schaffung eines einzigen Verbands für alle Arbeiter propagiert worden; er wurde aber auf dem 5. Allrussischen Gewerkschaftstag /1922/ endgültig fallen gelassen.

Die Gewerkschaften waren in der ersten Zeit, als der Grundsatz der notwendigen Mitgliedschaft galt, Organe des Staates. Ihnen waren wichtige Aufgaben bei der Durchführung der Arbeitspflicht, der militärischen Mobilisation, der Heranziehung der Arbeiter zur Erhebung der Getreidesteuer auf dem flachen Land, bei der Verteilung der Konsumtionsgüter unter den Arbeitern usw. zugewiesen. Von dieser Stellung der Gewerkschaften als Ausführungsorgane des Staates wurde 1921 der Übergang zur Stellung öffentlichrechtlich anerkannter Vertreter der Arbeitnehmer vollzogen. Ihnen ist in dem Kodex der Arbeit die Mitwirkung bei einer großen Reihe von wichtigen Fragen zugebilligt, ihre Mitglieder haben ferner die oben genannten Vergünstigungen. Die Selbständigkeit, die sie danach erlangt haben, ist aber durchaus formeller Art. Ihre Verfassung und ihr Aufbau machen die Gewerkschaften in Wirklichkeit zu Organen der Kommunistischen Partei und damit auch des Staates; denn die Partei beherrscht ja den Staatsapparat. Die alte Theorie Lenins und seiner Nachtreter, daß die Gewerkschaften nur eine untergeordnete Aufgabe haben, und daß ihre Leitung durch die politische Partei erfolgen müsse, gilt auch heute noch. Auf dem 7. Allrussischen Gewerkschaftskongreß /1926/ betonte Tomskij ausdrücklich, daß »die Gewerkschaftsbewegung von der Kommunistischen Partei der Sowjetunion geleitet war und auch heute und in Zukunft geleitet wird«. Er begründete dies damit, daß »unsere Gewerkschaften noch nicht genügend erzogen sind, um einer harten Hand nicht zu bedürfen«.

Die russischen Gewerkschaften sind nach dem Prinzip des sogenannten demokratischen Zentralismus aufgebaut. Nach Lenin besteht sein Hauptcharakteristikum darin, daß die Vertreter der untergeordneten Verbände die verantwortlichen Organe wählen, denen dann die verwaltende Tätigkeit zusteht. Sämtliche Gelder fließen der höchsten Instanz zu und werden dann von ihr verteilt. Dem ausführenden Organ der höhern Stufe steht das Recht zu die Beschlüsse der untern Stufe außer Kraft zu setzen. Innerhalb jedes Gewerkschaftsverbands werden von den Betrieben die Delegierten zu dem Kreiskongreß, der untersten territorialen Einheit, gewählt. Dieser wählt die Kreisverwaltung. Aus den Delegierten der Kreiskongresse und eventuell der größeren Betriebe werden die Gouvernementskongresse zusammengesetzt, die wiederum die Gouverne-

mentsverwaltung wählen. Dabei wird, wie auch bei den höheren Stufen, diese Verwaltung bewußt ziemlich zahlreich zusammengesetzt, die eigentliche Leitung wiederum einem engeren Kreis von Funktionären übertragen. Aus den Delegierten der Gouvernements- und Bezirkskongresse wird der Allrussische Gewerkschaftskongreß gebildet, der, ein vielköpfiges Organ, das Zentralkomitee wählt, das im Jahr nur 3- bis 4mal zusammentritt und die eigentliche Leitung dem aus seiner Mitte gewählten Präsidium des Zentralkomitees überträgt. Dieses Präsidium ist also aus 5stufigen Wahlen hervorgegangen. Dieses System muß unbedingt dazu führen, daß die höheren Stellen zum allergrößten Teil, die höchsten ausschließlich mit Parteikommunisten besetzt werden. Damit ist aber trotz aller formellen Selbständigkeit die faktische Beherrschung der Gewerkschaften durch die Partei gesichert. Neben den oben geschilderten sogenannten vertikalen Organisationen stehen aber noch die sogenannten horizontalen zwischengewerkschaftlichen Organisationen. Die Lokalorganisationen fehlen hier, und sie nehmen ihren Anfang vom Kreis. Sie sind ähnlich, sogar noch etwas komplizierter gewählt als die vertikalen Organisationen. Auch hier ist wieder die Trennung zwischen leitendem Organ (Delegiertenversammlung) und ausführendem (Bezirksrat usw.) vollzogen. Dabei sind die Verbandsorgane den zwischengewerkschaftlichen Organen aufs strengste untergeordnet. Der Allrussische Gewerkschaftsrat, das ausführende Organ der Zentralstufe der horizontalen Gliederung der Gewerkschaften, kann gegenüber den Organisationen, die seine Beschlüsse und Anordnungen nicht befolgen, die strengsten Maßnahmen ergreifen. Er kann die gewählten Funktionäre absetzen und die Organisationen auflösen. Auch die übrigen zwischengewerkschaftlichen Organe haben weitgehende Befugnisse. Praktisch ergibt sich damit für die einzelnen Gewerkschaftsorgane eine doppelte Unterordnung. Sie sind einmal dem Organ der gleichnamigen Gewerkschaft höherer Stufe und zum andern dem zwischengewerkschaftlichen Organ der gleichen Stufe untergeordnet. Den Organen der einzelnen Gewerkschaften steht vorwiegend die Erledigung von Fragen der gewerkschaftlichen Finanzen, von Tariffragen und Fragen der Arbeitslosenunterstützung zu, den zwischengewerkschaftlichen Organen die Betätigung der Gewerkschaften auf kulturellem Gebiet, die Vertretung in Regierungsorga-

nen, die Aufstellung der Kandidatenlisten bei den Wahlen zur höhern Stufe, ferner das sehr wichtige Recht der Registrierung der gewerkschaftlichen Organisationen und vor allem die Überwachung der Gewerkschaftsdisziplin. Durch dieses sehr komplizierte System des "demokratischen Zentralismus" ist die Beherrschung und Leitung der Gewerkschaften durch die Kommunistische Partei Rußlands oder, was das gleiche ist, durch die Machthaber des Staates möglich. Es bedarf keiner Erklärung, daß die Verbindung mit so organisierten und geleiteten Verbänden den wirklichen Gewerkschaften (Amsterdamer Richtung) völlig unmöglich ist, und daß alle von Zeit zu Zeit unternommenen Versuche zur "Einheitsfront" aller Gewerkschaften zu kommen vom Internationalen Gewerkschaftsbund abgewiesen werden müssen.

Totenliste

Am 16. Januar starb der Sekretär der Schweizer Gewerkschaften *Karl Dürr*, 52 Jahre alt. Er stammte aus Freiburg in Baden. Als Kind kam er nach Lörrach bei Basel. Er wurde Eisendreher. Anfangs anarchistischen Ideen zuneigend, wandte er sich bald der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung zu. Die Baseler Metallarbeiter wählten ihn im Jahr 1906 zu ihrem Lokalsekretär. 10 Jahre später wurde er dann Sekretär der Schweizer Gewerkschaften. Mitte Januar starb in Berlin *Julius Langner*, 54 Jahre alt. Langner, der früher als Kassierer in der Berliner Lokalverwaltung wirkte und sich auch als Geschäftsführer der derzeitigen Friseurgenossenschaft Voran auf genossenschaftlichem Gebiet betätigt hatte, war seit 1908 Hauptkassierer des Arbeitnehmerverbands des Friseur- und Haargewerbes. Er war an der Entwicklung seines Verbands hervorragend beteiligt. Am 4. Februar starb der 1. Vorsitzende des Deutschen Nahrungs- und Genußmittelarbeitersverbands *Josef Diermeier*, im Alter von 52 Jahren. Noch wenige Stunden vor seinem Tod hatte er inmitten seiner Vorstandskollegen bei der Beratung der Pläne für künftige Aktionen geweiht. Diermeier war auch Mitglied des Vorläufigen Reichswirtschaftsrats. Er gehörte ferner seit der Gründung dem Vorstand der Internationalen Union der Lebensmittelarbeiter an. Dort hat er sich besondere Verdienste um das Zustandekommen der internationalen Konvention zum Verbot der Nachtarbeit in den Bäckereien vor der Internationalen Arbeiterkonferenz erworben.

Anfang März starb in New York der Vorsitzende des Verbands Jüdischer Gewerkschaften *Max Pine*, im Alter von 62 Jahren. Als Präsident des Palestine Workers' Campaign gelang es ihm mit Erfolg die jüdischen Arbeiter Amerikas für die Unterstützung des Werks der palästinensischen Arbeiterschaft zu interessieren und heranzuziehen.

Einer der bedeutendsten Organisatoren der dänischen Gewerkschaften starb am 16. März in seinem 69. Lebensjahr: *Jens Jensen*, Oberpräsident von Kopenhagen. Jensen organisierte in den achtziger Jahren die Kopenhagener Maler, die ihn 1888 zu ihrem Vorsitzenden wählten. Zusammen mit Knud Knudsen sah er schon früh die große Linie der dänischen gewerkschaftlichen Bewegung: Heranbildung landesumfassender Gewerkschaften und deren Verbindung in gemeinsamer Arbeit, daneben internationalen Zusammenschluß. Von ihm stammt die Wirtschaftsresolution des 1. Skandinavischen Arbeiterkongresses vom Jahr 1886, in der Kollektivtarife auf der Basis von Stundenlöhnen gefordert wurden, eine damals von ganz weiter Blickrichtung zeugende Forderung. 1886 wurde Jensen Vorsitzender des Kopenhagener Gewerkschaftskartells. Als es wesentlich seiner Arbeit 1898 gelungen war die zusammenwirkenden Fachverbände, den Gewerkschaftsbund Dänemark, zu gründen, wurde er der 1., Peter Knudsen der 2. Vorsitzende. Jensen blieb Vorsitzender der dänischen Gewerkschaften bis 1903, wo er zum Finanzbürgermeister von Kopenhagen gewählt wurde. Auch in dieser Stellung und später als Oberpräsident blieb er weiterhin ein treuer Berater der Gewerkschaften, und er erwarb sich sehr große Verdienste auf dem Gebiet der Sozialpolitik.

Kurze Chronik Die vorläufigen vierteljährlichen Erhebungen des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbunds ergeben am Jahresende einen *Mitgliederstand* von 4 385 061 Mitgliedern gegen 4 291 025 Mitglieder Ende September. Der ununterbrochene Zuwachs an Mitgliedern beträgt danach im Jahr 1927 fast $\frac{1}{2}$ Million, genau 451 130 oder 11,5%. \diamond Die Gewerkschaftsverbände Ägyptens, die teilweise, so vor allem die Transportarbeiter, gut entwickelt sind, haben sich im Januar zum Ägyptischen Gewerkschaftsbund in Kairo zusammengeschlossen. Auf der Gründungstagung wurde beschlossen engsten Kontakt mit dem Internationalen Gewerkschaftsbund zu halten. \diamond Der

Stellvertretende Bundesvorsitzende des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbunds *Hermann Müller* vollendete am 10. Februar sein 60. Lebensjahr. Müller, von Beruf aus Lithograph, gehörte seit 1905 dem Zentralarbeitersekretariat der Generalkommission, 1922 bis 1924 der Redaktion des Korrespondenzblatts an. Er betätigte sich auch sehr erfolgreich auf literarischem Gebiet, vor allem auf dem der Gewerkschaftsgeschichte.

Literatur

In der vom Internationalen Gewerkschaftsbund in Amsterdam herausgegebenen Internationalen Gewerkschaftsbibliothek behandelte *Richard Seidel* die Gewerkschaftsbewegung in Deutschland. Er hat schon 1925 eine Sammlung von Aufsätzen Die Gewerkschaften nach dem Kriege /Berlin, J. H. W. Dietz Nachfolger/ herausgebracht, in der die wichtigsten Probleme der deutschen Gewerkschaftsbewegung in der Nachkriegszeit tiefgehend erörtert sind. In seinem neuen Büchlein ist ihm, der mit der deutschen Gewerkschaftsbewegung seit langem verbunden ist, die Lösung der sehr schwierigen Aufgabe Geschichte wie Zustand der deutschen Gewerkschaften knapp und gründlich zu schildern glänzend gelungen. Auch hier nimmt wieder die Darstellung der Nachkriegsprobleme einen breiten Raum ein. Bernhard Göring, der Sekretär des Allgemeinen Freien Angestelltenbunds, hat in einem besondern Abschnitt einen Beitrag über die Angestelltenbewegung beigesteuert. In der Anlage ist der sonst wohl in keinem größern Werk veröffentlichte wichtige Organisationsvertrag zwischen dem Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund und dem Allgemeinen Freien Angestelltenbund zu finden. \diamond Mit äußerster wissenschaftlicher Gründlichkeit untersuchte *Alexander Apolant* die sogenannte gelbe, die wirtschaftsfriedliche Gewerkschaftsbewegung (Die wirtschaftsfriedliche Arbeitnehmerbewegung Deutschlands: Werden, Wesen und Wollen der gelben Organisationen /Berlin, Julius Springer/). Er erklärt im Vorwort, er habe sich zur Aufgabe gesetzt »weiteren Kreisen Kenntnis von dieser sonderbaren Bewegung und dieser Verirrung des Gedankens einer Arbeitnehmervertretung« zu geben. Selbst den, der über Wesen und Stärke dieser Bewegungen einigermaßen orientiert ist, wird das hier einwandfrei und unparteiisch vorgetragene Material überraschen. Soweit Apolant im Anhang überhaupt Tabellen bringen konnte, zeigen sie die Bedeutungs-

losigkeit der Bewegung. In sehr vielen Fällen aber waren aus sehr durchsichtigen Gründen überhaupt keine Zahlen zu bekommen, oder sie waren gänzlich unglaubwürdig. Apolant, der sich Mühe gibt auch das Positive dieser Bewegung herauszuarbeiten, verzichtet ausdrücklich auf die Beantwortung der heute so wichtigen Frage, ob die gelben Verbände Anspruch auf rechtliche Anerkennung als Gewerkschaft machen können. Aber sein ganzes Buch gibt deutlich genug und besser als die am Formalen haftenden juristischen Entscheidungen die Antwort, daß so unselbständige Verbände kein Recht auf solche Anerkennung beanspruchen können.

Genossenschaftsbewegung / Reinhard Weber

Zentralverband Deutscher Konsumvereine Von allen Hauptzweigen des deutschen Genossenschaftswesens hat sich im vergangenen Jahr ohne Zweifel der konsumgenossenschaftliche am besten entwickelt. Der Wiederaufbau der deutschen Konsumgenossenschaften darf jetzt als gesichert gelten. Falls nicht neue politische Katastrophen das Abendland erschüttern und dann mit der ganzen Volkswirtschaft natürlich auch die Konsumgenossenschaften von der erreichten Entwicklungsstufe wieder herunterwerfen, dürfte, nach den Erfahrungen der letzten volkswirtschaftlich doch noch recht schweren Jahre, der konsumgenossenschaftlichen Wirtschaft auf einem großen Teil der Güterverteilung und auch auf einem bedeutenden der Fertigwarenerzeugung wirklich die Zukunft gehören. Auf die Dauer und allgemein muß die richtige Genossenschaftstheorie von der Erfahrung bestätigt werden. Innerhalb des Kapitalismus sind, in scheinbarem Widerspruch zu ihrem Namen, gerade die Konsumenten- und nicht die Produzentengenossenschaften Träger materieller produktiver Tendenzen und produktiver Ideen, die über die kapitalistische Ordnung der Wirtschaft hinauswirken. Die Veröffentlichungen des Zentralverbands Deutscher Konsumvereine über das Geschäftsjahr 1927 weisen einen Erfolg nach, der nicht nur die Pessimisten überrascht. Die zusammengefaßten Jahresergebnisse aller Genossenschaften dieses Verbands zeigen seit 1924 eine ununterbrochene Bewegung nach oben, soweit es sich um Wirtschaftserfolge handelt. Die Mitgliederzahl allerdings ist seit 1924 dauernd zurückgegangen. Das erklärt sich aber bekanntlich durch das Ausscheiden der sogenannten Papiersoldaten aus der Inflationszeit, die niemals

echte Genossenschafter gewesen sind. Ende 1924 betrug die Mitgliederzahl 3 444 218, 1925 sank sie auf 3 364 984, 1926 auf 3 205 984, 1927 auf 2 932 175. Aber 1914 war sie nur 1 717 519 gewesen. Wenn man annehmen darf, daß jetzt die meisten Papiersoldaten gestrichen sind, ist es also dieser konsumgenossenschaftlichen Richtung gelungen die Anzahl der tätigen Genossenschafter seit der Vorkriegszeit ganz außerordentlich zu vermehren. Der gesamte Warenumsatz der Genossenschaften des Zentralverbands betrug 548 741 184 Reichsmark im Jahr 1924, 702 485 213 im Jahr 1925, 811 432 753 im Jahr 1926 und 982 159 347 im Jahr 1927; im Jahr 1914 dagegen 492 980 519 Mark. Die Geschäftsguthaben betragen 1924 14 997 726, 1925 26 134 201, 1926 35 181 373 und 1927 44 432 915 Reichsmark, 1914 dagegen 33 772 099 Mark. Die Spareinlagen beliefen sich im Jahr 1924 auf 49 485 920, 1925 auf 82 700 669, 1926 auf 138 062 576 und 1927 auf 207 463 895 Reichsmark (siehe hierzu in dieser Rundschau den Abschnitt Konsumgenossenschaftliche Hypothekenbank, in diesem Band Seite 237), 1914 dagegen auf 80 243 901 Mark. Der Warenumsatz pro Mitglied hatte folgende Entwicklung: 1924 159,32, 1925 208 76, 1926 253,10 und 1927 334,96 Reichsmark. In Sachwerten gemessen ist hier der Stand von 1914 noch nicht wieder erreicht; denn 1914 betrug der Umsatz pro Mitglied 287,03 Mark, was etwa 430,50 Reichsmark entspricht. Auch die Großeinkaufsgesellschaft Deutscher Konsumvereine zeigt eine glänzende Entwicklung. Ihr Gesamtumsatz betrug 1924 168 466 278 Reichsmark (davon 26 298 325 Eigenproduktion), 1925 228 169 471 (35 339 389), 1926 294 173 971 (45 675 779), endlich 1927 373 041 885 (63 137 490). Die Vergleichszahlen von 1913 lauten, in Reichsmark umgerechnet, 154 047 316 (10 111 037). Der Umsatz hat sich also seit 1913 reichlich verdoppelt, die Eigenproduktion sogar versechsfacht. Gerade dies beweist den konsumgenossenschaftlichen Aufstieg und die produktive Tendenz. Diese bedeutungsvolle Entwicklung der Eigenproduktion muß sich natürlich auch in einer Vermehrung der in den Betrieben der Großeinkaufsgesellschaft beschäftigten Personen ausdrücken. Ende 1913 waren es 2019, 1924 3598, 1925 4327, 1926 4698 und 1927 5960. Ein mehr als 6faches Produkt wird also geschaffen mit einer knapp 3fachen Arbeitnehmerschaft. Auch dies beweist die Produktivität der konsumgenossenschaftlichen Arbeit.

Eigenproduktion

Aus der Tätigkeit der Großeinkaufsgesellschaft im letzten Jahr seien noch 2 wichtige Einzelheiten hervorgehoben.

Im November 1927 erwarb die Großeinkaufsgesellschaft die in Oldenburg liegende größte Großschlachtereie und Fleischwarenfabrik des Kontinents aus dem Besitz einer privatwirtschaftlichen Aktiengesellschaft, deren Hauptaktionär der ehemalige Großherzog von Oldenburg war. Das Unternehmen war an sich gut, konnte aber seine Erzeugnisse nicht hinreichend absetzen. Es geriet daher in immer größere Verlustwirtschaft hinein und mußte froh sein aus dem Verkauf der Anlagen zu einem äußerst niedrigen Preis wenigstens noch etwas zu retten. Die Großeinkaufsgesellschaft dagegen darf damit rechnen in verhältnismäßig kurzer Zeit die laufende Abnahme des Tagesprodukts des vollbeschäftigten Betriebs durch Genossenschaften des Zentralverbands zu sichern. Zu Beginn der Übernahme dieses Betriebs durch die Großeinkaufsgesellschaft wurden wöchentlich 600 Schweine geschlachtet und verarbeitet. Heute sind es deren bereits 1600. Die technisch mögliche Höchstleistung ist 2000. Das Beispiel zeigt schlagend, wie sehr bei gleichem Stand der Technik die konsumgenossenschaftliche Wirtschaft für den organisierten Bedarf der privatkapitalistischen für den freien Markt überlegen ist.

Eine andere Erwerbung der Großeinkaufsgesellschaft aus privater Hand hat grundsätzlich vielleicht noch größere Bedeutung. Es handelt sich um den Ankauf des in der Altmark liegenden ehemaligen Ritterguts Osterholz, der im Dezember 1927 zustande kam. Bekanntlich hat die Betätigung der Konsumgenossenschaften auf dem Gebiet der Landwirtschaft, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, bisher weder in Deutschland noch in anderen konsumgenossenschaftlich gut entwickelten Ländern bedeutende Erfolge erzielt. Die Konsumgenossenschaftsbewegung hat daher gar nicht die Absicht die Landwirtschaft zu "erobern". Auch die Übernahme des Gutes Osterholz in konsumgenossenschaftliche Regie soll keinen Einbruch in die Landwirtschaft bedeuten. Es wäre in der Tat utopisch anzunehmen, daß allmählich die meisten landwirtschaftlichen Großbetriebe in konsumgenossenschaftlichen Besitz und Betrieb übergehen werden. Aber es ist durchaus möglich, daß sich die konsumgenossenschaftliche Wirtschaft nach und nach eine stattliche Anzahl landwirtschaftlicher Betriebe an-

gliedert. Wenn sie das tut, wird und muß das natürlich stets durch die organische Entwicklung der konsumgenossenschaftlichen Organisation begründet sein. So liegt es auch im Fall des Gutes Osterholz. Die Großeinkaufsgesellschaft betreibt in der Nähe dieses Gutes, in Stendal, eine Gemüsekonservenfabrik. Osterholz hat 400 Morgen Wald, 500 Morgen Weiden und Wiesen und etwa 1800 Morgen Ackerland. Von diesem Ackerland sollen in regelmäßigem Fruchtwechsel stets 500 Morgen mit Gemüse zur Verarbeitung in der Konservenfabrik bestellt werden. Damit erhält diese Fabrik etwa die Hälfte ihres Rohstoffs aus eigener Landwirtschaft, wird also in ziemlich hohem Grad unabhängig von den Konjunkturschwankungen auf dem Rohstoffmarkt. Diese Ausdehnung der konsumgenossenschaftlichen Eigenproduktion vom Urprodukt bis zur Fertigware entspricht nicht minder der konsumgenossenschaftlichen Idee und Theorie als den objektiven Entwicklungsgesetzen der konsumgenossenschaftlichen Wirtschaft.

Reichsverband Deutscher Konsumvereine

Auch der Reichsverband Deutscher Konsumvereine hat im vergangenen Jahr gut abgeschnitten, auch er zeigt seit 1924 eine aufsteigende Entwicklung. Der Gesamtumsatz seiner Genossenschaften betrug 1924 100 405 000, 1925 117 326 000, 1926 141 852 000 und 1927 169 850 000 Reichsmark, 1913 dagegen 43 481 000 Mark. Die diesem Verband angegliederte Großeinkaufs- und Produktionsaktiengesellschaft setzte 1924 24 113 000 Reichsmark um, 1925 31 572 000, 1926 42 199 000 und 1927 52 222 000, 1913 dagegen nur 9 480 000 Mark. Der Anteil des Umsatzes dieser Großeinkaufsgesellschaft am Gesamtumsatz der Genossenschaften des Reichsverbandes betrug somit 1924 24 %, 1925 27 %, 1926 30 % und 1927 31 %, 1913 dagegen 22 %. Auch dies ist sowohl an sich wie in Anbetracht der ununterbrochen aufsteigenden Tendenz ein gutes Ergebnis. Man wird auch sonst bei der Beurteilung des Reichsverbandes manche genossenschaftliche Leistung anerkennen müssen. Wie der Zentralverband in der Hamburger Produktion hat der Reichsverband im Allgemeinen Saarkonsum in Saarbrücken eine mustergültige Genossenschaft eigenen Gepräges. Trotzdem muß man vom genossenschaftlichen Standpunkt aus sehr wünschen, daß der Reichsverband in nicht ferner Zeit aufhören zu existieren. Seine historische Aufgabe bestand darin weite Kreise der christlichen Arbeiterschaft besonders des

Rheinlands und beachtenswerte Teile der "bürgerlich" empfindenden Beamtenschaft und Freiberufler für die Konsumgenossenschaftsbewegung zu gewinnen. Diese an sich "konsumvereinsfähigen" Bevölkerungsschichten waren eben nicht dazu zu bewegen dem zu Unrecht als sozialdemokratisch angesehenen Zentralverband beizutreten. In der Nachkriegszeit wurde dieses subjektive Moment aber allmählich wesentlich schwächer. Heute wird solche Voreingenommenheit gegenüber dem durchaus neutralen Zentralverband nur gerade dadurch noch mancherorts aufrechterhalten, daß sich die antisozialistisch empfindenden konsumvereinsfähigen Schichten in besonderen Genossenschaften, nämlich denen des Reichsverbands, organisiert haben. Die Konkurrenz zwischen den Genossenschaften beider Verbände bringt heute so gut wie keine Vorteile mehr, dagegen um so größere Nachteile. Es liegt auf der Hand, wie unrationell es ist, wenn zum Beispiel in neu entstehenden Siedlungen in Köln in Doppelhäusern Wand an Wand je eine Verteilungsstelle der örtlichen Genossenschaft des einen und des andern Verbands eingerichtet wird. Solche "Parität" ist ein genossenschaftliches Monstrum. Wie unfruchtbar die Konkurrenz zwischen den beiden Verbänden geworden ist, zeigt auch folgendes Beispiel. Im Jahresbericht des Bezirksverbands Mitteldeutschland des Reichsverbands für 1927 heißt es unter anderem: »In bewegter Mitgliederversammlung wurde dann versucht Gera zu retten. Von diesem Versuch mußten wir aber Abstand nehmen, sobald wir feststellten, daß ... nichts mehr zu retten war. Es ist immerhin zu hoffen, daß ein kleiner Stamm daselbst ... das alte Genossenschaftsinteresse vor dem totalen Sterben wahren wird, und daß wir vielleicht doch noch einmal auf den Plan treten.« Das Genossenschaftsinteresse vor dem Sterben bewahren! Dabei besteht in Gera ein großer, sehr erfolgreich wirtschaftender Konsumverein des Zentralverbands.

Natürlich ist nicht daran zu denken, daß der Reichsverband eines Tages die Segel streicht und einfach liquidiert. Dazu ist er viel zu stark geworden, und das wäre vom genossenschaftlichen Standpunkt aus auch gar nicht zu wünschen. Zu wünschen und zu hoffen ist aber eine Fusion beider Verbände. Diese notwendige Rationalisierung des deutschen Konsumgenossenschaftswesens muß so lange gefordert werden, bis sie einmal verwirklicht sein wird.

Bukowina: Am 4. Januar feierte der **Deutsche Genossenschaften** Verband deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in der Bukowina seinen 25. Geburtstag. Werdegang und Schicksal dieser Genossenschaften deutschen Volkstums im Ausland sind einer kurzen Betrachtung wert.

Als um die Jahrhundertwende das Selbstbewußtsein der in der Bukowina lebenden Bevölkerung rumänischer, ruthenischer und ungarischer Abstammung zu erstarken begann, hatten die dort angesiedelten Sachsen und Schwaben mit mancherlei kulturellen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die österreichisch-ungarische Regierung vermochte dagegen keine Abhilfe zu schaffen. Ein unmittelbarer Ausgleich der völkischen Gegensätze war nicht möglich. Die Interessen der bukowinischen Bevölkerung deutscher Abstammung und Kultur konnten nur durch friedliche Selbsthilfe gewahrt werden. So entstanden 1899 die ersten Genossenschaften deutschsprechender Siedler in der Bukowina. Man verkannte dann aber die Bedeutung einer gesunden Wirtschaft für die Erhaltung der kulturellen Eigenart und gründete zunächst nicht eine genossenschaftliche Spitzenorganisation sondern den Verband der Christlichen Deutschen in der Bukowina, der die kulturellen Interessen des Deutschtums wahrnehmen sollte. Wenige Jahre später wurde man sich jedoch des Irrtums bewußt und holte das Versäumte nach. Man sah ein, daß der deutsche Landwirt zunächst vor allem wirtschaftliche Hilfe brauchte. Deshalb begann bereits dieser ursprünglich für kulturelle Aufgaben bestimmte Verband mit der Gründung von Raiffeisenkassen.

Es dauerte nicht lange, bis die wirtschaftlichen Aufgaben das Übergewicht erhielten, und so kam es 1903 zur Gründung des Verbands Deutscher Landwirtschaftlicher Genossenschaften in der Bukowina. Ende 1903 umfaßte der Verband bereits 40 Genossenschaften mit 3420 Mitgliedern, 1912 waren es 92 Genossenschaften mit einem Gesamtumsatz von über 14 Millionen Kronen. Die Haupttätigkeit des Verbands bestand im Geldausgleich zwischen den einzelnen Kolonien. Dies war um so eher möglich und um so mehr nötig, als die schwäbischen Kolonien durchschnittlich wohlhabend, die sächsischen durchschnittlich arm waren. Dazu traten die üblichen Aufgaben landwirtschaftlicher Genossenschaftsverbände: Beratung, gemeinsamer Warenbezug und Revision. Versuche

ländliche Konsumgenossenschaften zu gründen mißglückten. Es scheint eine Eigentümlichkeit des deutschen Bauern sowohl in der Heimat wie draußen zu sein auf diesem Zweig genossenschaftlicher Betätigung ziemlich unfruchtbar zu bleiben, sehr im Gegensatz zu dänischen, finnischen, lettischen, russischen und ungarischen Bauern.

Neben den wirtschaftlichen Aufgaben übernahm nun, umgekehrt wie im Anfangsstadium der geschilderten Entwicklung, seinerseits der Genossenschaftsverband auch kulturelle Aufgaben. Er beteiligte sich an der Einrichtung von Volksheimen und Volksbibliotheken und bei der Gründung und Unterhaltung deutscher Volksschulen. Er wirkte zwar für das Deutschtum seiner Genossen, aber nicht gegen das Volkstum der übrigen Volksstämme des Landes. In wohlverstandener Eigeninteresse unterstützte er das Streben anderer Minderheiten nach Errichtung von Schulen ihrer Kultur.

Während des Weltkriegs lag das deutsche Genossenschaftswesen in der Bukowina darnieder. Nur 60 deutsche Genossenschaften in der Bukowina haben den Krieg überlebt. Unter rumänischer Herrschaft sind sie zum Stillstand verurteilt, solange sie sich nicht bereitfinden sich der rumänischen Genossenschaftsgesetzgebung anzupassen. Das rumänische Gesetz kennt Genossenschaften mit unbeschränkter Haftung nicht, wie sie die nach Raiffeisenschem Muster gegründeten deutschen Genossenschaften in der Bukowina haben. Soweit man von Deutschland aus die Lage zutreffend beurteilen kann, täte der Genossenschaftsverband in der Bukowina klüger daran sich umzustellen und sich den Gesetzen der neuen Landesregierung zu fügen als an der unbeschränkten Haftung festzuhalten und damit auf einen Wiederaufbau und auf neues Wachstum ganz zu verzichten. Vorläufig scheint der Verband den Weg des Verzichts gehen zu wollen. Er hat sich jetzt hauptsächlich auf die Revisionstätigkeit beschränkt. Die Funktion des Geldausgleichs übernahm die Aktiengesellschaft Bukowiner Landwirtschaftsbank.

Totenliste Am 17. März 1927 starb der Berliner Konsumgenossenschaftler *Max Menzel*, in seinem 60. Lebensjahr. Von 1898 bis 1903 war er Aufsichtsratsmitglied des Konsumvereins Vorwärts in Chemnitz, von 1903 bis 1908 Geschäftsführer der Konsumgenossenschaft Berlin und Umgegend, 1907 und 1908 Aufsichtsratsmit-

glied der Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine. 4 Jahre lang war er Leiter der Einkaufsvereinigung der Provinz Brandenburg. Im Kriegsjahr 1917 übernahm er vorübergehend die kaufmännische Leitung der Schneidereigenossenschaft Hoffnung in Berlin.

Am 9. April starb der Aufsichtsratsvorsitzende des Konsumvereins Magdeburg *Otto Richter*, im Alter von 54 Jahren. Von 1922 an saß er im Generalrat des Zentralverbands deutscher Konsumvereine. Er war auch eifriger Baugenossenschaftler. Im Jahr 1922 wurde er Geschäftsführer des Bauhüttenbetriebsverbands, 1924 trat er in die Geschäftsleitung der Bauhütte Magdeburg ein.

In Dresden starb am 16. April der rührike sächsische Konsumgenossenschaftler *Paul Starke*, in seinem 67. Lebensjahr. Er war gelernter Elfenbeinschnitzer und ließ sich 1885 als anerkannter Künstler seines Fachs in Dresden nieder, wo er bald regen Anteil an der Arbeiterbewegung nahm. Er bekleidete dann wichtige Ämter in seiner Gewerkschaft und in Körperschaften der Versicherungsgesetzgebung. Er war der erste bekannte Sozialdemokrat, der das Amt eines Schöffen ausüben "durfte". Jahre lang war er Vorsitzender des Aufsichtsrats des Konsumvereins Dresden-Striesen; bei Verschmelzung dieser Genossenschaft mit dem Konsumverein Vorwärts für Dresden und Umgegend kam er auch dort in den Aufsichtsrat. Er war auch ein fleißiger Mitarbeiter am Konsumgenossenschaftlichen Volksblatt.

Kurz vor seinem 76. Geburtstag starb am 19. April in Karlsruhe *Adolf Wilser*, langjähriger Stellvertretender Vorsitzender des Engern Ausschusses und des Gesamtausschusses des Deutschen Genossenschaftsverbands, auf dessen Tagungen er mit präsiidierte.

Nach jahrelangem schweren Leiden starb am 8. Mai der Bielefelder Genossenschaftler *Fritz Behrmann*, im Alter von 62 Jahren. Von 1903 bis 1912 war er Aufsichtsratsmitglied des Bielefelder Konsumvereins, zuletzt Aufsichtsratsvorsitzender. Trotz seiner Krankheit hielt er bis Ende März auf seinem Posten aus. Der Ruhestand war ihm nur wenige Wochen vergönnt.

Am 1. Juni starb der Begründer und Direktor der Genossenschaft Hermares, Gastwirte staatlicher Einrichtungen, zu Berlin *Johann Kucklick*. Er war innerhalb der gewerblichen Genossenschaftsbewegung ein sehr angesehener Genossenschaftler, und der Deutsche Genossenschaftsverband schuldet ihm Dank.

Am Beginn seines 51. Lebensjahrs starb am 28. Juli der Direktor des Verbands deutscher kaufmännischer Genossenschaften *Bruno Schwaiger* in Berlin. Er leitete auch die Bank dieses Genossenschaftsverbandes.

In seinem 70. Lebensjahr starb am 14. September zu Grund am Harz der Senator *Karl Ernst*, Vorstandsmitglied des Verbands mitteldeutscher Konsumvereine. Er war im Hauptberuf Bergmann; 1873 Bureauehilfe bei der Berginspektion Zellerfeld, 1889 Materialiensteiger bei der Berginspektion Grund, 1891 Tagessteiger, 1914 Werkbureauassistent, 1920 Bergsekretär, 1923 trat er in den Ruhestand. Etwa 25 Jahre lang war er nebenamtlicher Geschäftsführer des örtlichen Konsumvereins, seit 1893 auch Leiter der Vereinigung der Konsumvereine des Harzes und Umgegend, die 56 Genossenschaften umfaßte.

Kurze Chronik Die eingetragene Genossenschaft *Gewerbebank Ulm* hielt kürzlich ihre ordentliche Generalversammlung ab. Der Geschäftsbericht über das Jahr 1927 verzeichnet 2600 Mitglieder, 486 Millionen Mark Umsatz, 2 470 000 Mark Guthaben und Reserven und eine Bilanzsumme von 13,4 Millionen Mark. Es wurde beschlossen wieder noch 2 % Aufwertung zu gewähren. An Aufwertung wurden bisher 550 000 Mark geleistet. Das ist mehr als die Genossenschaft bei der Goldmarkeröffnungsbilanz an Reserven besaß, die zudem in Gebäuden bestanden. Die Reserven wurden um 60 000 Mark vermehrt auf 850 000. ◊ Am 31. Dezember 1927 beendete der Vorschußverein *Kirchheim* bei Heidelberg sein 50. Geschäftsjahr. Am 6. Juni 1877 wurde diese Genossenschaft von dem Ortsgeistlichen Schmitthener mit 18 Mitgliedern gegründet. Sie nahm dann einen raschen Aufschwung. In der Inflationszeit traten naturgemäß Rückschläge ein. Heute zählt dieser Vorschußverein bereits wieder 1314 Mitglieder mit einem Umsatz von über 5 Millionen Mark. ◊ Der Zentralverband der Molkereigenossenschaften *Finnlands Valio* hatte 1927 einen Zuwachs von 35 Molkereigenossenschaften mit 68 Anteilen. Er umfaßt jetzt 462 Genossenschaften mit 1185 Anteilen. Die Butterproduktion stieg um 12,4 %. Der Gesamtumsatz wuchs um 12,5 % auf 656 816 769,75 Finnenmark. Ausgeführt wurden 1 424 025 Kilogramm Käse und 267 140 Faß Butter, davon 35 677 nach Deutschland. Eine erfreuliche Aufwärtsentwicklung.

Geistige Bewegung / Herbert Kühnert

Schulreform Einen interessanten Einblick in die Auswirkungen, die der Geist der bei uns so genannten entschiedenen Schulreform auf dem Gebiet des Höhern Schulwesens in *England* hinterlassen hat, gibt dem deutschen Leser eine deutsche Ausgabe der Geschichte eines Großen Schulmeisters von Herbert George Wells /Wien, Paul Zsolnay/. Mit dem Großen Schulmeister ist Frederick William Sanderson gemeint, der um 1892 vom Kuratorium der Public School zu Oundle (einer 120 Kilometer nördlich von London liegenden Kleinstadt) an die Leitung dieser Schule berufen wurde und ihr bis zu seinem Tod im Sommer 1922 mit großem Erfolg und unter weitgehender Durchführung schulreformerischer Gedanken als Direktor vorstand. Die richtige Würdigung des Werkes Sandersons durch den deutschen Leser setzt natürlich eine gewisse Kenntnis der Eigenart und der Organisation des englischen Höhern Schulwesens voraus. Ein kurzes, der deutschen Ausgabe durch den Übersetzer Richard Mark beigelegtes Nachwort zu Wells' Darstellung des Lebens und Wirkens des englischen Schulreformers sucht nach dieser Richtung hin die unumgängliche sachliche Aufklärung zu schaffen. Das Gebiet, auf dem Sanderson in der von ihm geleiteten Schule und in seinen vor der englischen Öffentlichkeit gehaltenen Vorträgen besonders bahnbrechend gewirkt hat, ist für die besondere Form, in der sich kulturschöpferischer Geist heute in England am positivsten auswirken kann, charakteristisch. Den Ausgangspunkt der Reform bildete zu Oundle die Einführung solcher Fächer in den Lehrplan, die sich durch die praktische Anwendung der naturwissenschaftlichen, hauptsächlich physikalischen, chemischen, biologischen und anthropologischen Disziplinen auf bestimmte Gebiete des zivilisatorischen Schaffens kennzeichnen. Also zum Beispiel Maschinenbau, Metallurgie, Agrikulturchemie, Biochemie, Wirtschaftskunde, Politik und dergleichen. So gelang es zunächst Jugendliche, deren Interessen im Rahmen der konventionellen Public School notwendig hatten brach liegen müssen, einem von ihnen als sinnvoll erkannten Zweck schöpferischer Betätigung einzuordnen. Da diese Arbeit in dem Maß, wie sich die Aufgaben komplizierten, notwendig Gruppen- und Gemeinschaftsarbeit war, erfüllte sie gleichzeitig eine ganze Reihe

von Forderungen, die an jede Art von moderner Schulerziehung gestellt werden müssen. Sie kam dem Interesse, der Anlage entgegen, sie war lebensnahe und schöpferisch, anregend, belehrend, sozial, ermutigend, begeisternd und half so Bedingungen zu verwirklichen, die für jedes erzieherische Milieu und die von ihm auf das öffentliche, berufliche und kulturelle Leben ausgehenden Einflüsse immer von wesentlicher Bedeutung sein werden.

So sehr man auch auf dem Kontinent geneigt sein mag die erzieherischen Erfolge, die ein solcher Bildungsweg und der ihm voranleuchtende Gedanke der theoretischen und angewandten Wissenschaft im besten Fall bieten kann, zu unterschätzen, so muß doch immer wieder betont werden, daß es sich hierbei höchstens um einen Anfang, niemals jedoch um eine entscheidende, kulturell-pädagogische Zielsetzung handelt. Die kulturelle Zielsetzung, auf die es für die neue, der Verwirklichung harrende Erziehung des Menschengeschlechts ankommt, kann nicht von der Wissenschaft her kommen. Sie liegt vielmehr auf dem Gebiet der Religion. An solchem Maßstab gemessen, erscheint das Lebenswerk des englischen Großen Schulmeisters ebenso unzulänglich wie alles, was Herbert George Wells je geschrieben hat. Die Stärke liegt hier wie dort noch immer auf der kritischen, noch nicht auf der positiven Seite. Es ist kein Zufall, daß Sanderson bis zu seinem Tod nicht wußte, welche Gestalt er dem Heiligum geben sollte, das seiner Schulsiedlung auch äußerlich die noch fehlende, krönende und wesentliche Vollendung hätte geben können. Nicht unwesentlich ist freilich, daß er, je mehr er in sein Werk hineinwuchs, ein immer tieferes Gefühl dafür bekam, daß hier seinem Werk noch etwas Wesentliches fehlte. Nicht unwesentlich war auch dies, daß er seine »Seele der Schule«, sein »Heim des Schweigens«, sein »Haus der Vision«, sein »Anthropäum« keinesfalls als eine konventionelle englische Collegkapelle gestaltet sehen wollte. Hing dieses Schwanken, diese Unklarheit bei einem so tätigen Menschen nicht mit einer Art von innerer Beziehungslosigkeit zu denjenigen Bezirken der menschlichen Seele zusammen, aus denen allein die entscheidende, schöpferische, erzieherische und kulturelle Wirkung und Gestaltung kommen kann? Diese Frage ist nicht so gemeint, als ob dadurch das ehrende Andenken, das ein solches Lebenswerk verdient, herabgewürdigt werden sollte. Sie will

lediglich ein Merkmal feststellen, das die hier in Frage kommende englische Erziehungsreform bei allen nationalen Verschiedenheiten von entsprechenden Reformbestrebungen auf dem Kontinent mit diesen letzten zu teilen scheint. Nichtsdestoweniger sind in der Darstellung, die Wells von dem Werk und dem Gedankenkreis Sandersons gegeben hat, eine Menge von Worten und Gedanken enthalten, die auf die Theorie und Praxis der heutigen Erziehung in Deutschland höchst anregend wirken können.

Amerikanismus Zu den aktuellsten Büchern gehören heute solche, die dazu dienen können, daß sich das kontinentale Europa auf sich selbst besinnt. Unter dieser Selbstbesinnung ist natürlich nicht nur eine Besinnung auf Wert und Aufgabe sondern auch eine solche auf Unwert, Problem und Gefahr zu verstehen. Man kann sich der Aufgabe von 2 Seiten her nähern: von der geschichtlichen und von der geographischen. Mehr und mehr setzt sich heute eine Betrachtungsweise durch, die beide Faktoren in sich vereinigt, und die man die kulturmorphologische nennen kann (bei welchem Wort man freilich nicht an die heute schon fast vergessene Spenglermode denken darf). Der Bearbeiter dieser Rundschau ließ sich als junger Student durch die Lektüre des damals gerade ins Deutsche übersetzten Buches Herbert George Wells' Die Zukunft in Amerika /Jena, Eugen Diederichs/ anregen eine Studienreise nach den Vereinigten Staaten von Amerika zu unternehmen. Er suchte drüben Positives und Negatives, Außergewöhnliches und Alltägliches zu erkennen. Er verglich mit Europa, wobei er zum erstenmal entdeckte, daß er nicht nur Deutscher sondern auch Europäer sei. Obwohl er viel vorfand, was ihm imponierte, zog es ihn nach einiger Zeit doch mit unwiderstehlicher Gewalt nach Europa hin, und er ist noch heute der Überzeugung, daß es sich bei dieser Sehnsucht und der von ihr bewirkten Rückkehr nicht um billiges Sentiment handelte sondern um die Erkenntnis, daß das Leben in Europa, trotz aller Problematik, aller Enge und aller historischen Belastung für den, der aus ihm hervorgegangen ist, sinnvollere Eingliederung und fruchtbareres Wirken ermöglicht als das Leben in dem von uns damals noch oft so genannten Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Ohne damals noch genau sagen zu können, warum eigentlich das Leben im "Land der

Freiheit" alsbald nahezu unmöglich, sinnlos, langweilig, niederdrückend erschienen, lehnte er sich innerlich fast gegen alles, was er sah und hörte, auf. Er vermüßte Freiheit und unabhängiges Denken, vor allem aber schöpferisches Menschentum. Das Konventionelle war unlösliche, sinnlose, unoriginelle Fessel; Kraft war brutal, Boden nur Gegenstand der Ausbeutung. Gewiß, es gab ein junges hoffnungsvolles Amerika. Aber dieses scheint erst recht der Anlehnung an Europa zu bedürfen. Die Verschuldung Europas an die Vereinigten Staaten von Amerika, die seit dem Krieg eingetreten ist, hat ein gewisses Selbstgefühl des amerikanischen Menschentypus gegenüber der übrigen Welt entstehen lassen. Doch darf sie für Europa kein Grund sein seinen kulturellen Eigenwert dem mächtigen Geldgeber gegenüber nun nicht erst recht zu behaupten. Denn die Verschuldung auf wirtschaftlichem Gebiet bringt ganz von selbst geringere Widerstandskraft auch auf anderen Gebieten mit sich. In diesem Sinn kann man heute in der Tat von einer Gefahr des Amerikanismus für Europa und ganz besonders für Deutschland sprechen. Der amerikanische Schriftsteller Hendrik van Loon hat dies ganz richtig ausgedrückt, als er in den New York Times vom 5. April 1927 schrieb: »Europa annektiert sich selbst an die Vereinigten Staaten in dem Glauben, daß Amerika den Stein der Weisen gefunden hat. Die Europäer lesen nur über Ford, Rockefeller, Edison, zusammenklappbare Teetische, Schuhe und Jazzplatten, wobei sie überzeugt sind, daß die Amerikaner nicht zu arbeiten brauchen, um das Leben zu genießen. Europa hat unsere schlimmsten Einrichtungen kopiert, die häßliche Stupidität unserer eisernen Zivilisation. Es opfert seine Ursprünglichkeit. Die Europäer sind sich nicht bewußt, daß die Geistigen Amerikas gerade die Züge des amerikanischen Lebens bekämpfen, die Europa so eifrig bemüht ist sich anzueignen.«

Von diesem Tatbestand nun geht ein Buch Amerika und der Amerikanismus aus, das in Form der Wiedergabe von Eindrücken, die Adolf Halfeld in den letzten Jahren in den Vereinigten Staaten von Amerika gesammelt hat, dem Amerikanismus den Kampf ansagt (Jena, Eugen Diederichs). Die von Hendrik de Man diesem Buch gegenüber ausgesprochene Befürchtung, es könnte in der Praxis darauf hinauslaufen beim deutschen Leser ein falsches Gefühl nationaler Selbstzufriedenheit zu erzeugen,

ist freilich nicht ganz unberechtigt, aber eben doch nur teilweise am Platz. Denn was hier unter Amerikanismus verstanden wird, ist keineswegs das Amerikanertum schlechthin sondern eine Erscheinung, die auf amerikanischem Boden heute in der Tat am reinsten zutage tritt und längst begonnen hat auf Europa mächtig einzuwirken. Es ist in der Tat heute eine europäische und kulturelle Pflicht die Deutschen zu kritischer Besinnung gegenüber dem von ihnen angebeteten amerikanischen Götzenbild aufzurufen und ihnen dieses Götzenbild einmal so zu zeigen wie es gesehen werden muß. Die Lage ist heute so, daß dieser Kampf sich mit Selbstverständlichkeit gerade gegen die besondere deutsche Ausprägung des Amerikanismus richten muß, und so sehr man als Deutscher auch wünschen mag, daß das deutsche Volk nicht einer neuen Art von nationaler Überheblichkeit verfallen möge, so besteht heute doch auch auf der andern Seite die Tatsache, daß das deutsche Volk infolge des verlorenen Krieges viel von seinem kulturellen Selbstvertrauen, seinem Glauben an wirkliche Werte eingebüßt hat, daß es, wie schön immer in derartigen Situationen, besonders geneigt ist sich unbesenen Einflüssen von außen, hinter denen Macht, Erfolg und Reichtum zu stehen scheinen, hinzugeben: eine Gefahr, die zum Beispiel für Frankreich nicht besteht, das als Land, in dem die wirklich neuen schöpferischen europäischen Gedanken wachsen, so viel unbewußtes Selbstgefühl hat, daß es gegen den unproduktiven Amerikanismus immun ist. Da Deutschland der Selbstschutz fehlt, ist es zweifellos ein Verdienst Halfelds deutsche Leser von dem Vorurteil zu befreien, als könne irgendetwas von dem, was heute in den Vereinigten Staaten von Amerika als maßgebender sozialer oder persönlicher Wert angesehen wird, für Europa als vorbildlich angesehen werden. Was Halfeld davor schützt mit seiner klaren und kritischen Darstellung des Amerikanismus irgendeiner deutschen Selbstgefälligkeit Vorschub zu leisten, ist dies, daß er Amerika nicht nur mit den Augen des Deutschen sondern zugleich mit denen des Europäers gesehen hat.

Deutschland und Frankreich Einen interessanten Einblick in den Geist hoher französischer Militärs, deren Urteil über die Frage Deutschland-Frankreich-Europa wesentlich durch Erfahrungen im Weltkrieg und als Befehls-

haber französischer Besatzungstruppen am Rhein mitbestimmt worden ist, geben uns jetzt die Bücher der Generale H. Mordacq und Denvignes. Das erste erschien in deutscher Übertragung von Joseph Gleichauf unter dem Titel Die deutsche Mentalität, 5 Jahre Befehlshaber am Rhein /Wiesbaden, Hermann Rauch/. Das andere, dem man eine baldige Übersetzung ins Deutsche wünschen möchte, trägt den Titel Ce que j'ai vu et entendu en Allemagne: La guerre ou la paix /Paris, Jules Tallandier/. Obwohl beide Verfasser von ungefähr der selben Erfahrungsbasis ausgehen, sind die Ergebnisse und der Geist, in dem sie die beobachteten Tatsachen betrachten, einander ziemlich entgegengesetzt. Mordacq war von 1917 bis 1920 Kabinettschef bei Clemenceau gewesen. Kurz bevor dieser aus seinem Amt als Ministerpräsident ausschied, ernannte er Mordacq zum Befehlshaber des 30. Armeekorps. So war Mordacq 5 Jahre lang als Befehlshaber in Wiesbaden. Er verzichtete im Januar 1925 auf seine Befehlsstelle, weil ihn die »zusammenhanglose, unlogische, ja unheilvolle Politik«, die Frankreich seit dem Inkrafttreten des Friedensvertrags, das heißt seit dem 10. Januar 1920, an den Ufern des Rheins getrieben habe, schließlich geradezu »angeekelt« habe. Den von ihm empfundenen Widerspruch formuliert Mordacq so: »Übte man doch bald die Politik der Nadelstiche mit Drohungen, denen nur zu selten Sanktionen folgten, bald eine Politik der Schwäche, der Schaffheit sogar, die uns vollends um die Früchte unseres Sieges brachte.« Er meint nun, dieses Schwanken der französischen Nachkriegspolitik gegen Deutschland beruhe darauf, daß die maßgebenden französischen Politiker über den deutschen Geist vollkommen im unklaren gewesen seien. Vielleicht hätten sie sich dabei auch durch die drohende Krise der französischen Finanzen mehr als für Frankreich gut gewesen war beeinflussen lassen. Als die wesentlichen und unveränderlichen Charakterzüge des deutschen Volkes betrachtet Mordacq die Streitsucht, den kriegerischen Geist, die Unaufrichtigkeit, und nach seiner Meinung muß jede gute französische Politik mit diesen Grundtatsachen als gegebenheit rechnen. Die Erfahrungen der Siegerstaaten bis 1926 hätten, so meint er, gezeigt, daß die Hoffnung, die deutschen Massen würden »ihre Mentalität ändern und sich ehrlich dem Frieden zuwenden«, eine unwiederbringlich dahingegangene Illusion gewesen sei. Als

eine unumgängliche Voraussetzung für eine deutsch-französische Verständigung scheint dem General Mordacq von vornherein immer nur eine parlamentarische Konstellation vorgeschwebt zu haben, die den deutschen Demokraten vom Typus Rathenau, dem deutschen Zentrum vom Typus Erzberger, allenfalls noch der deutschen Sozialdemokratie auf lange Zeit hinaus die ausschließliche Bestimmung der Richtlinien deutscher Außen- und Innenpolitik gesichert haben würde. So mußten ihn die Ermordung Rathenaus und Erzbergers und die nachfolgenden Veränderungen der deutschen Regierungskoalitionen zugunsten der Rechten allmählich zu einem völligen Pessimismus hinsichtlich künftiger französischer Möglichkeiten der Verständigung mit Deutschland führen. Übrigens übersieht Mordacq offenbar völlig, daß in der deutsch-französischen Verständigung, wie sie ihm eine Zeitlang vorgeschwebt haben mag, der französische Teil beim deutschen Partner mit größter Selbstverständlichkeit die Betätigung von Grundsätzen vorausgesetzt hätte, die im umgekehrten Fall von ihm selbst als das Resultat »pazifistischen Geblökes« oder der »Vergiftung durch die Ideen des Humanitarismus« disqualifiziert worden wären. Eine Verständigung aber, die gleichzeitig Vertrauen verlangt, während sie nur befehlen möchte, die beim Partner eine Gesinnung verlangt, deren Betätigung der die Verständigung suchende Teil mit Entrüstung ablehnen würde, ist keine sittliche Idee, und Schilderungen eines fremden Volkes, die von solcher Basis aus gegeben werden, müssen notwendig Wesentlichstes übersehen oder nur teilweise richtig sehen, so viele richtige Beobachtungen in ihnen auch immer enthalten sein mögen. Ein anderes Vorurteil, das sich durch Mordacqs Buch hindurchzieht, besteht darin, daß sich ihm die Rolle, die ihm als französischem Besatzungsgeneral am Rhein zufiel, ungefähr so darstellte, wie sie sich zur Zeit der Eroberung Galliens, West- und Südgermaniens den römischen Militärs in Gallien und am Rhein dargestellt haben mag: Man muß diese Länder romanisieren und sie so auf eine Stufe hinaufheben, daß sie den Eroberer und sein Land nicht nur fürchten sondern auch bewundern. Man muß sie der Segnungen einer ältern Kultursprache und ihrer überlegenen Möglichkeiten zum klaren formvollendeten Gedankenaustausch teilhaftig werden lassen. Auf diese Weise wird man durch zivilisatorischen Einfluß die Basis für eine min-

destens regional-kulturelle Annäherung schaffen, von der aus man übrigens, wenn sie nicht zum Ziel führen sollte, jederzeit wieder auf das Mittel der militärischen Machtausübung zurückgreifen kann. Auch bei dieser Theorie wird Wesentliches übersehen. Es liegt sowohl auf intellektuellem wie auf allgemein-kulturellem Gebiet. Der Typus Mordacq übersieht, daß es etwas anderes ist, ob zivilisatorische Wirkung auf dem Weg des spontanen friedlichen Austausches vor sich geht oder unter dem, wenn auch unsichtbaren, aber doch realen Druck militärisch-politischer Gewalt. Ferner übersieht er, daß die Güter der Zivilisation an und für sich weder gut noch böse sind, und daß ihnen ihr letzter Wertcharakter nur von einer kulturellen Idee her kommen kann. Daher hinterläßt das Buch beim Leser den Eindruck einer gewissen naiven und oberflächlichen Anmaßung, wenn die vergleichende Frage nach den Werten der deutschen und der französischen Mentalität a priori zugunsten des Franzosentums beantwortet wird. Damit soll nicht gesagt werden, daß das Buch nicht auch gelegentlich Ansätze zu einer Betrachtungsweise enthielte, die sich durch das Bemühen kennzeichnet den Teilen und Kreisen des deutschen Volkes, mit denen der französische General in Berührung kam, in ihrer besondern, durch den Krieg, den Friedensschluß und die Besatzung geschaffenen Lage gerecht zu werden. Auch finden sich mehrfach in die Darstellung Bemerkungen eingestreut, durch die den deutschen Leistungen und Schöpfungen auf verschiedensten Kulturgebieten Bewunderung gezollt wird. Die Darstellung politischer Zusammenhänge und Ereignisse besonders, soweit sie die Wirkung deutscher Ereignisse bei den Franzosen und ihren Kriegsverbündeten oder das Verhältnis zwischen zivilen und militärischen Besatzungsstellen am Rhein, das Verhältnis des französischen Militärs und der Pariser Regierungen zu den Bevölkerungskreisen, den politischen Parteien und Führern, den kommunalen und provinziellen Verwaltungsstellen des besetzten Gebiets, den Pariser Regierungsstellen, parlamentarischen und publizistischen Kreisen betreffen, bringt eine Fülle von wichtigem Material, das die durch die deutsche Presse und Literatur gewonnenen Prägungen mehrfach ergänzen oder berichtigen kann, wenn auch aus den oben dargelegten Gründen die Darstellung und Beurteilung der Dinge durch den französischen General ihrer-

seits ebenfalls eigentlich immer das Korrektiv kritischer Nachprüfung erfordert. An einer bestimmten Stelle seines Buches erzählt Mordacq, wie er in Zusammenhang mit der französischen Besetzung von Frankfurt im April 1920 in das französisch-sprechende Hugenottendorf Friedrichsdorf bei Frankfurt gekommen sei und sich dort öfter mit dem Bürgermeister unterhalten habe. Die Stelle ist wegen des Eindrucks, den dieses Erlebnis auf den General machte, so interessant, daß sie verdient hier wörtlich zitiert zu werden. Sie lautet: »Mehr-mals wiederholte er [der französisch-sprechende Bürgermeister von Friedrichsdorf] mir in aller Deutlichkeit, wie sehr sich doch die beiden Völker (Deutsche und Franzosen) durch ihre hervorragenden Qualitäten gegenseitig ergänzten, daß sie Beherrscher der Welt sein würden mit dem Tag, der sie zusammenbrächte. Das ist eine Theorie, die wohl etwas für sich hat, sogar sehr richtig sein kann, die jedoch, wie ich dem Bürgermeister verständlich zu machen suchte, angesichts des eben erst beendeten schrecklichen Krieges noch nicht ins Auge gefaßt werden könne. Diese These ist übrigens, so dachte ich bei mir selbst, dermaßen plausibel, daß England alles getan hat und auch weiterhin tun wird, um Frankreich und Deutschland an ihrer Verwirklichung zu hindern.« Wenn so der Gedanke einer deutsch-französischen Zusammenarbeit dem General Mordacq noch 1920 fast als Utopie erscheint, ist sie dem französischen Generalstabler Denvignes in seinem oben genannten, im Jahr 1927 veröffentlichten Buch zu *der politischen Forderung des Tages* geworden. Sein Gedankengang ist ganz unsentimental. Er hat, wie er am Anfang seines Buches erklärt, 6 Jahre lang im Zusammenhang mit militärischen Missionen und in mehrfachen Studienreisen nach Deutschland versucht nicht nur das, was in den verschiedensten beruflichen und politischen Kreisen Deutschlands über die politische Lage gedacht wird, an typischen Zeugnissen kennenzulernen, sondern er hat vor allem auch die grundlegenden Tatsachen der vergleichenden Bevölkerungslehre (Jahreszunahme der Bevölkerung in Deutschland 500 000 gegen 40- bis 50 000 in Frankreich), des volkswirtschaftlichen und industriellen Wiederaufbaus, der Organisation und praktischen Anwendung der Wissenschaft in Deutschland studiert. So ist bei ihm der Eindruck entstanden, daß Deutschland heute mehr denn je ein furchtbares »po-

tentiel de paix« besitzt, das sich künftig, wenn es wirklich erfordert wird, unmittelbar in ein ebenso furchtbares »potentiel de guerre« verwandeln läßt. Diesen grundlegenden Tatsachen gegenüber, die auf der deutschen Vitalität, Energie, Wissenschaft, Technik, Planmäßigkeit, Disziplin beruhen, seien die Fragen, inwieweit die französischen Frauen eleganter seien als die deutschen, die französischen Gelehrten weniger pedantisch, die Offiziere weniger arrogant als ihre deutschen Gegenbilder, um so gleichgültiger, als hierüber gerade in Frankreich vielfach vollkommen einseitige oder verkehrte, mit Eitelkeit und Unkenntnis zusammenhängende Meinungen verbreitet seien. So hat nach Denvignes Frankreich einem weiter aufstrebenden Deutschland gegenüber nur zu wählen zwischen einer Politik aussichtsloser Unterdrückung, Haßerzeugung, Kriegsrüstung und gegenseitiger Zerstörung auf der einen Seite und einer Politik der Zusammenarbeit, der Interessenverflechtung und des gemeinsamen Zusammenwirkens in Krieg und Frieden. Denvignes möchte nun, daß sich Frankreich sowohl in seinem eigenen Interesse wie in dem Europas für den zweitgenannten Weg entscheide. Das Ziel, das ihm vorschwebt, ist eine das kontinentale Europa umfassende Union, die »die Auferstehung Europas, die Entwicklung und den Triumph unserer Kultur« zu sichern hätte. »Sprechen wir nicht ohne Überlegung von den Vereinigten Staaten von Europa. Begnügen wir uns damit die Entente des kontinentalen Europas zu verwirklichen. Unsere Bestrebungen sollten dahin gerichtet sein, daß dieses Kontinentaleuropa automatisch seinen Platz innerhalb der großen Menschheitsgruppen: Amerika, Britisches Reich, Russische Republik, Gelbe Gruppe einnehme.« Man sieht: Das Ziel Denvignes' ist im wesentlichen identisch mit dem Ziel, das die Sozialistischen Monatshefte aufgestellt und seit jeher gezeigt haben. Eine ganze Reihe von Fragen, die sowohl im Hinblick auf das Ziel wie auf die dahin führenden Wege von großer Bedeutung sind, hat Denvignes freilich unerörtert gelassen oder nur halb durchdacht. Auch er geht noch immer von der These aus, daß die politische Rechte in Deutschland für die Mitwirkung an dem Zustandekommen eines weitergehenden deutsch-französischen Zusammenwirkens nicht in Frage komme. Zu der für Deutschland grundlegenden Frage eines engeren Zusammengehens mit Frankreich auf dem afrikanischen Kolonial-

gebiet wird überhaupt nicht Stellung genommen. Die traditionelle Balance-of-power-Politik Englands gegenüber dem europäischen Kontinent und allen auf politische und wirtschaftliche Selbstbestimmung Europas gerichteten Tendenzen wird nicht genügend gekennzeichnet. Vor allem vermißt man jede tiefergehende Auseinandersetzung mit dem Problem der sozialen Reform, die doch gleichfalls eine europäische Kulturaufgabe ist. Sicherlich liegt es Denvignes fern das Ziel Kontinentaleuropa nur unter dem Gesichtspunkt einer künftigen größeren Entfaltung und Anwendung politischer Machtmittel zu betrachten. Aber gerade weil sich die Fortschritte des internationalen Zusammenwirkens am leichtesten in Anknüpfung an materielle Triebe und Interessen der Menschen und Völker verwirklichen lassen, ist es nötig immer wieder zu betonen, daß Machtsteigerung keinen Wert bedeutet, wenn die Macht nicht zugleich in den Dienst geistiger und seelischer Werte gestellt wird. Die früher im Pariser Petit Journal veröffentlichten Aufsätze Jacques Mortanes über seine Reise durch Deutschland sind unter dem Titel Das neue Deutschland in deutscher Übersetzung als Buch bei Orell Füssli in Zürich erschienen. Als Schlußergebnis stellt der Verfasser fest: Trotz allen Kriegen ist Deutschland das Land, das uns am nächsten steht.

Totenliste

Am 18. Oktober 1927 starb in Berlin, 81 Jahre alt, *Ludwig Darmstädter*, berühmt durch seine unermüdliche Sammlung wissenschaftlicher Dokumente und Briefe. Er schenkte 1907 der Preussischen Staatsbibliothek die Dokumentensammlung Darmstädter, die 200 000 handschriftliche Urkunden umfaßt. Vor allem wandte sich sein Interesse den Naturwissenschaften zu, die sein eigenes Spezialfach bildeten. Er hatte in der Chemie promoviert und später wissenschaftlich gearbeitet; mit Wichelhaus zusammen, führte er 1869 die Schmelze der Naphthalinschwefelsäure durch. 1908 gab er ein Nachschlagewerk über die Geschichte der Naturwissenschaften heraus. In Freiburg starb Mitte November, 70 Jahre alt, *Jakob Wychgram*, zuletzt Landesschulrat in Lübeck. Er hat 20 Jahre hindurch in Leipzig und Berlin als Pädagoge gewirkt. Bis 1902 gab er eine Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen heraus. Sein besonderes Interesse wandte er der Frauenbildung zu, für die er auch in einer Reihe von Publikationen und in der von ihm heraus-

gegebenen Zeitschrift *Frauenbildung* eintrat. Von seinen Arbeiten auf diesem Gebiet seien erwähnt: *Das weibliche Unterrichtswesen in Frankreich /1885/*, *Über Frauenbildung und Mädchenschulwesen /1899/*, *Die soziale Bedeutung des Mädchenschulwesens /1907/*, *Frauenbildung und Christentum /1907/*, *Die Kulturaufgaben der Frau /1912/* und Aufsätze über *Frauenbildungswesen* in Reins Enzyklopädie und im Handbuch der Staatswissenschaften. Sonst seien noch seine *Schillerbiographie /1895/* und *Die deutsche Schule und die deutsche Zukunft /1916/* genannt.

Ende März 1928 starb in Guben der Oberstudiendirektor *Max Pohl*, dessen Name unauflöslich mit der deutschen Jugend- und Wandervogelbewegung verknüpft ist. Seine Schüler sind unter anderen *Hans Blüher* und *Hans Breuer*. Auch die Volksliedforschung verdankt *Pohl* außerordentliche Förderung. Er gab im Verlag *Georg Kallmeyer* in *Wolfenbüttel* Lebenserinnerungen unter dem Titel *Des Lebens Stückwerk und Stirb und werde* heraus, in denen er die deutsche Volkskultur darzustellen versuchte.

Kurze Chronik Das *Völkerbundsinstitut für geistige Zusammenarbeit* in Paris schreibt die Stellen

eines Abteilungsleiters, eines Vortragenden Rats und eines Referenten zur Besetzung aus. Die Auswahl geschieht ohne Rücksicht auf die Nationalität des Bewerbers. Erforderlich ist vollkommene Beherrschung der französischen oder englischen Sprache. Besitz akademischer Grade ist wünschenswert, aber nicht notwendig, falls der Bewerber über diplomatische oder verwaltungstechnische Erfahrung oder besonders eingehende Kenntnis der internationalen Organisation wissenschaftlicher, literarischer oder künstlerischer Arbeit verfügt. Bewerbungen mit Ansprüchen und Lebenslauf sind an den Direktor des Völkerbundsinstituts zu richten. ◊ Durch eine Verordnung des Reichspräsidenten vom 22. März 1928 ist nunmehr auch ein *Deutsches Komitee für geistige Zusammenarbeit* ins Leben gerufen worden. Es soll zu Berlin ein ständiges, unter der Leitung eines Generalsekretärs stehendes Bureau erhalten. Das Komitee hat den Zweck die Materien, die auf den Tagungen der Genfer Völkerbundskommission für geistige Zusammenarbeit behandelt werden, vorzubereiten und so die deutsche Mitarbeit an alledem in möglichst weitem Umfang zu sichern. ◊ Nach einem Erlaß des preußischen Kul-

tusministers an die Schulbehörden soll in der Praxis des öffentlichen Schulwesens das Strafmittel der *körperlichen Züchtigung* immer mehr verschwinden. Schon jetzt soll disziplinarische Bestrafung solcher Lehrkräfte stattfinden, die Mädchen körperlich züchtigen, ferner solcher, die Kinder des 1. und 2. Schuljahrs schlagen, und endlich solcher, die da glauben Unaufmerksamkeit und mangelhafte Leistungen durch körperliche Züchtigung bekämpfen zu sollen. ◊ Seit Beginn dieses Jahres erscheint in Paris, von *Pierre Farreau* redigiert, *L'Université Républicaine*, als Organ der republikanisch-sozialistischen Studentenverbindungen. Ihre 2. Nummer konnte bereits eine Auflage von 30 000 absetzen. Das Blatt will Anregungen für Universitätsreformen geben, kulturpolitische Forderungen vertreten und dergleichen mehr. ◊ Nach dem Tod *Emil Mayr* (siehe die Rundschauen *Wirtschaft und Staatssozialismus*, in diesem Band Seite 234 und 340) wurde das *Deutsch-Französische Studienkomitee* durch neue deutsche und französische Mitglieder erweitert, unter anderen durch die Professoren *Ludwig Bergsträßer*, *Willy Hellpach* und *Hermann Oncken*, *August Diehn* vom Kalisyndikat, *Wilhelm Frowein* vom Reichsverband der Deutschen Industrie, den Präsidenten der Pariser Anwaltskammer *Robert* und den Journalisten *Lucien Romier*. ◊ Die französische Deputiertenkammer setzte einen Betrag von 400 000 Francs als Subvention für die Teilnahme Frankreichs an der *Internationalen Presseausstellung* in Köln aus. ◊ Als erste Berliner Tageszeitung hat das Berliner Tageblatt vor kurzem in *Antiquaschrift* zu erscheinen begonnen. Nur der Kopf des Blattes ist in Frakturschrift geblieben, genau so wie auch die großen französischen und englischen Zeitungen, zum Beispiel der *Temps* und die *Times*, ihre Titel in Fraktur setzen: wodurch der Charakter der Fraktur als Auszeichnungsschrift der Antiqua (und nicht etwa als "deutsche" Schrift, die die Fraktur nie war) klar hervortritt. Auch der *Simplicissimus* hat in diesem Jahr die Antiquaschrift eingeführt. Die internationale Geltung der genannten Organe kann dadurch nur steigen. ◊ Eine außerordentlich scharfe Kritik an dem Zustand der wissenschaftlichen Institute und Arbeiten in Rußland übte auf dem 15. Parteitag der Kommunistischen Partei Rußlands der Historiker *Michael Pokrowskij*. Das *wissenschaftliche Niveau Rußlands* entspreche heute etwa dem der Zeit *Peters des Großen*.

Nationale Bewegung / Günter Keiser

Kärnten: Slowenische Kulturautonomie

Die Absicht der preußischen Regierung die Verhältnisse und Rechte der polnischen

Minderheit freiwillig von sich aus durch ein, wie zu hoffen ist, großzügiges Gesetz festzulegen legt einen Hinweis nahe auf ein jüngst dem Kärntner Landtag als Einheitsvorschlag sämtlicher deutschen Parteien eingebrachtes Gesetz betreffend die Selbstverwaltung der slowenischen Minderheit in Kärnten. Das Gesetz sieht, in Anbetracht der Tatsache, daß das Slowenentum in Kärnten nicht in geschlossenen Grenzbezirken sondern weit im Land zerstreut wohnt, die Errichtung einer Slowenischen Volksgemeinschaft vor, der jeder über 20 Jahre alte Vollbürger durch Eintragung in das Volksbuch beitreten kann, und die als Organ sich einen Volksrat von 12 Mitgliedern wählt. Dieser hat die »kulturellen Gesamtinteressen der Volksgemeinschaft« wahrzunehmen, die Schulen zu überwachen, die Erhebung von Zwangsbeiträgen zu beschließen, den Haushalt zu führen usw. Die Zellen der Volksgemeinschaft sind die Schulgemeinden. Sie errichten und beaufsichtigen die lokalen Minderheitsschulen.

Von allgemeinem Interesse sind vor allem 3 Bestimmungen des Gesetzes, die auch in der Diskussion eine große Rolle gespielt haben. Einmal wird festgelegt, daß für die Zugehörigkeit zur Minderheit allein die freie individuelle Entscheidung gilt, daß nicht "objektive" Merkmale, wie Sprache, Name, körperliche Konstitution usw., maßgebend sind. (Die Slowenen als Nation mit geringerer kultureller Anziehung- und Assimilationskraft sind mit dieser Bestimmung allerdings gar nicht zufrieden.) Ferner ist die Kulturautonomie nur eine Verwaltungs- und keine volle finanzielle Autonomie; die Kosten aller Schulen mit über 40 Kindern sollen vielmehr vom Land und den Gemeinden, also vermutlich zu einem Teil von den Deutschen selbst getragen werden. Diese Regelung wird immer da der höhern Gerechtigkeit entsprechen, wo die Minderheit sich überwiegend aus proletarischen oder kleinbäuerlichen Elementen zusammensetzt. Endlich läßt das Gesetz die Möglichkeit offen, daß auch Lehrer, die nicht österreichische Staatsbürger sind und nicht an einem österreichischen Lehrerbildungsinstitut ihre Examina gemacht haben (also in Südslawien ausgebildete und dort gebürtige Lehrer) an den Minderheitsschulen angestellt wer-

den dürfen. Will der Staat den nicht ungefährlichen Folgerungen dieser Bestimmung entgehen, so muß er im eigenen Interesse für ausreichende Minderheitslehrerseminare Sorge tragen. Diese Hinweise dürften zeigen, daß das Gesetz, weil es einem versöhnlichen und gerechten Geist entsprungen ist, aller Beachtung und vor allem der Nachahmung der Gegenseite wert ist.

Indien

Die Simonkommission kehrt für den heißen Sommer nach England zurück. Sie hat wenig Erfolg gehabt, aber immerhin einiges erreicht. Die Mohammedaner sind aus der Front des Boykotts ausgebrochen, die Beamtengruppen sind baldigst gefolgt, soweit sie nicht längst vorangegangen waren, 3 Provinzen haben sich zur Zusammenarbeit bereit erklärt, das von Simon vorgeschlagene rein indische Parallellomitee dürfte gesichert sein. Es zeigt sich wieder, daß das indische Volk nur aufbegehrt, wenn England sich die Torheiten brutaler Massakers leistet, die es seit den blutigen Tagen von Amritsar klug zu vermeiden weiß. Die Parias und die unteren Kasten sogar werden immer in Englands Herrschaft Schutz und Hilfe für sich sehen. Die wirklich nationalpolitisch bewegte und aktive schmale intellektuelle Oberschicht aber ist zerklüftet. Die Besitzenden halten ihrer wirtschaftlichen Privilegien wegen, die England nicht anzutasten gedenkt, ziemlich treu zu England, die verwestlichten Beamten und die indische Kapitalistenschicht sind aus Antipathie gegen den Kaddhar Gandhis und seiner primitiven Bauernhandwerker alles andere als nationaltreue Inder. Vor allem aber sind alle Einigungen zwischen Hindus und Moslems nur tastende Versuche, die bis auf weiteres scheitern. Und zwar nicht wegen der religiösen Leidenschaft der Massen, sondern weil die englische Herrschaft Indien in einem Stadium aufgestülpt wurde, als die Hindus gerade im Begriff waren die jahrhundertealte politisch-gesellschaftliche Oberherrschaft der Mohammedaner zu stürzen. Jetzt muß sich dieser Umschichtungs- und Ausgleichsprozeß mit friedlichen Mitteln vollziehen, aber er vollzieht sich; das ständige Aufrücken der Hindus im Wettlauf um die Beamtenposten ist zum Beispiel eine seiner Äußerungsformen. Nichts ist natürlicher, als daß die bedrängte mohammedanische Oberschicht Rückhalt an der englischen Herrschaft sucht und findet. Und wenn selbst Volk und Ober-

schicht in Indien einig wären, so ständen immer noch die Fürsten, die mit ziemlicher Willkürfreiheit in innenpolitischen Dingen über zirka 100 Millionen Inder herrschen, abseits. Man hat in Europa fast ganz übersehen, daß neben der Simonkommission noch eine weitere englische Kommission unter Butler das Land durchreiste, um dem britischen Parlament Vorschläge zu einer Revision der Vertragsbeziehungen zwischen den 300 indischen Fürsten und den britischen Herrschaftsinstanzen zu unterbreiten. Die Fürsten, die diese Kommission auf ihrer Heimreise nach England begleiten, haben es darauf abgesehen die Vertragsrevision zu einer Ausgestaltung ihrer direkten Beziehungen zur britischindischen Krone zu benutzen, um von vornherein eine eventuelle demokratische Swaradschregierung von jeglicher Einflußnahme auf ihre Territorien abzuriegeln. Es wird so noch gute Weile haben, ehe die 325 Millionen Inder die Kraft finden sich von der Herrschaft der 75 000 englischen Soldaten und Beamten zu befreien.

China Die Stille, die seit dem Kantoner Blutbad in China vorherrschte, war vor allem eine klimatische Erscheinung. Der Winter ist in diesem mittelalterlichen Land noch immer eine wirkliche Scheidewand im historischen Ablauf, ist die Zeit der Sammlung, Vorbereitung, Kräftigung. Immer deutlicher zeigt es sich dabei, daß, wie in dieser Rundschau (in diesem Band Seite 145 und folgende) betont wurde, die Front der Nationalbewegung zurzeit nach innen geht, und man außen nur Stütze und Rückendeckung sucht. Die Nankingregierung entwickelt dabei alle Künste traditioneller chinesischer Diplomatie: Sie schickt, nicht zuletzt, um die vitalsten Geister für einige Zeit loszuwerden, Delegationen von Politikern nach Washington, Indien, der Türkei und Europa, die teils studieren, teils um Freundschaft werben und die offizielle Anerkennung der Südregierung vorbereiten sollen. Man geht auf die von Sir Lampon mit viel Geschick vorgetragenen Verständigungsversuche Englands freundlich ein, ohne sich viel zu vergeben. Kanton, die Stadt, die vor kaum 2 Jahren noch jede Made-in-England-Ware verbrannte und jedes Schiff von Hongkong nach Haus schickte, prangte jüngst im Schmuck des Union Jack, um den Gouverneur von Hongkong zu empfangen. Und Tschangtsolin sieht, seit er mit Japan wegen der versuchten Amerikanleihe der Südmand-

schurischen Bahn in ernste Reibungen kam, rings um sich die Ratten das Schiff verlassen. Offen stützt ihn im Augenblick keine ausländische Macht mehr. Gleichzeitig mit dieser geschickten außenpolitischen Rückendeckung der Nationalbewegung dürften Verhandlungen zwischen den verschiedenen nationalen Zentren vor sich gegangen sein und zu einer Art Burgfrieden bis zur Eroberung Pekings und einem ausgearbeiteten Plan konzentrischen Vorgehens gegen die Nordgenerale geführt haben.

Nun sind seit einiger Zeit wieder die Armeen des Südens im Vormarsch gen Norden. Der geographisch nächste Gegner, der Schantunggouverneur Suntschuanfang, erlag rasch dem doppelten Angriff Fengs, der längs des Huangho, und Tschiangkaischeks, der längs des Kaiserkanals vorstieß. Und doch wirft jeder neue Sieg der vereinten Südtruppen dringlicher als je die Frage auf, was diese Armeen eigentlich eint: wirkliche Nationalgesinnung und politischer Reformwille oder nur der gemeinsame Haß konkurrierender Armeeführer gegen den nach dem Kaiserthron strebenden Tschangtsolin? Auch im Süden sind es ja heute Generale, nicht Politiker oder gar Parteien, die entscheiden und gestalten. Daran schließt sich Frage auf Frage: Wird auch diese so groß beginnende Phase der chinesischen Nationalbewegung in einen Generalsstreit um die höchste Macht über 400 Millionen Menschen auslaufen? Oder wird ein Kemalismus das vorläufige Ergebnis sein, und wer wird diesen chinesischen Kemal abgeben? Und wird der eben unterdrückte soziale Kampf, der Aufruhr desorganisierten, verzweifelter und gepeinigter Klassen, die die Massen sind, so lange schweigen, bis China seine politische Einheit gefunden und die endgültige Abrechnung mit dem Westen, die zurzeit völlig aufgeschoben ist, zu Ende gebracht hat? Dazu kommt, daß der Einbruch der Südtruppen in die mit japanischem Kapital und japanischen Truppen durchsetzte Schantungzone zwangsläufig, wenn auch vermutlich wider Willen beider Beteiligten, zu schweren Zusammenstößen zwischen chinesischem und japanischem Militär geführt hat, über deren Ausmaß wir uns freilich bei der indirekten Berichterstattung über Ostasien noch kein Bild machen können.

Ostasienbücher Upton Closes Buch Die Empörung Asiens, das der Amaltheaverlag in Wien in glänzender Übersetzung herausbrachte,

ist sicher eines der besten Bücher über das entscheidende Weltproblem, wie die weiße Rasse ein neues Verhältnis zu der sich aufreckenden asiatischen Menschenmilliarde finden kann. Ein echter Journalist schrieb es; lebendig, geistvoll, von der ersten bis zur letzten Seite fesselnd, mit weiten packenden Perspektiven; gewiß manchmal oberflächlich und von einer sich überschlagenden Phantasie und immer auch ein klein wenig ironisch. Schonungslos und erschütternd enthüllt dieser Amerikaner die völlige Aussichtslosigkeit der Herrenposition der weißen Rasse im Fernen Osten, und er legt auch die Fragwürdigkeit der Kulturwerte und -ideale des Westens bloß. Die leidenschaftlich propagierte Lösung ist freilich echt amerikanisch: Ein "aufgeklärter Imperialismus", der unter Ausschaltung aller politischen Ansprüche und Rassenvorurteile durch eifrigen Handel und forcierten Kapitalexport den asiatischen Nationen zu eigenem Nutz und Frommen auf die Beine hilft, müsse das Zeitalter der Beherrschung durch Eroberung in die »Ära der Herrschaft durch Anziehung, gegenseitigen Dienst und Geschäft« wandeln. Als ob der Imperialismus des Geschäfts und des Dollars ein großer Aufstieg wäre gegenüber dem Imperialismus der Maschinengewehre und Kanonenboote, als ob überhaupt Politik und Wirtschaft, politische und wirtschaftliche Bewältigung zu trennen wären.

Ein schwedischer Geologe, Johan Gunnar Andersson, legt uns im Leipziger Verlag F. A. Brockhaus ein Buch über China vor, dessen der Konjunktur angepaßter Titel *Der Drache und der fremde Teufel* bereits besagt, daß es nur wenig von Geologie, um so mehr aber von Wirtschaft und Politik handelt. Neben reichlich schönfärberischen Schilderungen des chinesischen Wirtschaftssystems und neben anspruchslosen Plaudereien über alte chinesische Volkstugenden und -laster stehen tagebuchartige, episodeneiche Schilderungen der politischen Geschehnisse des letzten Jahrzehnts, denen jede Systematik und Vertiefung abgeht. Für die alte Erfahrung, daß gerade die in China lebenden Europäer am allerwenigsten das Wesentliche an den chinesischen Ereignissen und Bewegungen begreifen, liefert Andersson klassische Belege: Die Kuomintang, zum Beispiel, kommt in seinem Buch überhaupt nicht vor; Sunjatsen wird in ganzen 10 Zeilen als »ideologischer Fanatiker« begriffen, an anderer Stelle sogar indirekt als »verbohrtter Schul-

meister« und als »Schwätzer« abgetan. Eine typisch schwedische Harmlosigkeit durchzieht das ganze Buch, die erfrischend ist, wenn sie zu rückhaltloser Verdammung abendländischen Übermuts führt, aber peinlich wirkt, wenn sie ernstere Probleme, wie etwa das Missions- oder Kuliproblem, anrührt. Wertvoll an dem Buch sind die vielen und überaus interessanten Bilder nach Originalaufnahmen des Verfassers.

Im Agisverlag in Wien erschien, von Karl August Wittfogel herausgegeben, ein wertvolles Werk: *Sunjatsen, Aufzeichnungen eines chinesischen Revolutionärs*. Es enthält einmal eine glücklich getroffene und, wie es scheint, auch sorgfältig übertragene Auswahl der Schriften und Reden Sunjatsens aus den 3 Jahren 1918, 1921 und 1924, die typisch für 3 Entwicklungsphasen dieses Mannes und seiner Geisteswelt sind. Weiter enthält dies Buch eine eigene Arbeit Wittfogels *Die Entwicklung Sunjatsens und des Sunjatsenismus*. Sieht man von einigen agitatorischen Phrasen, Plattheiten und Anrempelungen ab, und übersieht man die naive Vorstellung von dem internationalen Lehrmeisterrecht des russischen Bolschewismus, so bietet diese Schrift eine zumeist quellenmäßig gut fundierte Soziologie der sich entwickelnden chinesischen Revolution und ihrer sich mit ihr entwickelnden Führermenschen. Wenn die Analyse besonders die inneren Spannungen und Widersprüche der chinesischen Revolutionsideologie bloßlegt (freilich nur, um die Notwendigkeit ihrer Korrektur und Ergänzung durch den Bolschewismus zu beweisen), so übersieht sie dabei die charakteristische Neigung des Chinesen zu synkretistischem Denken. Das Schlußkapitel, das sich bemüht Sunjatsen in das System der bolschewistischen Heldenkala einzureihen, kann freilich durch seine Zwangskonstruktion nicht überzeugen. Gleichwohl gehört das Buch zu den anregendsten Materialien über das werdende China, um so mehr, als ohne Zweifel alle kommenden inneren Kämpfe in China als Auseinandersetzungen über den Sinn der Lehre Sunjatsens werden ausgetragen werden.

Zugleich erschien im Schlieffenverlag in Berlin eine von Tsan Wan besorgte Übersetzung der kleinen ältern Schrift *Sunjatsens 30 Jahre chinesischer Revolution*, in der er sein Leben und Werk in der Zeit von 1895 bis 1912 schildert. Da dieses Buch direkt an die Quelle führt, so sei es allen, die sich ein Urteil bilden wollen, besonders empfohlen.

Zeitgenosse Fo springt über den Schildkrötenstein, ein Roman Erich von Salzmanns, des langjährigen Chinakorrespondenten des Verlags Ullstein /Berlin, Hermann Klemm/ ist eine der instruktivsten Beschreibungen der Geschichte Chinas für die Zeit seit der Jahrhundertwende bis zum Kriegsende. Das Buch schildert am Leben einer Mandschubeamten- und einer Provinzbanquiersfamilie das alte China und sein Umlernen auf eine fremde, neue Welt, und es schildert weiter in dem Lausbub, Missionsschüler, Schieber und Finanzgenie Fo Chinas Zukunftstypus: »frech, anmaßend, abgebrüht, selbstzufrieden, klug, organisatorisch veranlagt, aber nur für die anderen unter ihm«. Sicher ist der Typus Fo mit seiner traurigen weiblichen Parallele, Djintaitai, nur einer der vielen Zukunftstypen Chinas, für Europa ebenso gefährlich und destruktiv wie er es für China trotz seiner echten und leidenschaftlichen Nationalgesinnung ist. Das Buch ist eine gute Lehre für alle die, die noch immer in den jungen, um Befreiung von der politischen Herrschaft des Westens kämpfenden Völkern die Vollkommenheit und die Hoffnung selbst sehen und ganz vergessen, daß diese Völker sich parallel mit ihren Erfolgen selbst verwestlichen, im guten wie im bösen Sinn.

Fremdkapital in Unlängst ging die Nachrichten Gebieten nationalen Aufstiegs richt durch die Presse, daß eine amerikanische Finanzgruppe, hinter der man Baumwollinteressen vermutet, von Abessinien Konzessionen zum Bau von Stauanlagen am Tsensee, einem der Quellreservoirs des Nils, erworben habe. Später hieß es, daß man eventuell deutsche Firmen mit hinzuziehen würde. Jetzt wieder liest man, daß 3 deutsche Baufirmen und eine amerikanische Bau- und Finanzgruppe die große persische Nordsüdbahn, die erste Eisenbahn dieses Landes, bauen sollen. Diese Nachrichten, auch wenn, was wahrscheinlich ist, zunächst keine Tatsachen daraus werden sollten, sind typisch für das Bestreben aller noch halbwegs souveränen Staaten, die in Machtschnittpunkten der verschiedenen Imperien liegen, sich für die Aufschließung ihres Landes nicht des Kapitals der sie umkreisenden Mächte zu bedienen sondern sich das Kapital und alle die Kräfte, die sie sonst noch zum Aufstieg brauchen, bei machtpolitisch nicht speziell interessierten Nationen zu suchen. Man hat eben endlich erkannt, daß das Kapital und der es begleitende

oder ihm nur zu bald folgende Schwarm von Technikern, Ingenieuren, Schulmeistern, Missionaren usw. ein politisches Instrument höchsten Ranges ist oder doch immer als solches benutzt werden kann, und man sucht sich daher heute, wenn man schon Kapital einläßt, dasjenige aus, bei dem die geringste Gefahr politisch-imperialistischer Nach- und Nebenwirkungen zu bestehen scheint. Diese Rolle des apolitischen Kapitals in nationalen Aufstiegsgebieten wird heute überall in den afrikanisch-vorderasiatischen Reibungs- und Brennpunkten der europäisch-imperialen Interessen vor allem dem amerikanischen Kapital zugeschrieben, wie bereits die genannten Beispiele zeigen. Persien reserviert weiterhin die nordpersischen Erdöle ausdrücklich amerikanischen Interessenten und hat in seiner Finanzreform amerikanische Fachleute herangezogen. Auch die Türkei wirbt neuerdings wieder stärker um amerikanische Hilfe. Ob nicht diese allgemeine Einschätzung des amerikanischen Kapitals in Afrika und Westasien als apolitisch und für die nationale Freiheit ungefährlich eine Unterschätzung der amerikanisch-imperialen Expansivität bedeutet, sei hier nicht erörtert. Daß auch das deutsche Kapital und der deutsche Fachmann heute vielfach den Vorzug erhalten, liegt daran, daß man vor einem "Imperialismus" des seiner Kolonien beraubten Deutschlands sicher zu sein glaubt. Es sei hier nur an die Berufung deutscher Techniker nach Afghanistan, deutscher Flugzeugführer nach Persien und Afghanistan, an die vielfältigen deutschen Bahnbauten in der Türkei, die Entwicklung des deutschen Handels in China erinnert. Es ist klar, daß auch das Kapital der kleinen und der eigentlich neutralen Staaten, beispielsweise Schwedens, der Schweiz, auch Belgiens, die gleichen Vorzugschancen der apolitischen Qualität in den Zonen des nationalen Aufstiegs genießt.

Totenliste Am 20. Dezember 1927 starb in Straßburg *Nicolas Delsor*, 80 Jahre alt. Er war katholischer Priester und Publizist und einer der bekanntesten und entschiedensten elsässischen Protestler während der Periode der Zugehörigkeit des Elsaß zum Deutschen Reich. 20 Jahre hindurch, bis 1918, gehörte er dem Reichstag an, von 1911 ab auch dem Elsässischen Landtag. Er war es, der am 5. Dezember 1918 die Sitzung leitete, in der der zum Nationalrat umgewan-

dette Landtag in einer Resolution die »Rückkehr des Elsaß und Lothringens zu Frankreich« proklamierte, und er sprach dort das später so oft zitierte Wort: »Le plébiscit est fait.« Der Wortlaut dieses Beschlusses und die Rede Delsors sind seinerzeit in den Sozialistischen Monatsheften wiedergegeben worden (siehe den Artikel Eschbachs Das Elsaß und Frankreich, 1919 II Seite 890). Delsor war ein arbeitseifriges Mitglied der Klerikalen Partei, ein Mann der Kommissionstätigkeit und der regionalen Spezialprobleme, die er, wie früher in deutscher Zeit im Reichstag, so später in französischer Zeit im Senat als Vertreter des Bas-Rhin bearbeitete. Er war ein schroffer Gegner des Manifests des Heimatbunds. Und da er im Kampf stets scharf angriff, ja zum Fanatismus neigte, so kam er dadurch in einen heftigen Konflikt mit dem Flügel seiner Partei, der den Heimatbund tolerierte. Das verbitterte ihm sein letztes Lebensjahr.

Kurze Chronik Der Ständige Internationale Gerichtshof im Haag hat die Entscheidung des Präsidenten Calonder, daß elterliche Erklärungen über die Zugehörigkeit zur Minderheit nicht nachgeprüft werden, und daß keine Sprachprüfungen an zu Minderheitsschulen angemeldeten Kindern vorgenommen werden dürfen, voll auf bestätigt. ◊ Bei den Märzahlen in Polen (siehe die Rundschau Innenpolitik, in diesem Band Seite 331) haben die Deutschen 4 Mandate gewonnen; in Königshütte stieg der deutsche Anteil von 51 auf 56 %, in Kattowitz von 44 auf 46 %. ◊ Das Dritte Schleswig, eine Dänen und Deutsche umfassende wirtschaftliche Bewegung, tritt mit der Forderung der wirtschaftlichen Autonomie der Provinz unter einem 15köpfigen Rat vor die Öffentlichkeit. ◊ Nach der Volkszählung vom Jahr 1926 beträgt die jüdische Bevölkerung in Deutschland 564 379, in Preußen rund 400 000, in Berlin 172 672, das heißt nur 28 216 Köpfe mehr als im Jahr 1910. So sieht also die "Masseneinwanderung" von Ostjuden aus. Die Juden Deutschlands betragen demnach nach wie vor 0,9% der Gesamtbevölkerung des Reichs; in Preußen umfassen sie jetzt 1,1 %, gegen 1,05 % im Jahr 1910. ◊ Die Einwohnerzahl der Mongolei ist jetzt ziemlich genau mit 647 000 festgesetzt, wovon etwa 100 000 Chinesen und 5000 Russen sind, während der Rest auf die Eingeborenenstämme entfällt, von denen 90 % zum Stamm der Chalcha gehören.

WISSENSCHAFT

Anthropogeographie / Max Hodann

Geburtenreglung Der Besuch der Vorkämpferin der Birth Control Movement Margaret Sanger in Berlin hat erneut die Frage der Geburtenreglung in Fachkreisen belebt. Der Geburtenrückgang ist offenbar. Die Zahlen, die der Hygienesektion beim Generalsekretariat des Völkerbunds für 1926 vorliegen, zeigen, daß die Geburtenzahl in vielen europäischen Ländern fortfährt zu sinken, und daß diese Tendenz auch für die weitere Entwicklung angenommen werden muß. Das Gebiet niedriger Geburtenzahlen (17 bis 20 ‰) nimmt jetzt fast das ganze mittlere, nördliche und westliche Europa ein. Der Osten hält sich auf 35 bis 40 ‰. In Schweden und England ist heute die Zahl niedriger als in Frankreich. Nicht so eindeutig wie diese Tatsache des Geburtenrückgangs indessen werden die Beweggründe dargestellt. Als Marxist wird man in den wirtschaftlichen Voraussetzungen, die in Europa gegeben sind, den Hauptanlaß für die Reduzierung der Kinderzahl sehen. Der bekannte Medizinalstatistiker Prinzing schreibt dagegen in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift, der Tiefstand der Geburten lasse »sich durch wirtschaftliche Störungen allein nicht erklären«, vielmehr »auf eine große Ausdehnung sittlichen Zerfalls schließen«. Daß ideologische Ursachen bei der Geburtenbewegung teilweise mitsprechen, läßt sich nicht bestreiten, auch wenn man eine moralisierende Beurteilung dieses Zusammenhangs ablehnen sollte. Von englischer Seite ist durch C. P. Blacker (Birth Control and the State / London, Paul, Trench, Rubner & Co./) sehr deutlich darauf hingewiesen worden, daß vor dem Krieg in Deutschland, wie heute noch in Japan, freilich aus ganz verschiedenen Ursachen, ein gewisser »ethischer Kodex« hohe Kinderzahlen forderte und die willkürliche Verhinderung der Schwangerschaften als verpönt erscheinen ließ. War es nach Blacker in Deutschland der militaristische Kaiserkult, aus dem heraus »deutschen Müttern eingeredet wurde, daß sie die höchste spirituelle Leistung ihres Geschlechts erfüllten durch Geburt männlicher Nachkommen, die als Soldaten in einem siegreichen Krieg für das Vaterland fechten sollten«, so war es und ist es nach ihm in Japan der in der Anerkennung des Mikado als Gottkaiser gipfelnde Ahnenkult, der zur Frühehe

und Produktion zahlreicher Kinder anhält. Blacker fordert, daß die Ärzte Englands, Amerikas und Deutschlands, in Verbindung mit den Fachkreisen Japans, Italiens und vielleicht Indiens, die Voraussetzungen einer internationalen Bevölkerungskontrolle schaffen sollten, als Basis für den Weltfrieden. Die weitgespannten Hoffnungen, die er mit diesen Ideen verknüpft, sind ein Zeichen dafür, wie populär im englischen Sprachgebiet der Gedanke der Geburtenkontrolle allmählich wird. In Deutschland sind wir da noch arg im Rückstand. Die eugenische Bedeutung des Geburtenrückgangs in den einzelnen Bevölkerungsklassen wird in England klarer erkannt als bei uns, wo diese Erkenntnis auf enge Fachkreise beschränkt geblieben ist; auf der Gesundheitsausstellung in Düsseldorf 1926 konnte man in einer Abteilung eine zaghafte Andeutung dieses Zusammenhangs bemerken. In England kommen heute auf 1000 Lehrer jährlich 95 Kinder, auf 1000 Geistliche 101, auf 1000 Inhaber des Dokortitels 103, auf 1000 ungelernete Arbeiter dagegen 231. Wenn die Kenntnis präventiver Methoden sich in allen zivilisierten Ländern auch auf die proletarische Klasse ausdehnt, so ist doch der in diesen Zahlen zum Ausdruck kommende Klassenunterschied heute fast überall noch zu verzeichnen. Durch den Beschluß des englischen Oberhauses vom 28. April 1926 ist den Mütterberatungsstellen die Beratung über Geburtenverhütung freigegeben. In Holland besteht sie schon länger. Und in Rußland wird unter der Initiative des Gesundheitskommissars Semaschko dieses Problem systematisch behandelt.

»Wer die Abtreibung bekämpfen will und zur gleichen Zeit Vorbeugungsmittel ablehnt, gleicht einem Menschen, der ansteckende Krankheiten zu verhindern sucht und Desinfektionsmittel verbietet.« Dieser Satz des durch seine Forschungen über die Lage der Frauen in der Textilindustrie bekannten Frauenarztes Max Hirsch bildet dort den Ausgangspunkt der öffentlichen Arbeiten im Rahmen der Geburtenpolitik. Das Institut für Mutter und Kind in Moskau ist die Zentrale für alle Untersuchungen, die über die zweckmäßigsten Methoden zur Verhütung unerwünschter Schwangerschaften und über die zweckmäßigste Form der Beratung der Bevölkerung auf diesem Fragegebiet angestellt werden. Die bisherigen Ergebnisse der russischen Forschungen werden in einer Serie von Heften mitgeteilt, von denen

bisher 4 vorliegen. Daneben erschien noch eine lehrreiche Sammelschrift unter der Verantwortung der Professoren A. P. Gubarjew und S. A. Selitzkij, die sich mit den empfängnisverhütenden Mitteln vom Gesichtspunkt der modernen Wissenschaft beschäftigt, und in der Selitzkij und Lurje, der Leiter der Beratungsstelle für Mütter am Moskauer Institut, die bisherigen Erfahrungen programmatisch zusammenfassen: »1. Angeichts der Kompliziertheit und Unerforschtheit des Problems der Empfängnisverhütung ist es erforderlich eine wissenschaftliche Grundlage dafür zu schaffen. 2. Der moderne Gynäkologe muß unabhängig davon, welche Überzeugung er sonst haben mag, regsten Anteil an diesem Problem nehmen, um das Schicksal der Frau nicht ihr selbst oder unwissenden Personen zu überlassen. 3. Die Anschauungen über Schutzmittel bedürfen einer grundlegenden Änderung. 4. Schutzmittel dürfen nicht angewandt werden ohne entsprechende ärztliche Sanktion. 5. Wie überhaupt in der Medizin, so muß man auch hinsichtlich der Schutzmittel in hohem Maß mit den Besonderheiten des Individuums rechnen, sowohl was die örtliche Gestalt und Lagerung des weiblichen Geschlechtsapparats betrifft wie die allgemeine Konstitution der Frau. Nicht zu vergessen ist persönlich bedingte Überempfindlichkeit. 6. Bei der Auswahl der Mittel sind die eventuellen Gegenindikationen in hohem Maß zu berücksichtigen, nicht nur anatomische Veränderungen der Geschlechtssphäre sondern auch vorangegangene Infektion. 7. Nur ein spezialistisch vollkommen mit der theoretischen und praktischen Seite vertrauter Arzt kann, dies alles berücksichtigend, die fraglichen Mittel auswählen. 8. Personen, die nicht Ärzte sind, dürfen empfängnisverhütende Mittel nicht auswählen und empfehlen, sofern genügend Ärzte vorhanden sind. [Der Ärztemangel, insbesondere auf dem Land, ist in Rußland noch sehr groß. Das russische Statistische Jahrbuch 1927 weist aus bei 145 906 624 Einwohnern 16 854 Ärzte und 18 505 Feldschere.] 9. Der offene Handverkauf der verschiedenen Schutzmittel muß verboten werden. Die Mittel dürfen von den Apotheken nur auf ärztliches Rezept verabfolgt werden oder von Personen, denen gemäß Verfügung des Gesundheitskommissariats das Recht der Praxis und Rezeptur zusteht. 10. Eine Reihe von Mitteln muß, als bestimmt schädlich, gesetzlich vom Verkauf und Gebrauch

ausgeschlossen werden (alle bei der Einführung die Öffnung der Gebärmutter notwendig machenden Mittel: Sterilets, Silkworm usw.). Gegen den Schaden, den alle für das Innere der Gebärmutter bestimmten Injektionen, Einspritzungen und Einschmierungen verursachen, soll mit Propaganda vorgegangen werden. 11. Von den verschiedenen vorhandenen Pessaren sind die Gummikappen als die unschädlichsten anzusehen. 12. Von den überhaupt verfügbaren Mitteln sind als die unschädlichsten, die auch an Zuverlässigkeit den schädlichen nicht nachstehen, die in Kugelform einzuführenden chemischen Mittel anzusehen, sowie die "amerikanische Paste" mit Chinosolgehalt. 13. Niemals darf vergessen werden, daß auch das unschädlichste Mittel bei dauerndem Gebrauch einen schädlichen Einfluß auf die Geschlechts-sphäre und den ganzen Organismus ausüben kann.«

Die mir in Moskau mitgeteilten Erfahrungen ergaben, daß die Versuche auf biologischem Weg eine zeitweilige Sterilisierung der Frau zu erreichen vorläufig keine befriedigenden Resultate gezeigt haben. Indessen werden die Versuche fortgesetzt. Interessant ist, daß nicht nur in den kleineren Städten sondern selbst in Zentren wie der Hauptstadt über 20 % der Frauen es ablehnen Verhütungsmittel anzuwenden, obwohl die Mütterberatungsstellen sie nach ärztlicher Kontrolle kostenlos abgeben. Diese Frauen nehmen lieber mehrfache Schwangerschaftsunterbrechungen in den Kauf, die ja an und für sich durch die russische Gesetzgebung freigegeben sind. Gegenüber gegenteiligen Mitteilungen in der deutschen Fachpresse darf hier auf Grund der Auskunft des Volkskommis-sars selbst mitgeteilt werden, daß die Gesetzgebung in dieser Richtung in keiner Weise geändert worden ist: Jeder Frau, auch der, der die Abortkommission die Unterbrechung als nicht unbedingt erforderlich abgelehnt hat, bleibt das Recht die Operation an konzessionierter Stelle vornehmen zu lassen. Nur hat sie in diesen Fällen die Kosten zu tragen, die sich je nach ihrem Einkommen auf 6 bis 30 Rubel bemessen. Über die Erfahrungen der russischen Abort-praxis gibt eine umfassende Arbeit des Abteilungsleiters im Gesundheitskommissariat A. Genß Auskunft. Es ist wichtig die Motive zu kennen, aus denen vorzugsweise in Rußland Unterbrechungen vorgenommen werden. Die Statistik unterscheidet die in folgender Tabelle angeführten Gründe:

| Ort | Wirt-schaft-liche Ur-sachen | Krank-heit der Frau | Wunsch-nach Ver-heimlichung | Vorhan-densein eines Säug-linge |
|----------------------|-----------------------------|---------------------|-----------------------------|---------------------------------|
| Gouverne-mentsstädte | 66,4 | 19,3 | 1,6 | 12,7 |
| Andere Städte | 59,1 | 32,8 | 2,9 | 5,2 |
| Dörfer | 58,2 | 29,7 | 7,3 | 4,8 |

Interessant ist insbesondere, wie der Druck der Tradition auf dem Land in dieser Tabelle zum Ausdruck kommt, während in den Städten solche "moralischen" Motive kaum noch eine Rolle spielen. Das Wesentlichste ist, daß sich durch die russische Praxis, die sich für das Berichtsjahr 1925 auf 42 145 Einzelbeobachtungen stützt, zu bestätigen scheint, was der wegen Verstoß gegen § 218 verurteilte deutsche Arzt Carl Credé-Hörder in seiner bemerkenswerten, von Käthe Kollwitz illustrierten Schrift Volk in Not /Dresden, Carl Reißner/ schreibt: »Vom geschickten Arzt läßt sich die Unterbrechung der Schwangerschaft bis zum 3. Monat nahezu ganz gefahrlos und ohne nennenswerten Blutverlust der Frau in 10 bis 15 Minuten ausführen, ohne daß nachteilige Folgen eintreten. Was dem Geschickten und Erfahrenen leicht gelingt, kann zu einer Lebensgefahr werden, wenn es von einem Ungeschickten, Unerfahrenen oder gar Unerfahrenen vorgenommen wird, der unter Nichtachtung der wissenschaftlichen Gesetze, die keimfreies Arbeiten vorschreiben, vorgeht.« Angesichts des erschütternden Materials, das dieses Buch (dem man nicht in allen Punkten zustimmen kann) bietet, wirkt es um so befremdlicher, wenn eine maßgebliche Fachzeitschrift, die Medizinische Welt, im Augenblick der Beratungen des Strafrechtsausschusses des Reichstags eine Debatte über empfängnisverhütende Mittel von dem Grazer Professor Johann Ude ein- und ausleiten läßt, der sich zu den folgenden angesichts der Sexualnot geradezu provozierenden Worten versteigt: »Die Herstellung, die Einfuhr, der Verkauf und die Anpreisung der geburtenverhindernden Mittel jeder Art ist unter allen Umständen auf das schärfste zu verbieten, und jedes Dawiderhandeln als Verbrechen unnachsichtlich zu bestrafen.« Der Klassencharakter dieser "medizinischen" Auffassung wird in einem der Schlußsätze dieses Aufsatzes deutlich: »Wer nicht über die nötigen materiellen Mittel verfügt eine Familie menschenwürdig zu erhalten, der soll überhaupt nicht heiraten und muß sexuell abstinent leben.«

Ehe Gegenüber solchen unter maßgebenden Vertretern der Ärzteschaft als diskutabel gewürdigten Ansichten verdient die von Max Marcuse herausgegebene Sammlung wissenschaftlicher Einzelarbeiten über die Ehe, ihre Physiologie, Psychologie, Hygiene und Eugenik /Bonn, A. Marcus & E. Weber/ eingehende Beachtung. Im Gegensatz zu dem von Hermann Graf Keyserling herausgegebenen Ehebuch /Darmstadt, Otto Reichl/ ist dieses Sammelwerk vorwiegend von naturwissenschaftlicher Betrachtungsweise der einzelnen Teilprobleme bestimmt. Es würde zu weit führen über Einzelheiten der zahlreichen Spezialbeiträge hier zu referieren. Dieses Buch will nicht referiert, es will studiert werden und kann gleichzeitig für den Sexualberater in Zweifelsfällen ein gutes Nachschlagebuch sein. Gemeinsam ist den Bearbeitern die Wertung der Ehe als Schicksalsgemeinschaft wesentlich vom Kind aus, und damit erklärt sich der starke Anteil eugenischer Gesichtspunkte in der Gestaltung des Ganzen. Eine gewisse und zweifellos so sehr verständliche wie berechtigte Beschränkung erfuhr die Bearbeitung der Beiträge dadurch, daß im allgemeinen nur die Erscheinungen des "normalen" Geschlechtslebens im Gegensatz zu "krankhaften" Erscheinungen behandelt werden, wenn man von den Auslassungen Albert Molls über die »sexuell abnormen Ehen« und Helenefriederike Stelzners über den »Psychopathen als E..egatten« absieht. Das Werk klingt aus in die Bemerkung Max Christians, daß »bis jetzt ein ernsthafter und wesentlicher Schade an der Einrichtung der Ehe noch nicht bemerkbar geworden ist. Sie hat bisher noch ihre Aufgaben für Staat und Gesellschaft erfüllt, aber gewisse Anzeichen sprechen dafür, daß sie im Begriff ist nach der biologischen Seite hin zu versagen.« Daß hier Änderung der eherechtlichen Verhältnisse notwendig wäre, wird eingesehen. Das bekannte Buch Theodor Hendrik van de Veldes Die vollkommene Ehe /Leipzig, Benno Konegen/, dessen 1. Band in dieser Rundschau bereits angezeigt wurde (siehe auch die Rundschau Psychologie, 1927 II Seite 1017), und dessen 2. Band Die Abneigung in der Ehe soeben erschien, hat die Anschauung zur Voraussetzung, daß die Ehe in der gegenwärtigen Form aufrechterhalten werden könne; wenn nur durch grundsätzliche Erotisierung ihre Vertiefung und die Bekämpfung der "Krank-

heit" der ehelichen Abneigung gewährleistet werde. Diese zurückhaltende Beurteilung der Dinge entspringt dem konservativen Charakter des Verfassers, der mehr oder weniger von rein medizinischen Gesichtspunkten ausgeht, aber jede soziologische Orientierung vermissen läßt. Damit aber verliert das Werk des Holländers, das so viel bemerkenswertes sexualwissenschaftliches und psychologisches Tatsachenmaterial birgt, an Wert für die Massen, Jeren Angehörige in diesen Bänden den verabsolutierten Standpunkt des gutsituierten Bürgers peinlich durchfühlen werden.

Die Krise der Ehe und des Eherechts macht sich in einer vermehrten Herausgabe von Büchern bemerkbar, die zu einem Teil aus den Erfahrungen des neuen Fürsorgegebietes der Eheberatung herausgewachsen sind. Das Buch Walter Großes Herr Doktor, darf ich heiraten? /Dresden, Rudolphsche Verlagsbuchhandlung/ bringt eine biedere Übersicht medizinischer Sprechstundenerfahrungen. Sympathische, aber nicht gerade tiefgründige Aufklärung bietet Hans Brunck (Liebe und Ehe /Dresden, Rudolphsche Verlagsbuchhandlung/). Stark an konfessionelle Vorurteile protestantischer Herkunft gebunden bleibt Wilhelm Schreiner (Wir Männer in der Ehe /Braunschweig, Hellmuth Wollermann/). Immerhin ist sein Buch ein Beweis dafür, daß ernsthafte Menschen konfessioneller Weltanschauung, wenn sie den Mut zur Offenheit haben, nicht mehr an den Schwierigkeiten des Sexuallebens der Gegenwart vorüberkönnen, daß sie sich mit der Frage der Verhütungsmittel, mit Sexualpsychologie und sexualpsychischen Störungen auseinandersetzen müssen. Eine wissenschaftlich sehr anregende und interessante Untersuchung bietet Waldemar Schweisheimer in seinem Buch Die Liebe nur eine Krankheit? /München, Knorr & Hirth/, in dem die mannigfachen Beziehungen, die zwischen Erscheinungen der Erotisierung der Menschen und psychopathologischen Erscheinungen bestehen, behandelt werden. Die zum Teil durch Aufschlüsse der psychoanalytischen Forschung befruchtete Darstellung des Verfassers wird vor allem für den Juristen und den Erzieher von Wert sein.

Neben solchen, in ihrer Weise sachlichen und zum Teil bemerkenswerten Erscheinungen stehen nun aber Publikationen, die durch ihre mystische Einkleidung oder aber ihre phantastische Überheblichkeit und die Weltbeglückerpose des Verfassers geradezu als gefährlich und

wahre Aufklärungsarbeit diskreditierend anzusehen sind. Zu dieser Gruppe von Schriften gehören beispielsweise die Arisch-Zarathustrischen Lebensbücher der Gebergesellschaft in Freiburg: Eheliche Liebeskunst, Sexuelle Liebeskunst, ein krauses Durcheinander rassischer, medizinischer und religiöser Ungereimtheiten. Dazu gehören aber auch in gewissen Kreisen der Jugendbewegung, auch der proletarischen, stark verbreitete Schriften Werner Zimmermanns, vor allem sein letztes Buch Liebesklarheit /Nürnberg, Verlag Neue Zeit/. Charakteristisch für die zwar ehrlich gemeinte, aber jeder Wirklichkeitsorientierung fremde Romantik solcher Bemühungen ist schon das Abwechseln von Illustrationen nach Bildern von Fidus und Hodler. Im übrigen finden wir da ein Herumphantasieren um die entscheidenden Fragen, wie das Problem der Empfängnisverhütung, mit Weitergabe von pseudowissenschaftlichen Albernheiten, die man nicht anders denn als Irreführung der Öffentlichkeit kennzeichnen kann. Es lohnte sich nicht sich mit solchen Dingen auseinanderzusetzen, wenn nicht feststände, daß sich breite Kreise der Arbeiterjugend dadurch beeinflussen lassen.

Geradezu ein Standardwerk moderner Sexualwissenschaft ist Magnus Hirschfelds Geschlechtskunde /Stuttgart, Julius Püttmann/, deren 2. Band nunmehr abgeschlossen vorliegt. Das ungeheuer ausgedehnte wissenschaftliche Material des Berliner Instituts für Sexualwissenschaft wird in diesem Werk gesichtet, und es muß betont werden, daß diese Sichtung vermöge der leichtverständlichen Darstellungsweise des bewährten Verfassers auch jedem zugänglich ist, der nicht Kenner der medizinischen Kunstsprache ist. So ist dieses Buch berufen auch unter ganz verworrenen Verhältnissen auf dem Gebiet des Sexuallebens Aufklärung zu stiften, und man darf Hirschfeld, der am 14. Mai seinen 60. Geburtstag feierte, zu seiner Leistung aufrichtig beglückwünschen. Man fühlt hier, wie anders, wieviel lebensnäher wissenschaftliche Darstellung ausfällt, wenn sie von der Verbundenheit mit den Massen des Volkes getragen ist. Eine Beurteilung, die auch der kleinen Schrift Hirschfelds zuteil werden darf, die er zusammen mit Richard Linsert herausgab: Empfängnisverhütung, Mittel und Methoden /Berlin, Neuer Deutscher Verlag/. In die Reihe dieser Schriften gehören schließlich die Neuauflage der in Berlin im Selbstverlag veröffentlichten

Arbeit Emil Hölleins Gegen den Gebärzwang und die durch Text- wie Bildmaterial gleich aufschlußreiche Sittengeschichte des Proletariats, bearbeitet von Leo Schidrowitz /Wien, Verlag für Kulturforschung/, die uns den »Weg vom Leibes- zum Maschinensklaven« zeigt.

Hirnforschung Ein Museum für Gehirne berühmter Männer und Wissenschaftler ist in Moskau begründet worden. Die Vorarbeiten für diese Sammlung geleistet zu haben ist das letzte Verdienst des bedeutenden Hirnforschers und Nervenarztes der Leningrader Universität, Wladimir von Bechterjew, gewesen, der am 24. Dezember 1927, nahezu 70 Jahre alt, starb. Kurz vorher hatte er noch Deutschland besucht, mit dessen Wissenschaft er seit seiner Ausbildungszeit in Leipzig in engster Verbindung stand. Das Hauptgebiet seiner Forschung war in der letzten Zeit, im Anschluß an die Arbeiten Pawlows, die Lehre von den bedingten Reflexen, durch die die materielle Unterlage vieler psychischer Erscheinungen dem Verständnis nähergebracht wurde. Kaum ein Vierteljahr nach Bechterjew starb in London der Gehirnpathologe Sir David Ferrier, 85 Jahre alt, der, wie sein russischer Kollege in früheren Jahren, sich besonders um die Erforschung der örtlichen Verteilung der Gehirnzentren verdient gemacht hat. Vor dem Krieg wurde er viel wegen seiner Tierexperimente angegriffen. Während des Krieges konnte er auf Grund seiner Forschungen etwa 100 000 hirnverletzten Soldaten das Leben retten. Die Hirnforschung hat an Hand der Untersuchung der Hirnmasse zweier hervorragender Männer der Politik und der Kunst zu wichtigen Ergebnissen geführt. Die Untersuchung des Hirns Wladimir Lenins durch den in Berlin und Moskau tätigen Professor Oskar Vogt ergab, daß die Vermutungen auf syphilitischen Ursprung der Krankheit Lenins nicht zutreffen, daß vielmehr schwere arteriosklerotische Veränderungen als indirekte Todesursache anzusprechen sind. Die Untersuchung des Hirns Anatole Frances durch die Professoren Louis und Chambardel in Tours ergab, daß das Hirn gegenüber dem Durchschnittsgewicht männlicher Hirne von 1360 Gramm nur ein Gesamtgewicht von 1017 Gramm aufwies. Diese Beobachtung ist ein neuer Beweis dafür, daß es für die Qualität eines Gehirns nicht auf sein Gewicht sondern auf die Struktur seiner grauen Masse und die Anzahl und Form der Hirnwindungen

ankommt. Im vorliegenden Fall wird von den Untersuchern in ihrem der Pariser Akademie der Medizin vorgelegten Bericht die außerordentliche Differenzierung der Elemente der grauen Rinde ganz besonders betont.

Institute Im Jahr 1926 wurde in London das *Internationale Institut für Afrikanische Sprachen und Kulturen* gegründet, dem sich die meisten europäischen Staaten, die Vereinigten Staaten von Amerika, die Südafrikanische Union und Ägypten sofort anschlossen. Das neue Institut stellt sich die Aufgabe nicht allein die afrikanischen Kulturen zu erhalten und zu studieren sondern vor allem auch die geeigneten Wege zu ermitteln, die ein fruchtbares Zusammenarbeiten der Neger und der Weißen in Afrika ermöglichen. Man habe sich, so wurde auf der Gründungsversammlung betont, bisher nicht klargemacht, daß koloniale Arbeit sich nicht auf völliger Unterdrückung der kulturellen Eigenart der afrikanischen Eingeborenen aufbauen kann, vielmehr die Kulturelemente der Neger aufspüren und sie zu deren eigenem wie zum Nutzen der Kolonialeuropäer erhalten muß. Zum Präsidenten des neuen Instituts wurde der frühere Generalgouverneur Britisch Nigeriens, Sir Frederick Lugard, einstimmig gewählt. Der Berliner Professor Diedrich Hermann Westermann von der Berliner Universität ist einer der Institutsdirektoren. Mitglieder des Exekutivrats wurden unter anderen der Abteilungsleiter am Staatlichen Museum für Völkerkunde in Berlin Alfred Schachtzabel und der Hamburger Professor Carl Meinhof. Angesichts der neuerdings wieder eingenommenen scharfen Haltung der Regierung der Südafrikanischen Union gegenüber den Eingeborenengewerkschaften, die der Amsterdamer Internationale angehören, darf man gespannt sein, in welcher Weise sich dieses Institut bei der Lösung seiner Aufgabe verhalten wird »die Arbeit aller an Afrika interessierten Staaten auf einer gemeinsamen richtunggebenden Grundlage zu vereinigen«.

Ein neues *Institut für Anthropologie und Erbforschung* wurde in Berlin im Herbst 1927 eröffnet und der Leitung des Berliner Ordinarius für Anthropologie Eugen Fischer unterstellt. Fischer, der sich in seiner frühern Tätigkeit als Anatom in Freiburg auf dem Gebiet der Rassenforschung durch seine Veröffentlichung über die Rehoboter Bastards im ehemaligen Deutsch Südwestafrika bekannt

gemacht hat, wird auch weiterhin den anthropologischen Arbeiten sein besonderes Augenmerk widmen, insbesondere der Frage nach den biologischen Folgen der Rassenkreuzung. In der Abteilung des Instituts für Erblehre werden großgedachte Forschungen über Zwillingsforschung in die Wege geleitet, zu deren Unterstützung auch die Schulbehörden herangezogen worden sind. Eugenische Untersuchungen werden unter besonderer Berücksichtigung der Erscheinungen des Geburtenrückgangs angestellt. In diesem Zusammenhang ist die Mitteilung von Bedeutung, daß Heinrich Poll, früher in Berlin Assistent Oskar Hertwigs, jetzt Ordinarius für Anatomie an der Universität Hamburg, eingeladen ist im kommenden Herbst die Gedächtnisvorlesungen der Abraham-Flexner-Lecturership mit Vorlesungen über seine vererbungswissenschaftlichen Forschungen auf einer Rundreise durch die Vereinigten Staaten von Amerika in New York, Chicago, Baltimore, Philadelphia und anderen amerikanischen Städten zu verbinden.

Totenliste Ende Juni 1927 starb in Berlin der Ordinarius an der Berliner Universität *Gustav Fritsch*, in seinem 89. Lebensjahr. Er hat nicht nur Hervorragendes auf dem Gebiet der Anthropologie geleistet sondern auch auf dem der Hirnforschung bahnbrechend gewirkt. Zusammen mit Hitzig stellte er in den siebziger Jahren die Lokalisation der motorischen Zentren in der Großhirnrinde fest, die, später von Hermann Munk bestätigt, nicht nur für die Hirnchirurgie von Bedeutung wurde sondern auch zu neuen Anschauungen über die Seele führte. Fritsch' Leistung war sehr umfassend. Er unternahm verschiedene Reisen nach Südafrika, deren Ergebnisse in 2 Werken über die Eingeborenen Südafrikas zusammengefaßt sind. Von großem allgemeinen Interesse ist das Werk *Die Gestalt der Menschen* /Eblingen, Paul Neff/, für Künstler und Anthropologen geschrieben.

Im Juli starb der Professor der Geologie an der Tübinger Universität *Paul Kessler*, im Alter von 45 Jahren. Er hat eine Reihe paläontologischer und geologischer Arbeiten veröffentlicht.

Der Professor der deutschen Sprache an der Universität Tokio *Emil Junker* starb dort Anfang Juli, im Alter von 67 Jahren. Er war seit 1885 in Japan ansässig und hat sich außer um den deutschen Sprachunterricht auch um die Ostasiatische Gesellschaft, deren Vizepräsident er war, große Verdienste erworben.

Der Geologe *Henry Schroeder*, bis 1924 Direktor der Museen der Preußischen Geologischen Landesanstalt, starb im Oktober, 67 Jahre alt, in Berlin. Bei seiner Kartiertätigkeit im Harzvorland lieferte er wichtige Arbeiten über Kalilager, was zu seiner Berufung in die Kaliprüfstelle führte.

Im Januar 1928 starb im Alter von 46 Jahren in Stettin der Forschungsreisende *Otto Lutz*, der erst vor kurzem Kustos des Stettiner Naturwissenschaftlichen Museums geworden war.

Der ehemalige Ordinarius für Vulkanologie und Paläontologie an der Universität Berlin *Wilhelm von Branca* starb im März in München, im Alter von 83 Jahren. Eine Zusammenfassung seiner Forschungsergebnisse findet man in seinem Werk über den Stand unserer Kenntnisse vom fossilen Menschen.

Kurze Chronik Wichtige Aufklärung über die afrikanische Landschaft und die geographische Gliederung unübersichtlicher Gebiete des Schwarzen Erdteils haben die Luftbilder ergeben, die Arnold Heim aus Zürich auf dem mit Mittelholzer unternommenen Afrikaflug aufgenommen hat. ◊ Im August 1927 trafen in Petersburg die Mitglieder der Pamirexpedition wieder ein, die ein bisher völlig unbekanntes Schneegebirge, das *Pamirhochland*, durchforscht hat. Neben reichem wissenschaftlichen Material aller Art wurden auch bedeutende Eisenerzfelder entdeckt. ◊ Im Auftrag der Russischen Akademie der Wissenschaften wird von A. Freiman ein Ossetisch-Russisch-Deutsches Wörterbuch herausgegeben, dessen 1. Band mit den ersten 10 Buchstaben vor kurzem erschien. Die *Osseten* oder Osen sind ein iranischer Stamm, der im mittlern Kaukasus lebt. Da sie vollkommen für sich blieben, erhielten sie ihre Kultur völlig rein. Sie besitzen eine bedeutende eigene Literatur; *Hetägkatij Kosta* ist ihr bedeutendster Dichter. Im Berliner Orientalischen Seminar lehrt der osische Schriftsteller *Georg Gappo Bajew*. ◊ Am 28. Oktober 1927 fand in der *Angoratürkei* die erste Volkszählung statt. Die herrschende Scheu vor der Meldepflicht machte ein Verbot für die Bevölkerung nötig die Häuser zu verlassen; die Zählbeamten allein gingen von Haus zu Haus. Das Ergebnis ist 13,75 Millionen Einwohner, davon 1,09 im europäischen Teil der Türkei. Die Hauptstadt Angora hat 74 784 Einwohner. ◊ Der Bonner Professor *Theodor Frings*, der Spezialist für die Sprach-

geschichte und die Dialekte des Rhein- gebiets, erhielt das Leipziger Ordinariat der deutschen Sprache und Literatur, als Nachfolger Friedrich Neumanns, der an die Stelle seines Lehrers Edward Schröder nach Göttingen berufen wurde. Von Frings' Werken ist vor allem seine Rheinische Sprachgeschichte zu nennen.

◊ Als Nachfolger Alfred Hettners folgt *Johann Sölch* aus Innsbruck dem Ruf auf den Lehrstuhl der Geographie in Heidelberg. Seine Arbeiten betreffen die Gestaltbildung der Erdoberfläche sowie historische Länderkunde. ◊ Der Honorarprofessor *Richard Wilhelm*, der bekannte Frankfurter Missionar und Chinaforscher, wurde Ordinarius für China- kunde in Frankfurt. ◊ Der Ordinarius für Anthropologie und Ethnographie an der Wiener Universität *Otto Reche* folgte einem Ruf auf den Lehrstuhl für Völker- kunde in Leipzig, der seit dem Tod Karl Weules nicht besetzt war.

Literatur

Die Natur der Grenzen in ihrer geographischen und politischen Bedeutung behandelt der Geopolitiker *Karl Haushofer* /Berlin, Kurt Vowinckel/. Ausgehend von der Erkenntnis, daß Grenzen niemals Linien, stets Zonen sind, und daß die Anökumene als Niemandland immer mehr durch die sich ausbreitende Ökumene zurückgedrängt wird, rollt der Verfasser das Grenzproblem auf, das mit der Erweiterung der Bewohnbarkeit und Siedlungsverdichtung auf der Erde durch die Verschärfung der Grenzlinie als Kampf- raum, als unausgesetzt vor- oder rück- schreitendes, nicht starr zu erhaltendes Gebilde, an Bedeutung gewinnt. Aus- gezeichnetes Kartenmaterial und reiche Literaturangaben machen diese Arbeit zu einem Standardwerk moderner Geo- politik. ◊ Kultur, Politik und Wirt- schaft *Deutsch Österreichs* behandeln nach Stichworten Carl Brockhausen und Maria Klausberger in Meyers Wörter- büchern /Halberstadt, H. Meyer/: ein sehr nützliches Werk, dem Verbreitung gewünscht sei. ◊ Heinrich Spies stellte ein umfangreiches etymologisches Ma- terial zum Verständnis *Englands* unter dem Titel Kultur und Sprache im neuem England zusammen /Leipzig, B. G. Teub- ner/. ◊ Die Hauptwerke der *malay- ischen* Literatur sind als 1. Band einer Sammlung Insulinde, deren Leitgedanke Interesse beansprucht, auf die man des- halb noch zurückkommen wird, unter dem Titel Malayische Weisheit und Ge- schichte von Hans Overbeck bei Eugen Diederichs in Jena herausgegeben worden.

Geschichte / Walther Koch

**Restaurations-
epoche 1815
bis 1848**

Das 19. Jahrhundert erhielt sein Gesicht wesentlich in der Periode nach dem Wiener Kongreß, der die Napoléonischen Kriege abschloß. Das europäische Staatensystem der vorrevolutionären Epoche wurde wiederhergestellt. Doch hatte England durch die Überwältigung Napoléons einen entscheidenden Machtzuwachs erhalten. Es hatte nunmehr die unbedingte Seehegemonie. An Flottenstützpunkten behielt es Helgoland, Malta im Mittelmeer neben Gibraltar, die Ionischen Inseln am Eingang des Adriatischen Meeres, auf dem Weg nach Indien das Kapland, in Indien Ceylon. England ging mehr und mehr seine eigenen weltpolitischen Wege und bildete auch in seiner innerstaatlichen Entwicklung einen andern Typus aus als die Staatenwelt des Kontinents.

Im großen und ganzen war die Epoche von dem Wiener Kongreß bis zur Februarrevolution eine Friedensperiode. Sie ist in dem in dieser Rundschau (in diesem Band Seite 257 und folgende) besprochenen 4. Band der Weltgeschichte *Hans Delbrücks* /Berlin, Otto Stollberg & Co./ in ihren verschiedenen Bezügen so glänzend behandelt, daß es sich lohnt den darin dargestellten Zusammenhängen im einzelnen nachzugehen. Die Gesamtsituation des ganzen Zeitalters als einer Friedensperiode ist wesentlich dadurch vereinfacht, daß die Gegensätze, die in der vorhergehenden Epoche zwischen dem revolutionären Frankreich und dem übrigen, legitimistischen, Europa bestanden und ununterbrochen zu Kriegen geführt hatten, nunmehr in der Außenpolitik ausgeglichen, dafür aber ins Innere der einzelnen Staaten selbst verlegt worden sind. Die großen Ideen der Großen Revolution waren in die übrigen europäischen Staaten eingedrungen und stießen hier auf den Widerstand und die Abwehr der alten Gewalten. Und in Frankreich waren mit der Rückkehr der Bourbonen die Ideen von 1789 mehr zurückgedrängt worden, so daß sich auch hier der selbe Kampf im Innern entspann wie im übrigen Europa. So hatten sich die europäischen Staaten wieder mehr einander angeglichen. Überall standen Legitimität, Autorität, Geburtsrecht, Gottesgnadentum gegen Freiheit, Gleichheit, Demokratie, Volksrechte. Überall wurde nunmehr auch das Bündnis von Thron und Altar geschlossen, im katholischen wie im protestantischen Europa in gleicher Weise. Ausdruck

dieser neuen Gesinnung der Restaurationsepoche war die Heilige Allianz, jenes Bündnis der alten Autoritätsstaaten gegen das revolutionäre Prinzip. Im Innern der Staaten rangen alter und neuer Geist mit einander, besonders in der Verfassungsfrage. Die Vertreter des Alten wollten die alten Stände der durch die Große Revolution prinzipiell überwundenen Feudalepoche wiederherstellen, während die Anhänger des Neuen die Schaffung einer modernen Volksvertretung durch allgemeine Volkswahlen anstrebten. So dachte in Preußen die Regierung nur an eine verjüngte und verbesserte Ständeversammlung, die auf der Zusammenfassung der alten Provinzialstände aufgebaut werden sollte. Auch Freiherr vom Stein lebte ganz und gar in diesen ständischen Vorstellungen, während sein Nachfolger Hardenberg die Gefährlichkeit der ständischen Ansprüche gesehen und zurückgewiesen hat. Eine Durchbrechung des ständischen Prinzips erfolgte aber vor allem in der Wirtschaftspolitik. Während im alten Preußen Stadt und Land steuerlich streng getrennt gewesen waren, wurde nun eine allgemeine Personalklassensteuer für Stadt und Land gleichmäßig eingeführt; die Bevölkerung war nicht mehr nach Ständen sondern nach Klassen geschieden. Die Ideen des Liberalismus drangen, getragen von dem liberalen Beamtentum, zuerst in der Wirtschaft durch. Auch national wurde ja der erste Schritt zur Reichseinheit auf wirtschaftlichem Gebiet getan; durch die Gründung des Zollvereins. Gegenüber diesen wirtschaftlich-nationalen Notwendigkeiten half alle romantisch-klerikal-absolutistische Reaktion nichts mehr. Friedrich Wilhelms IV Denken, das mit seiner Zeit im Widerspruch stand, wurde von der Geschichte überholt. Neue, junghegelianische Strömungen setzten die Ideenwelt der Französischen Revolution fort und schufen in Demokratie und Sozialismus die Mächte der Zukunft. Hier rückt Delbrück deutlich von Treitschke ab, der in dem Scheitern der romantischen Reaktion und im Vordringen des demokratischen Zuges etwas Geheimnisvolles sah, weil er selbst nicht frei von ständischen Sympathieen gewesen sei. »Sobald man das Demokratische«, sagt Delbrück, »als das Notwendige und Berechtigte begreift und sieht, wie hartnäckig das Königtum und der ihm verbundene Adel sich ihm widersetzen, ist in der revolutionären Stimmung nichts Geheimnisvolles mehr.« Das Scheitern der Hoffnungen von 1848

hinterließ in Deutschland dann einen schlimmen politischen Katzenjammer, auf den Delbrück auch das Vorherrschen der pessimistischen Philosophie Schopenhauers in dem damaligen deutschen Geistesleben zurückführt. Musik und Nirwana lullten die politisch Enttäuschten in einen Dämmerzustand von Bewußtsein und Willen ein. In anderen Ländern Europas ging es weit weniger "vormärzlich" zu. Besonders Frankreich zeichnet sich in dieser Epoche durch ein starkes revolutionäres Leben aus, das immer wieder aufs neue gegen die Wiedereinsetzung der alten Mächte Sturm lief. Leidenschaftlich wurde um den Sinn der Revolution gerungen. Die Anhänger der Revolution, Napoléons und der Bourbonen traten einander scharf entgegen. Der Kampf wurde um die Staatsform selbst geführt. Fouché und Talleyrand, einst Mitarbeiter Napoléons, waren es, die die Restauration in Frankreich zu befestigen versuchten. Die klerikalen und absolutistischen Tendenzen der Restaurationsepoche stießen 1830 auf den revolutionären Widerstand des Volks. Die Tage des Bürgerkönigs begannen. Die Berufung des Herzogs von Orléans, der sich in der Großen Revolution als Philippe Egalité den Republikanern angeschlossen hatte, wird von Delbrück wie einst die Berufung des Generals Bonaparte zur höchsten Gewalt gleichzeitig als Anerkennung der Prinzipien der Großen Revolution und deren Eindämmung angesehen. Gleichzeitig entzündete sich die Revolution in Belgien. Während aber die Julirevolution in Frankreich ausgebrochen war, weil die Franzosen den Klerikalismus nicht dulden wollten, war den Belgiern ihre Regierung zu liberal. Vor allem wollten sie sich von den vorwiegend protestantisch-germanischen Holländern trennen. Belgien war damals schon der Spielball zwischen der englischen und der französischen Politik. Die Rivalitätskämpfe um den maßgebenden Einfluß in Belgien endeten damit, daß der mit dem englischen Königshaus verwandte Prinz Leopold von Sachsen-Koburg zum König gewählt wurde, der sich dann später als Witwer mit einer Tochter Louis Philippes wiedervermählte. Belgien wurde als Prellbock zwischen Frankreich und England für neutral erklärt. Im Osten spielte eine ähnliche Rolle zwischen den Großmächten Polen, das ja durch die 3 polnischen Teilungen am Ende des 18. Jahrhunderts zunächst von der Bildfläche verschwunden war. Nun brach als Nachwirkung der Pariser Julirevolution

auch in Polen die Revolution aus, die von Rußland blutig unterdrückt wurde. Die Folge war die völlige Einverleibung des bis dahin noch relativ selbständigen Kongreßpolens in das Russische Reich. Während in Frankreich der Liberalismus gesiegt hatte, gewann in Rußland-Polen der Absolutismus an Boden. Die Frage der kleinen Nationen wurde in Europa akut vor allem durch die Balkanfrage. Es suchten sich erst die Serben, dann die Griechen von dem türkischen Joch zu befreien. Der Balkan wurde zum Schauplatz des Rivalitätskampfs der europäischen Großmächte, hauptsächlich Rußlands auf der einen, Österreichs auf der andern Seite. Dahinter stand der britische Imperialismus als Gegner der großrussischen Expansionsbestrebungen. Österreich mußte als absolutistisch regierter Völkerstaat überall in Europa das Aufwachen der kleinen Nationen befürchten. Vor allem mußte es die nationale Bewegung in Deutschland und in Italien zu vereiteln suchen, da es hier in seiner Existenz bedroht wurde. Die Napoléonische Gründung eines Königreichs Italien und die Proklamierung der liberalen spanischen Verfassung in Neapel im Jahr 1812 hatten das italienische Nationalgefühl geweckt. Es bedrohte von nun an die österreichische Hegemonie in Italien. Hier war es vor allem Mazzini, der publizistisch für eine demokratische italienische Republik arbeitete. Über ihn erschien vor kurzem eine Spezialstudie Otto Voßlers Mazzinis politisches Denken und Wollen in den geistigen Strömungen seiner Zeit als Beiheft der Historischen Zeitschrift /München, R. Oldenbourg/. In Österreich versuchte Metternich sein absolutistisches System in Europa durchzusetzen. Seine Gestalt ist in letzter Zeit in der Geschichtswissenschaft aufs neue umstritten. Während sich die meisten seiner Zeitgenossen und Nachfahren in der schärfsten Verurteilung seiner Bestrebungen und Methoden einig waren, versuchte neuerdings der Wiener Historiker Heinrich von Srbik in einer groß angelegten Biographie eine Rettung Metternichs, den er als einen bedeutenden Staatsmann hinstellt, der nur aus seiner Zeit heraus zu verstehen sei. Gegen diese günstige Beurteilung der Erscheinung Metternichs wendet sich ein anderer Wiener Historiker, Viktor Bibl, der an der Hand eines neu entdeckten Briefwechsels Metternichs mit dem bayerischen Staatsminister Wrede die Unhaltbarkeit der Srbikschen Idealisierung Metternichs nachweist (Metternich in

neuer Beleuchtung (Wien, L. W. Seidel/). Danach scheint doch die bisher überwiegende kleindeutsche Verurteilung der Politik Metternichs zu Recht zu bestehen. Metternich ging nicht den Weg einer organischen Weiterbildung der alten Landstände zu einem föderalistischen Völkerstaat, der vielleicht das Schicksal Österreich-Ungarns hätte wenden können, wie das Bibl schon früher in seinem Werk *Der Zerfall Österreichs* nachzuweisen gesucht hat. In *Srbik* und in *Bibl* stehen konservative und liberale Geschichtsbetrachtung einander gegenüber, die nach dem Zusammenbruch von 1918 aufs neue einander bekämpfen.

Wie heute war auch in der Restaurationsepoche bei aller Zerrissenheit Europa doch eine kulturelle und politische Einheit, die alle nationalen Freiheitsbewegungen gemeinsam erschütterten. Der Ausgangspunkt war in dieser Zeit fast immer Frankreich, während England gerade damals die revolutionären Tendenzen überwand. Das englische Volk zeigt sich trotz aller Differenzierung sowohl religiös wie sozial viel geschlossener, uniformer als das französische, das von den heftigsten Gegensätzen weltanschaulicher wie politischer Art zerrissen wurde. England hatte in seinem Gegensatz zur Französischen Revolution und zu Napoléon konservativ an seiner alten Tradition festgehalten. Erst die Verbindung mit dem Freiheitskampf der spanisch-amerikanischen Kolonien ließ die britischen Staatsmänner wieder liberalere Töne anschlagen, um daraus Kapital für ihre imperialistischen Ziele zu schlagen. Canning wünschte 1825, »daß an der englischen Freiheit auch andere Völker ihre Fackel entzündeten«. Die Unabhängigkeit der spanischen Kolonien wurde von England anerkannt. Dagegen lastete auf den Iren in England selbst schwer der Druck Englands sowohl in religiöser und wirtschaftlicher wie politischer Beziehung. Katholikenemanzipation und Parlamentsreform erst schufen die Möglichkeit weiterer Entwicklung. Wir kennen die trostlose, erschütternde soziale Bedrückung der englischen Arbeiter dieser Zeit durch die Schilderungen Charles Dickens'. Auch der junge Friedrich Engels hat diese Zeit in seinem berühmten Buch *Die Lage der arbeitenden Klasse in England* behandelt. Die Chartisten, die zwar keine direkten sozialistischen Forderungen aufstellten, deren Konsequenz aber radikaler Natur war, kamen dennoch nicht zur Macht im Jahr 1848, in dem wenigstens vorübergehend in Frankreich die

Arbeiterklasse siegte. Obwohl die sozialen Verhältnisse in dem stärker industrialisierten England schlechter als in Frankreich waren, hat dennoch die Revolution in Frankreich gesiegt, ist sie in England unterlegen. Delbrück führt diese auffallende Tatsache darauf zurück, daß in Frankreich die bewaffnete Macht, die Nationalgarde, gegen die Regierung war, während sich in London die bewaffneten Bürgerwehren der sogenannten Spezialkonstabler um die Regierung zu ihrem Schutz scharten.

In Frankreich gewinnen 1848 die Arbeitermassen zum erstenmal wirklichen Einfluß im Staatsleben. Während zur Zeit der Babeuf'schen Verschwörung im Jahr 1796 noch keine große Kluft zwischen Kleinbürgertum und Arbeiterklasse bestand, entstehen nun das Klassenbewußtsein der Arbeiterschaft und die sozialistische Bewegung. Jetzt greift auch nach Delbrück der Klassenkampf direkt ins politische Geschehen ein. Der Abfall der Nationalgarde, ein Ausdruck der Unzufriedenheit des französischen Bürgertums mit der Regierung Louis Philipps, brachte die Monarchie des Bürgerkönigtums zum Sturz, führte die Errichtung der Republik herbei. Nach dem Sturz der Monarchie mußte es mit dem Fortfall des gemeinsamen Gegners zur Spaltung der revolutionären Front in Bürgertum und Proletariat führen, was Karl Marx in seinen verschiedenen historischen Schriften in so klassischer Form auseinandergesetzt hat. Das Ergebnis ist die Errichtung des Kaiserreichs Napoléons III. Erstaunlich ist es, daß Hans Delbrück sich in keiner Weise mit der Darstellung dieser Vorgänge durch Marx auseinandergesetzt hat, was doch weit fruchtbarer gewesen wäre als eine Polemik gegen Kautskys Ansichten über die Klassenverhältnisse der Französischen Revolution. Die Jahre nach 1848 bedeuten die entscheidende Wende in der Entwicklung des 19. Jahrhunderts, das nunmehr in dem Zeitalter Napoléons III und Bismarcks neue Bahnen beschrift.

Ausgrabungen Einen kulturell hochinteressanten Fund ergaben die französischen Ausgrabungen in Byblos in Syrien, die einen Königsfriedhof dort bloßlegten. Von Byblos gingen etwa von 3500 vor Christus an schon Zedernschiffe nach Agypten. Die Inschrift des Königssarkophags stellt das älteste Beispiel des phönikischen Alphabets dar. Agyptische, mykenisch-kretische und hettitische Einflüsse gehen hier offenbar durcheinander.

In der Archäologischen Gesellschaft in Berlin berichtete der Leiter des Deutschen Instituts für ägyptische Altertumskunde Ludwig Borchardt über die Ausgrabungen bei der Stufenpyramide von Sakarra, die das Grabdenkmal eines Königs Djeser /etwa 3400 vor Christus/ und Gräber von Damen seines Hofes freilegte und die ältesten Beispiele der Verwendung von Haustein in Ägypten darstellten. Sie zeigen auch, daß die Pflanzensäule in Ägypten bedeutend früher auftritt als man bisher annahm. Diese Grabbauten erinnern fast an hellenistisch-griechische Architektur.

Ein aus dem Jahr 2200 vor Christus stammendes Gebäude, das wertvolle Aufzeichnungen, besonders Rechnungen, enthält, wurde von einer vom Britischen Museum und dem Museum der Universität Pennsylvania nach Ur in *Chaldäa* entsandten Expedition dort aufgefunden. Es soll vom König Nabonidas für seine Tochter errichtet worden sein.

Seit längerer Zeit waren bei den Museumsverwaltungen Keilschrifttafeln aufgetaucht, deren Herkunft nicht feststellbar war. Nun wurden bei Ausgrabungen in Kültepe, nordöstlich von Cäsarea, Backsteinkammern aufgedeckt, die eine Menge solcher Tafeln enthalten. Es sind die Archive großer Kaufleute mit Briefwechseln, Verträgen, Urteilen, die in der ältesten Form des Assyrischen geschrieben sind und bis zu der Zeit um 2100 vor Christus zurückreichen. Wahrscheinlich lag hier ein altes wichtiges Zentrum für Assyrien und Kappadokien. Darauf deuten auch die Überreste eines riesigen Palastes hin, die auf einer beherrschenden Terrasse freigelegt wurden.

Vor dem Krieg wurde durch Weill die lange erörterte Frage gelöst, wo die Stadt Davids gelegen habe. Er stellte fest, daß ihr Mittelpunkt der Berg Ophel gewesen sei, wo die von David eroberte Burg der Jebusiter gelegen hat. Eronmehr wurden durch die seit 1923 freigegebenen Grabungen südlich des Tempelgebiets die Königsgräber von Juda und das Davidgrab freigelegt. An der Westseite dieses Gebiets wurde eine Reihe von unterirdischen Felsgräbern entdeckt, die nicht früher als um das Jahr 1200 vor Christus entstanden sein können.

Mit Unterstützung der italienischen Regierung wird jetzt die Ausgrabung der bisher fast unerforschten Etruskerstadt Rusellae bei Grosseto in Toscana betrieben. Rusellae gehörte zu den 12 alten Bundesstädten der Etrusker und war durch die Quellen der Bagni di Roselle besonders berühmt. Gelegentlich

des Internationalen Etruskerkongresses wird in Florenz eine Zentrale für das Studium der etruskischen Frage geschaffen. Antonio Minto, der Direktor des Etruskischen Museums, leitet auch die Ausgrabungen bei Grosseto.

Das Urgeschichtliche Forschungsinstitut zu Tübingen hat durch Hans Reinerth auf dem Geisbühl bei Entringen ein Wohnhaus aus der *Hallstattzeit* freilegen lassen, das einen Wohnraum mit rundem Herd in der Mitte sowie einen Küchenraum mit Backofen enthält, und das auf 31 Rundpfosten gestützt ist. Die Wände bestanden aus Flechtwerk und lehmartigem Bewurf.

Bei Ausgrabungen im alten *Chalcedon*, dem heutigen Kadiköy bei Konstantinopel, wurde eine technisch außerordentlich kunstvolle Wasserleitung entdeckt, in die noch verschiedene Zweigleitungen einmünden. An dieser Leitung lagen große Bauwerke wie Theater, Paläste, Tempel; man will durch weitere Grabungen auch diese freizulegen suchen.

Im Osten der Stadt Trier sind seit geraumer Zeit Ausgrabungen gemacht worden, die wertvolle Funde aus der Römerzeit brachten. Ein weitverzweigtes römisches Tempelgebiet wurde freigelegt. Es handelt sich um verschiedene Tempelanlagen, nach den Inschriften einen Jupiter- und einen Merkurtempel. In dem letzten, dem wertvollsten Fund, steht noch die zum Teil erhaltene Götterfigur. Vor der Afrakapelle in Speyer traten gelegentlich von Kanalisationsarbeiten bedeutende Altertumsdenkmäler zutage, zertrümmerte Plastiken römischer Gottheiten, bei denen noch Reste von Bemalung feststellbar sind. Möglichenfalls befand sich hier eine Kultstätte des persischen Lichtgotts Mithras. Eine gleichfalls aufgefundene Kreidesäule zeigt an der Oberseite das griechische Christusmonogramm. Auch Bruchstücke eines Jupiter- und Juno-Altars fanden sich vor. In Augsburg wurden in der Nähe des Doms die Grundmauern eines alten Jupitertempels freigelegt, den man für den Haupttempel von Augusta Vindelicorum hält. Darauf läßt wenigstens eine Anzahl Inschriften schließen, die man nebst bemalten Friesen auf einer Reihe von Tafeln ausgrub. Auch ein römischer Friedhof wurde in einem andern Teil Augsburgs ans Licht gebracht, mit wertvollen Gefäßen, Schmuckgegenständen und Gläsern. All dies sowie die gefundenen Fresken wurden dem Augsburger Maximilianmuseum übergeben. Auf dem Wienerberg in Ödenburg wurden Reste eines römischen Amphitheatrs ent-

deckt, unter dem sich wahrscheinlich ein Nemesistempel befunden hat, wie sich aus Reliefbruchstücken ergibt. Bei den Ausgrabungen, die von italienischer Seite bei Leptis Magna stattfinden, wurde ein vorzüglich erhaltener Palast zutage gefördert. Der von Septimius Severus erbaute Palast ist eines der wertvollsten Ausgrabungsdenkmäler überhaupt. In Oberschlesien wurden in der Odeniederung von Gogolin *altgermanische* Urnengräber aus dem 3. Jahrhundert nach Christus freigelegt, an einer andern Stelle Urnengräber aus der jüngern Bronzezeit, etwa 1100 vor Christus. Im Staat *Vera Cruz* bei Orizaba wurden weiträumige Reste einer großen, Jahrhunderte lang verschütteten Stadt ausgegraben. Bisher wurden 4 Pyramiden mit über 100 Grabkammern freigelegt, die wertvolle Überreste und Gebrauchsgegenstände enthielten.

Totenliste Ende September 1927 starb in Chislehurst einer der bedeutendsten englischen Historiker, *W. C. Bolland*, 72 Jahre alt. Sein Forschungsgebiet war die Geschichte des englischen Mittelalters, insbesondere die Zeit Eduards I und II. Hauptquelle seiner geschichtlichen Studien waren die schwer lesbaren englischnormanischen Texte, die er entzifferte. Einige Tage später verlor auch Frankreich einen seiner namhaften Historiker: *Georges Pariset*, der in Straßburg starb. Von elsässischem Ursprung, lebte er während seiner Studienzeit als Korrespondent des Temps längere Zeit in Berlin, wo er in den preußischen Archiven den Stoff für seine Dissertation Staat und Kirche in Preußen unter Friedrich Wilhelm I sammelte; 1896 promovierte er damit in Paris. Er war dann Universitätslehrer in Nancy, bis er 1919 als Dozent an die Universität Straßburg kam. Er gründete hier das Institut für Geschichte der Gegenwart. Unter seinen Arbeiten sind die bedeutendsten die über das revolutionäre Frankreich und über das Napoléonische Kaiserreich in dem von seinem Lehrer Ernest Lavisse herausgegebenen Sammelwerk der Geschichte Frankreichs. Ende Oktober starb in Badenweiler der Professor für mittelalterliche Geschichte an der Universität Freiburg *Georg von Below*, 70 Jahre alt. Er begann seine Lehrtätigkeit als Privatdozent in Marburg 1886. 1889 wurde er außerordentlicher Professor in Königsberg, dann ordentlicher Professor in Münster, Marburg, Tübingen und schließlich 1905

in Freiburg. Below widmete sich vor allem der Geschichte des Mittelalters. Sein Hauptwerk behandelt die deutsche mittelalterliche Städtegeschichte. Seine besondere Bedeutung hat Below als kritischer Geschichtsforscher, der auf verfassungsgeschichtlichem Gebiet mit juristischer Präzision gearbeitet hat. Von der Stellung Belows zur mittelalterlichen Kaiserpolitik war gerade das letztmal in dieser Rundschau (in diesem Band Seite 255 und folgende) die Rede. Im Januar 1928 starb im Alter von 62 Jahren der amerikanische Historiker und Politiker *Archibald Cary Coolidge*, dessen Hauptwerk Die Vereinigten Staaten als Weltmacht ihm einen Namen gemacht hat. Er schrieb auch eine Arbeit über den Ursprung des Dreibunds. Er hatte in Deutschland Studien getrieben, promovierte in Freiburg und wirkte 1913 als Austauschprofessor in Berlin. Auf der Versailler Friedenskonferenz war er amerikanischer Delegierter.

Kurze Chronik In der Pariser Nationalbibliothek wurde zu Anfang dieses Jahres eine *Ausstellung von Revolutionsdokumenten* eröffnet, von Plakaten, Maueranschlägen, Bildern, Stichen, Medaillen aus der Zeit der Großen Revolution. Darunter waren historische Stücke von einzigartigem Wert; so die Dekrete zur Einberufung der Stände, der Befehl Ludwigs XVI an seine Schweizer beim Sturm des Volkes auf die Tuilerien die Waffe nicht zu gebrauchen, das Abschiedsschreiben der Königin Marie-Antoinette. Auch die Druckabzüge, die Marat gerade im Augenblick seiner Ermordung durchsah, waren zu sehen; sie zeigen zahlreiche Blutspuren. Den Abschluß der Ausstellung bildete die Proklamation Napoléons vom 19. Brumaire. \diamond Die *Bibliothek Rankes* besteht heute noch in dem Zustand, in dem er sie hinterlassen hat; aber nicht in Deutschland sondern in der kleinen amerikanischen Universitätsstadt Syracuse. Außer 16- bis 20 000 Bänden umfaßt sie 430, größtenteils italienische Manuskripte, die noch gar nicht katalogisiert sind. \diamond Auf den an der Universität Marburg neuerrichteten Lehrstuhl für Prähistorie wurde der Direktorialassistent am Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz *Gero Merhart von Bernegg* berufen. \diamond Als Nachfolger Alfred Wiedemanns wurde *Hans Bonnet* aus Leipzig Professor der Ägyptologie in Bonn. \diamond Walter Elze *habilitierte* sich an der Universität Berlin für das Fach der neuern Geschichte.

Hygiene / Hans Kollwitz**Seuchenbekämpfung**

Den Seuchen gegenüber, die in früheren Jahren eine politisch bedeutungsvolle Rolle spielten (denn sie konnten die Bevölkerung einer Stadt stärker dezimieren als es das Schwert tat, sie konnten die Wirtschaft eines Landes ruinieren und Kriege entscheiden), hat man im allgemeinen das Gefühl, daß sie wie wilde Tiere in unzivilisierten Ländern leben, ihr Einbruch nicht zu befürchten ist, und daß diejenigen Seuchenkrankheiten, die wir bei uns noch haben, ungefähr die Rolle domestizierter Tiere spielen. Man kann sich daher den Ernst der Virchowschen Mahnung nicht recht klarmachen: »Epidemien gleichen großen Warnungstafeln, aus denen der Staatsmann von großem Stil lesen kann, daß in dem Entwicklungsgang seines Volkes eine Störung eingetreten ist, welche selbst eine sorglose Politik nicht länger übersehen darf.« Aber ein Blick auf die Statistik kann uns belehren. Um nur ein paar Zahlen zu nennen: Diphtherie hat eine Durchschnittssterblichkeit von 10 %, Masern im 1. Lebensjahr, dem widerstandsunfähigsten Alter, eine Sterblichkeit bis zu 30 %, etwa ein Zehntel aller Todesfälle geht auf Tuberkulose. Und ebenso belehrt uns gefühlsmäßig stark das plötzliche Auftreten von schweren Diphtheriefällen, wie kürzlich in Berlin, darüber, daß die Seuchen zwar in ihrer gewöhnlichen Ausdehnung nur unter der Asche glimmen, aber auch wieder einmal auflodern können. Wenn wir hier aber fragen, warum plötzlich wieder einmal die Seuchen auflodern, die bisher scheinbar geruht haben, so stehen wir schon vor der ersten der Fragen, die wir nicht beantworten können.

Vergegenwärtigen wir uns, was wir vom Wesen, und was wir von einer wesentlichen Bekämpfung der Seuchen wissen. Als sicher wissen wir von den Infektionskrankheiten, die summiert sich als Seuchen auswirken, daß sie durch lebende Erreger hervorgerufen werden und durch diese direkt oder durch Vermittlung von Zwischenwirten, wie bei der Malaria, beim Fleckfieber usw., von Mensch auf Mensch übertragen werden. Soweit wir, wie bei Masern, Kinderlähmung, Scharlach, die Erreger nicht oder nicht sicher kennen, können wir durch Vergleichung mit den anderen Infektionskrankheiten auch bei ihnen auf lebende Erreger schließen. Ferner kennen wir die Daten der Inkubationszeiten der verschiedenen Krankheiten, das heißt die Zeit zwischen

Ansteckung und Ausbruch der Krankheit, und wir kennen Art und Dauer des Verlaufs. Damit aber sind wir an der Grenze des altbebauten Landes angelangt. Es fehlt uns die genaue Kenntnis, warum der eine Mensch empfänglich für eine Krankheit ist, der andere nicht; warum ein Mensch zu verschiedenen Zeiten verschieden empfänglich ist, zum Beispiel als Schwester in einer Diphtheriestation monatelang unversehrt pflegen kann, um dann doch plötzlich zu erkranken. Wir wissen, daß einige Krankheiten durch ihr Überstehen dem Menschen Immunität, das heißt Unempfänglichkeit für sein weiteres Leben verleihen, daß andere Krankheiten, wie Ruhr, Grippe, den selben Menschen öfter befallen können. Wir wissen, daß Tiere für gewisse Menschenkrankheiten unempfänglich sind, und umgekehrt; haben aber in Erfahrung gebracht, daß, wenn wir die Tiere unter für sie abnorme Bedingungen bringen, sie nicht mehr ihre Immunität bewahren. Wir erklären uns die Tatsache der Immunität nach durchgemachten Krankheiten dadurch, daß die Gegenkörper, vermittelt derer der Mensch die Krankheit überwindet, in seinem Blut bleiben und den betreffenden Krankheitserregern bei jeder Neuinvasion die Weiterentwicklung abschneiden. Massenanzwendung biologischer Reaktionen hat uns nun darüber belehrt, daß die Immunität des Menschen gegen eine Krankheit nicht von vornherein gegeben ist sondern von den meisten im Lauf des Lebens erworben wird, und zwar, wenn dem Betreffenden von einer diesbezüglichen Erkrankung nichts bewußt ist, wohl durch Infektionen, die unter der Schwelle krankmachender Erscheinungen geblieben sind. So können wir durch die Schickreaktion das Anwachsen der Immunität gegen Diphtherie von Jahr zu Jahr verfolgen und ebenso durch die Dickreaktion die gegen Scharlach. Die Diphtherieimmunität bei der großstädtischen Bevölkerung beträgt nach Degkwitz bei der Geburt 85 % (infolge der Übernahme von Immungstoffen aus dem mütterlichen Blut), am Ende des 1. Lebensjahrs 9 %, des 4. Lebensjahrs 40 %, des 9. Lebensjahrs 68 %, des 14. 80 %, des 30. 88 % und jenseits dieser Zeit 99 %. Außerdem ist für die Erkrankungskurve die Virulenz des Bakterienstammes entscheidend; man kennt Bakterienstämme, die leichte, andere, die schwere Erkrankungen machen. Die Virulenz der Bakterien pflegt gegen Ende von Seuchenzeiten abzunehmen. Auch haben uns die Versuche Neufelds und amerikanischer Autoren mit Infek-

tionen in einem Mäusedorf sehr interessant, bisher aber noch nicht immer sicher deutbar gezeigt, wie Infektionen, die schon ganz erloschen waren, wieder aufflammen können, sofern neue Tiere in das Dorf hineingesetzt werden, und dann auch schon lange dort befindliche, bei der ersten Epidemie überlebende Tiere ergriffen werden können. Abhängig ist die Durchseuchung eines Volkes, das heißt die hochprozentig verbreitete Immunität einer Infektionskrankheit gegenüber, auch von dem Weg, auf dem von dem Erkrankten aus die Neuinfektion erfolgt. Krankheiten, deren Erreger durch Kot und Urin ausgeschieden werden, wie Typhus, Cholera, Ruhr, bleiben unter einigermaßen hygienischen Verhältnissen auf einen engsten Kreis beschränkt; infolgedessen erlangen breitere Massen infolge fehlender, auch unterschwelliger Infektion, keine Immunität. Anders ist es bei den Krankheiten, die durch Tröpfchen beim Sprechen, Husten, Niesen von den Atmungswegen aus verbreitet werden. Dagegen gibt es keinen Schutz: siehe Grippe, Masern, Keuchhusten, Windpocken und andere, zumal wenn diese Kranken schon infektiös sind, bevor deutliche Krankheitserscheinungen vorliegen, zum Beispiel bei Masern. Das erklärt es uns auch, warum Masern, Windpocken usw. speziell als Kinderkrankheiten gelten. Nicht weil nur Kinder für sie empfänglich wären, sondern weil, infolge der Unmöglichkeit des Schutzes und der großen Verbreitung der betreffenden Infektionserreger, fast alle Kinder die betreffenden Krankheitserreger aufschnappen, wenn noch nicht in der Kleinkinderzeit, so doch wahrscheinlichst in der Schule, und sich durch das Überstehen eine Immunität erwerben, so daß unter den Erwachsenen nur ein ganz geringer Prozentsatz bleibt, der überhaupt noch empfänglich ist. Eine Rolle bei der Verbreitung von Infektionskrankheiten spielen auch die Dauerausscheider, das heißt anscheinend von der Krankheit Genesene, die wohl immun gegen die Gifte der Bakterien geworden sind, diese Bakterien aber noch weiter beherbergen und ausscheiden, wie Diphtherie- und Typhusbazillendauerausscheider, von denen diese im Krieg für das Heer eine große Gefahr bedeuteten, jene im Frieden für die Schule. Und noch gefährlicher sind die Bazillenträger, Personen, die Bazillen beherbergen und ausscheiden, ohne daß eine Krankheit vorausgegangen ist. Noch gefährlicher sind sie als die Dauerausscheider, weil man sie nur durch Zufall entdeckt, während man jene leicht ent-

decken könnte, sofern man Erkrankte, nach ihrer Genesung, bakteriologisch weiter verfolgt. Erschwert wird der Einblick in die noch nicht ganz übersichtlichen Immunitätsverhältnisse auch dadurch, daß der Grad der Immunität beim selben Individuum entsprechend seinem sonstigen Zustand schwankt. So ist er bei der Frau von den Phasen ihres Sexuallebens, von Menstruation und Schwangerschaft, abhängig, so wird die Immunität durch Erkältungen, durch Überarbeit, durch andere Infektionskrankheiten herabgesetzt, wie beispielsweise masernkranke Kinder für andere Infektionen, wie Keuchhusten, Tuberkulose, besonders empfänglich sind. Auch wirtschaftlich ungünstige Verhältnisse setzen die Immunität herab; so ist die Diphtheriesterblichkeit bei schlechten Wohnungsverhältnissen höher.

Die Abhängigkeit der Häufigkeit von Erkrankungen und Todesfällen von wirtschaftlichen Verhältnissen läßt sich besonders für chronische Infektionskrankheiten nachweisen. So hat Georg Wolff in mehreren Arbeiten auch statistisch nachgewiesen, wie die Höhe der Tuberkulosesterblichkeit viel weniger von mehr oder minder guter Luft abhängt als vielmehr von mehr oder minder großer Wohlhabenheit; in Industriestaaten, in denen die Lage der Arbeiter infolge von Organisation, Aufklärung, Löhnen, verhältnismäßig gut ist, ist auch die Sterblichkeit an Tuberkulose geringer als in Agrarstaaten mit einer unter schlechten Verhältnissen lebenden Bevölkerung. Die Bekämpfung der Seuchen baut auf unseren bakteriologischen Kenntnissen auf. Die ideale Waffe wäre eine Vernichtung der Krankheitserreger im menschlichen Körper, womit sowohl eine Gesundung des erkrankten Individuums wie eine Verhinderung der Weiterverbreitung der Krankheit durch dieses Individuum erreicht wäre. Diese therapia magna sterilisans fehlt uns aber noch, und so bleibt nichts übrig als die Bakterien beim Verlassen des Körpers unschädlich zu machen, was durchgreifend nur bei den Krankheiten möglich ist, bei denen die Erreger mit Kot oder Urin ausgeschieden werden, das heißt, daß die wichtigen Infektionskrankheiten der Atmungswegen von dieser Vernichtung nicht oder nur unvollkommen erfaßt werden. Die Vernichtung der Krankheitserreger, die Desinfektion, wurde früher nur schematisch und oft gänzlich wirkungslos zum Schluß der Krankheit durch Genesung oder Tod angewendet, wenn inzwischen vom Kranken aus schon wieder

neue Infektionen erfolgt waren. Jetzt spielt die laufende Desinfektion eine bedeutendere Rolle, die Desinfektion am Krankenbett, bei der das Bestreben ist die Keime gleich nach Verlassen des Körpers zu vernichten. Die andere Waffe ist die der Immunisierung, wobei man die passive und die aktive Immunisierung unterscheidet. Bei der passiven einverleibt man dem Menschen, der sich in der Nähe eines Infektionskranken aufhält, also gefährdet ist, Serum von Tieren, denen man nach und nach steigende Mengen einer bestimmten Bakterienart injiziert hat, und die auf diesem Weg Gegengifte gegen das Bakteriengift gebildet haben. Der so behandelte Mensch hat nun, wenn sich die Krankheit in ihm entwickeln will, schon Gegengifte in sich, so daß die Krankheit gar nicht oder nur schwächer zum Ausbruch kommt. Freilich verschwinden nach einigen Wochen diese Gegengiftmengen aus seinem Blut, und er ist dann wieder ungeschützt. Oder man versucht durch aktive Immunisierung die Wirkung der natürlichen Immunisierung durch eine Erkrankung nachzuahmen, das heißt man regt die Zellen des menschlichen Organismus zur aktiven Gegengiftbildung dadurch an, daß man ihm abgeschwächte oder abgetötete Bakterien oder irgendwie gebundenes Bakteriengift injiziert. Auf diesem Prinzip beruht die Pockenimpfung, auf diesem Weg hat man im Krieg gute Erfolge in der Typhus- und Cholera-bekämpfung erzielt, und dies ist der neue Weg der Diphtheriebekämpfung. Eine weitere Waffe liefert die Gesetzgebung, die Landes- und Reichsgesetze, und zwar durch die Anordnung der Beobachtung der Kranken durch den beamteten Arzt, eventuell zwangsweise Absonderung, Verkehrsbeschränkungen, Desinfektionsbestimmungen, Ungezieferbekämpfung, sowie die über die Landesgrenzen hinübergreifenden Vereinbarungen der Staaten auf hygienischem und sanitätspolizeilichem Gebiet. Zurzeit existieren 2 Körperschaften, die mit dieser Aufgabe betraut sind: das Internationale Gesundheitsamt in Paris und das Hygienekomitee des Völkerbunds. Zum Schluß wäre noch hervorzuheben, daß zu wirkungsvollem Kampf gegen den innern Feind, das heißt gegen die nicht nach Deutschland hineinverschleppten sondern hier heimischen Seuchen, wie Tuberkulose, Scharlach, Diphtherie und andere, noch einige Handhaben erforderlich sind, so die Vereinheitlichung der buntscheckigen Seuchengesetze der verschiedenen deutschen Länder zu einem

neuen Reichsseuchengesetz. Dann als Kampfmittel besonders gegen den Typhus ein Ausfuhrverbot für Milch aus verseuchten Gegenden. Ferner müßte, da Krankenhausbehandlung der Infektionskranken im Gemeininteresse liegt, diese unentgeltlich erfolgen. Schließlich wird man vielleicht nicht umhin können die Zwangsmaßnahmen, die in Notfällen gegen Infektionskranke zur Verfügung stehen, auch auf Bazillenträger und Dauerausscheider auszudehnen, wenigstens sofern sie in Nahrungsmittelbetrieben beschäftigt sind, wenn auch die manchmal mehrmonatige Dauer der Bazillenausscheidung eine Isolierung oder Geschäftsbeschränkung sehr erschwert. Wichtiger aber als Immunisierung und Desinfektion und Gesetzgebung würde den Seuchen gegenüber, vor allem der chronischen Seuche Tuberkulose, eine Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse der breiten Massen der Bevölkerung sein, wie aus den obigen Anmerkungen über den Zusammenhang zwischen Tuberkulose und sozialer Lage hervorgeht. Eine vorzügliche Einführung in die oben geschilderten epidemiologischen Fragen gibt der Bakteriologe des Berliner Hauptgesundheitsamts Erich Seligmann in seinem Buch *Seuchenbekämpfung* /Berlin, S. Karger/.

Milchgefahren Mit der Erkenntnis von der Zweckmäßigkeit der Milch als Volksnahrungsmittel (als Volksnahrungsmittel schon deshalb, weil sie bei niedrigem Preis hochwertiges Eiweiß und außerdem Vitamine enthält) geht die Steigerung ihres Verbrauchs noch nicht Hand in Hand. Die von den 10 Millionen Kühen in Deutschland gewonnene Milch hat einen Wert von 4 Milliarden Mark, in deutschen Städten kommt auf den Kopf der Bevölkerung täglich zirka $\frac{1}{5}$ Liter, in amerikanischen zirka $\frac{3}{4}$ bis 1 Liter Milch. Während aber der Milchverbrauch, wenn auch nur langsam, zunimmt, vergrößert sich durch das Herausrücken der Landwirtschaft die Entfernung, die die Milch von ihrem Erzeugungsort bis zum Verbraucher zurückzulegen hat, und damit vergrößern sich auch die Gefahren der Zersetzung und Schädigung durch Keime. So hatte in Mannheim vor dem Krieg der Liter Milch durchschnittlich 58 Kilometer zu durchlaufen, jetzt 123 Kilometer. Die Milch, die in den Städten erzeugt wird und direkt vom Erzeuger in die Kanne des Verbrauchers geht, beträgt in den Städten nur 3 bis 10, in Berlin 15 % der verbrauchten Milch. Das heißt, daß

wir ohne Sammelmilch nicht auskommen können, trotz der jederzeit möglichen Gefährdung der Sammelmilch durch auch nur kleinere Beimengungen schädlicher verunreinigter Milch. Die Verunreinigungen, denen die Milch ausgesetzt ist, sind durchaus nicht immer nur von ästhetischer Wirkung. Entweder sind es bei unreiner Gewinnung von Milch Keime von Heubazillengruppen, die die Milch ungenießbar machen, oder es ist eine abnorm hohe Anzahl von Milchsäurebakterien, oder es können, als menschengefährdende Keime, Tuberkel- oder auch Typhus- und Ruhrbazillen sein. Während die Tuberkelbazillen in der Milch für gewöhnlich von den Kühen stammen, die an Enter- oder anderer Tuberkulose leiden (30 bis 40 % allen Schlachtviehs sind tuberkulös), gelangen Typhus-, Paratyphus- und Ruhrbazillen immer durch die Milchgewinner (entweder bazillenausscheidende Schweizer oder bazillenhaltiges Wasser) in die Milch. Während die Anzahl der Tuberkuloseinfektionen durch Tuberkelbazillen enthaltende Milch nicht sicher abzuschätzen ist, hat man die der Typhusinfektionen ziemlich sicher festlegen können; so wurde in Preußen 1925 bei 673 Typhusfällen Milch als die Infektionsquelle festgestellt. Während aber bei der Typhusepidemie in Anklam zahlreiche Erkrankungen erfolgten, gelang es in Berlin, das einen Teil seiner Milch aus eben der Anklamer Molkerei bezog, die die Quelle der Infektion war, Typhuserkrankungen vollkommen zu verhindern, und zwar durch die Kontrolle, der der größte Teil der in Berlin eingeführten Milch unterworfen wird. In vielen deutschen Großstädten ist die Kontrolle und meiereiartige Verarbeitung der Milch Genossenschaften übertragen worden, zum Teil haben die Kommunen selbst diesen Teil der Milchbewirtschaftung übernommen. Zur Erzielung größtmöglicher Sicherheit der Bevölkerung wird deshalb von den meisten Fachleuten (siehe die Arbeit Sommerfelds Die Milchversorgung der Großstadt, im 381. Heft der Berliner Klinik, und die Referate auf der 48. Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Öffentliche Gesundheitspflege) ein Reichsmilchgesetz für erforderlich gehalten. Dieses Gesetz müßte eine Kontrolle der Milch-erzeuger vorsehen, ferner Bestimmungen über die Tiefkühlung am Ort der Erzeugung oder an Sammelstellen enthalten, sowie solche über die Reinigung und Pasteurisierung der Milch an den Sammelstellen, die das zurzeit sicherste

Verfahren zur Abtötung der Keime ist (wobei freilich ein Teil der Vitamine, aber nur das hauptsächlich für den Säugling wichtige antiskorbutische Vitamin, vernichtet wird), endlich den Milchverkauf konzessionspflichtig machen. Unbedingt erforderlich wäre auch das Verbot des offenen Verkaufs von Milch. Eine Gewinnung und Weiterleitung der Milch auf so einwandfreie Weise, daß sie wie die gute Säuglingsmilch roh gewonnen werden könnte, kommt der etwa 3mal so hohen Gestehungskosten wegen nicht in Frage, doch wäre der gelegentlich eingeschlagene Weg durch Bezahlung der Milch nach Fett- und Schmutzgehalt den Eifer des Produzenten anzuregen vielleicht weiter zu verfolgen.

Kurze Chronik Aus dem Bericht des Reichsgesundheitsamts für 1926 über den Bevölkerungsbestand in den Gemeinden mit mehr als 15 000 Einwohnern, das heißt für 25 Millionen der Bevölkerung Deutschlands, ergibt sich, daß die Todesfälle an Tuberkulose geringer geworden sind. Auf 101,6 *Todesursachen* kommen 9,9 auf Tuberkulose, 11,08 auf Krebs und andere bösartige Neubildungen und 12,05 auf Herzkrankheiten. ◊ Der Verband der Gemeinde- und Staatsarbeiter veröffentlichte eine Denkschrift über die *Arbeits-therapie* in den Heil- und Pflegeanstalten, die an und für sich erforderlich ist, um den geistigen Verfall der Insassen aufzuhalten, Langeweile zu verhüten und abzulenken, die aber in manchen Anstalten in einem die Kranken nicht fördernden sondern schädigenden Maß angewandt wird. Die Denkschrift fordert unter anderem Unfallversicherung für die tätigen Kranken, Beschränkung auf die Herstellung von Produkten für den Eigenbedarf der Anstalt, keine Verwendung von Kranken bei der Zubereitung von Lebensmitteln. ◊ Um die durch *lärmverursachende Arbeit* hervorgerufenen Schädigungen der Hörfähigkeit zu bekämpfen, gründete Anfang Januar die Deutsche Gesellschaft für Gewerbehygiene unter dem Vorsitz des Berliner Ohrenarztes Alfred Peyser einen Ausschuß zur Bekämpfung gewerblicher Lärmschwerhörigkeit in Form einer Arbeitsgemeinschaft aller an dem Problem interessierten Kreise. Man will zunächst ein Lärmmerkblatt ausarbeiten, Anschauungsmaterial sammeln, Dämpfungsvorrichtungen und Neuerfindungen gegen Lärm begutachten und fördern. ◊ Auf Grund statistischer Vergleichen fordert Max Hirsch im Archiv für Frauen-

heilkunde eine Änderung des Weges der operativen Geburtshilfe. Er glaubt die im Zusammenhang mit der Geburt stehenden jährlich 6000 mütterlichen und 85 000 kindlichen Todesfälle in den zirka 10 % pathologischen unter allen Geburten durch eine fast ausschließliche Verwendung des Kaiserschnitts mit seiner geringen Mortalität von etwas über 1 % anstatt der bisher nebenbei noch verwendeten vaginalen Entbindungsmethoden verringern zu können. \diamond Das medizinische Studium ist in Deutschland um 1 Semester, das auf die Zeit vor dem Physikum fällt, verlängert worden. \diamond Ein Erlaß des Reichsinnenministeriums zur Verhütung der Ansteckung von Krankenpflegepersonen, die Tuberkulose betreuen, verlangt Anstellung nicht vor 21 Jahren, mindestens 8stündige Nachtruhe, 4 Wochen Urlaub, Ernährungszulage, regelmäßige 2stündige Mittagsruhepause, gute Unterkunftsräume, fortlaufende Gewichtskontrolle und gesundheitliche Überwachung. \diamond Ende Januar wurde in Straßburg die neue Klinik für Ohren-, Nasen- und Halskrankheiten eröffnet, mit deren Bau man bereits vor dem Krieg begonnen hatte. Zugleich veranstaltete man eine Feier für den 1915 verstorbenen Chirurgen Eugen Koeberle. \diamond Durch Erich Meyers Tod wurde der Lehrstuhl für Innere Medizin an der Universität Göttingen frei, der jetzt dem Ordinarius in Greifswald Hermann Straub übergeben wurde. Straub arbeitete über physikalische Chemie im Bereich der Innern Medizin. \diamond Als Nachfolger Ferdinand Sauerbruchs folgt der Ordinarius der Chirurgie in Freiburg Erich Lexer einem Ruf auf den chirurgischen Lehrstuhl der Universität München. \diamond An der Universität Breslau habilitierte sich Gertrud Meißner für Bakteriologie und Hygiene mit einer Abhandlung über bakterizide und entwicklungshemmende Wirkung des Bluts auf Tuberkelbazillen. \diamond Mit Erreichung der Altersgrenze legte der Ordinarius für pathologische Anatomie an der Berliner Universität, Otto Lubarsch, sein Lehramt nieder. Er war derjenige der Berliner Hochschullehrer, der es am wenigsten verstanden hat in seiner Dozententätigkeit politische Animosität nicht mitsprechen zu lassen, der daher die Sachlichkeit, die ihn als Wissenschaftler auszeichnete, in der Vermittlung seiner Wissenschaft vermissen ließ; sein empörendes Verhalten bei der Sektion Iwan Kutiskers hat wohl auch diejenigen gefühlsmäßig abgestoßen, die politisch mit ihm auf gleichem Boden stehen.

KUNST

Bildende Kunst / Otto Brattskoven

Toorop † Anfang März starb in Nymwegen der holländische Maler Jan Toorop, 68 Jahre alt. Vor über einem Vierteljahrhundert erregte er mit seinen Gemälden außerordentliches Aufsehen. In einer Zeit, in der nur naturalistische und impressionistische Probleme im Vordergrund des Interesses standen, malte er mystische Visionen, in denen eine Neubelebung der gotischen Formenwelt versucht wurde. Die Hauptwerke dieser Zeit, die den Dichtungen Maurice Maeterlincks verwandt scheinen, sind Den Ozean entlang, Die Harfenspieler, Die Pilger und Brügge. Später wandte er sich mehr pointillistischen Naturstudien zu. Und schließlich in einer 3. Periode, nachdem er 1905 zum katholischen Glauben übertreten war, versuchte er beide Auffassungen in kirchlichen Aufträgen wie unter anderen Altar- und Leidensstationsbildern zu verschmelzen, ohne allerdings die wohl von ihm erstrebte Synthese zwischen asiatischer und europäischer Auffassung zu erreichen. Hervorzuheben hierzu ist, daß er in den holländischen Kolonien, auf Java, geboren wurde und mütterlicherseits malayisches Blut in den Adern hatte. In Deutschland besaß er früher viele Freunde, in Holland genoß er große Wertschätzung. Eine Schule hat er nicht hinterlassen, nur ein paar schwächliche Nachahmer.

Dürer Der 400. Todestag Albrecht Dürers am 6. April hatte zur Folge, daß eine Reihe von Gedächtnisfeiern und -ausstellungen, zumal in Nürnberg, stattfanden, daß eine Reihe von besonderen und weniger wichtigen Publikationen und Aufsätzen erschien, und daß überhaupt Werk und Erscheinung Dürers wieder einmal zur Betrachtung und zur Stellungnahme zwangen. Es ist dabei bekannt, daß das künstlerische Ingenium Dürers zugleich ein Neues in der deutschen bildkünstlerischen Darstellung bedeutet: die Verabschiedung des von der mittelalterlichen Kirche dogmatisch festgelegten Formkanons. Es ist auch bekannt, daß Dürer, erfüllt von dem freiheitlichen Geist der Renaissance, zugleich ein typisch Deutscher, in seinen Holzschnitten und Kupferstichen eine Fabulierkunst und ein bildkünstlerisches Poetentum entfaltet hat, wie es in solchem Ausmaß niemals mehr der Fall war und deshalb außerdem

noch so schwerwiegend ist, weil das gesamte graphische Werk an nichts angeknüpft werden kann. Wie er von sich selbst spricht, war er »inwendig voller Figur«, und das Urschöpferische des Künstlers liegt in dem beschlossen, wie er unermüdlich den »versammelten heimlichen Schatz seines Herzens« in graphischen Folgen enthüllt.

Weniger bekannt dürfte dagegen sein, daß der Maler Dürer keine große Entwicklung durchgemacht hat, und daß die Frage, weshalb in diesem Betracht vieles schwankend, und kein einheitlicher Zug zu erkennen ist, immer von neuem aufgeworfen wird. Gewiß, es gibt malerische Werke Dürers, die als Verarbeitungen des in Italien Gesehenen freizügig, wundervoll und höchst persönlich sind. Aber daneben gibt es auch geradezu frapperende Divergenzen, ein Zurückfallen in Gotisches und dann wieder renaissancehafte Versuche, die nur solche sind und in ein Tieferes nicht einmünden. Die Bemerkung, Dürer sei von Haus aus ein Kleinmeister gewesen und stets ein solcher geblieben, reicht als Erklärung hierfür ebensowenig aus wie der posthum und verblümt gemachte Vorwurf, der italienische Einfluß sei für ihn nur von Schaden gewesen. Vielmehr scheint es, als wenn eine Erklärung nicht aus der Sache sondern aus den soziologischen Bedingungen zu finden ist. Die gesellschaftliche Enge, die damals wie bis in die Gegenwart Deutschland eigen war, macht in ihren Auswirkungen natürlich auch nicht vor dem Künstler halt, der als bürgerliche Erscheinung die Distanz vor dem Gegensatz verliert. In seiner eigenen Welt, dem Erzählen mittels Radiernadel und Holzschnittmesser, schöpft Dürer aus dem Vollen, beim malerischen Gestalten fehlt ihm der Rückhalt verwandter Stammesgenossen. So arbeitet er ohne Kontinuität. Und manches bedeutende Gelingen ist nur bezeichnend dafür, daß im ganzen seine Malerei einen tragischen Kampf um Einheit und um Geltung bedeutete, ohne daß die Vorbedingungen gesellschaftlicher und ihn entsprechend einschätzender Natur vorhanden waren.

Österreich Zu Anfang dieses Jahres wurden von der Preußischen Akademie der Künste in Berlin Zeichnungen, Aquarelle und Graphik aus Österreich gezeigt: ein erster Versuch eine Übersicht über das Kunstwollen Österreichs zu geben, wenn auch nur mit graphischen Objekten. Seit der Jahrhundertausstellung von 1906 ist dies

erst wieder eine größere Zusammenstellung, die deshalb noch als wichtig anzumerken ist, weil nicht allein das 19. Jahrhundert, sondern der Zeitraum von 1700 bis 1928 aufgezeigt wird.

Abgesehen von der Tatsache, daß man die Vorstellung von dem Werk der Hauptrepräsentanten der österreichischen Kunst erweitern kann und in der Übersicht über das zeichnerische und graphische Formbilden etwa des Barockmalers Anton Franz Maulpertsch, des Klassizisten Heinrich Füger, Ferdinand Waldmüllers, Rudolf von Alts, Gustav Klimts und schließlich der sogenannten Wiener Werkstätten zugleich eine Sonderentwicklung erkennt, zeigt diese Ausstellung auch, daß die Gesamtentwicklung insofern etwas Eigentümliches darstellt, als bei einer bis auf die Neuzeit der deutschen Kunst verwandten Art dennoch nichts Stetiges zu finden ist. Es zeigt sich, daß die bestimmenden Kräfte nicht allein von einem volklichen Empfinden getragen sondern stärker noch von außen gekommen sind. Wie die österreichische Geschichte nur nebenbei eine Geschichte des österreichischen Volkes ist, so vollzieht sich die Kunstentwicklung unter ähnlichen Voraussetzungen. Die streckenweise vorhandene Sterilität, das oft nur artistisch bemerkenswerte Niveau und der sich gerade in der Graphik zeigende schwere innere Kampf einzelner, wie besonders bei Waldmüller, sind damit verknüpft. Die mehr positive Art der Gegenwart, die eigentlich wenig westeuropäisch bestimmt ist, kann dagegen besser erklärt werden. Das Einfließen ungarischer, siebenbürgischer und überhaupt östlicher und südöstlicher Elemente wirkt sich jetzt fruchtbar aus. Das Künstlertum Klimts und ferner das Joseph Hoffmanns, Dagobert Peches, Egon Schieles und selbst Oskar Kokoschkas mit einer immer etwas pretiösen oder ornamentalen Lineatur hängt organisch mit der Empfänglichkeit der Österreicher für östliche Einflüsse zusammen, ohne daß es dadurch an Eigenart verlöre.

Amerikanisierung? In seiner Zeitschrift Das Kunstblatt beschäftigt sich Paul Westheim mit der »Amerikanisierung der Kunst«, einer Erscheinung, die gegenwärtig grassiert. In teilweise ironisch gehaltenen, mit Musterbeispielen belegten und zugleich für die gegenwärtige Kunst sich einsetzenden Äußerungen bekämpft er den Kunstkauf, wie er heute allein als Kapitalanlage betrieben wird. Amerika,

reich geworden, begann mit den Aufkäufen ganzer Sammlungen, ohne daß der Käufer über den in bare Münze umsetzbaren Wert hinaus noch ein persönliches Interesse an den Bildern hatte. Bei uns tritt ähnliches in die Erscheinung, nur daß das Unwesen der Experten die Sachlage noch außerordentlich kompliziert. Kunstfreude ist aber, wie Westheim betont, Freude am Schaffen, beim Künstler wie beim Publikum. Das heute vorherrschende Anhäufen von Werten, die irgendwann einmal lebendiges Schaffen waren, ist nur Alexandrinertum. Nach Paul Westheim scheint es wirklich so, als ob wir uns dem amerikanischen Standpunkt nähern; als ob Kunst nicht mehr als geistiges Erlebnis zu haben ist sondern wie ein Industriepapier, für das es Börse, Gewinnchancen und Wertsteigerungen gibt. Diese These Westheims ist sehr zu beachten. Man braucht ihr aber nicht ganz zuzustimmen. Gewiß, die Tatsache des spekulativen Handels und Ankaufs von im Wert fixierten Kunstwerken ist nicht zu bestreiten. Aber sie bestand gestern wie heute. Und wenn sie jetzt krassere Formen angenommen hat, so steht sie nur in Parallele mit dem allgemeinen wirtschaftlichen Leben. Die gegenwärtige Künstlerschaft wird aber dadurch nur indirekt berührt, sie muß wie ehemals sich entweder resignierend dem Bürgergeschmack anpassen oder aber den Kampf um Geltung aufnehmen. Etwas anderes kommt noch damit hinzu, daß die Inflation naturgemäß einen Überankauf von modernen Kunstwerken zur Folge hatte, ebenfalls meist ohne klares Wollen. Das Nachlassen des Interesses war dann nur eine Reaktion, die aber, zugleich vorteilhaft unterstützt durch eine mehr naturmäßige Kunstauffassung, jetzt schon ihren Höhepunkt überschritten hat. Eine weitere Tatsache endlich soll nicht vergessen werden: nämlich das Erfreuliche in unserer Zeit, daß gerade amtliche Stellen und Verbände meist gutberatene Käufer von neuen Kunstwerken sind, was in Amerika in keiner Form geschieht, und was auch kaum einen Kulturpessimismus rechtfertigt.

Totenliste

Mitte März starb in Schottland der englische Maler *Charles Sims* durch Frei-

tod im Alter von 45 Jahren. Er war Mitglied der Akademie und ist als Porträtist der englischen Königsfamilie bekannt geworden. Sein Tod wird mit einer künstlerischen und seelischen Um-

stellung in Beziehung gebracht. Er soll nämlich neuerdings es unternommen haben in einer Serie von Gemälden, die an die Art William Blakes anknüpfen, die Lehre von der Seelenwanderung in einer mystisch und religiös bestimmten Auffassung darzustellen.

Ende April starb in Moll in Belgien der Maler *Jacob Smits*, 72 Jahre alt. Er war in Rotterdam geboren, hatte in Italien und München studiert und ließ sich 1899 in Belgien naturalisieren. Gleich dem Deutschen Eduard von Gebhardt, und auch ihm stilistisch verwandt, malte er hauptsächlich Christusdarstellungen in ganz ärmlichen Bauernstuben. Die meisten belgischen Museen besitzen Arbeiten von ihm.

Kurze Chronik Die von Georg Lichey herausgegebene Chronik hat ein *Preisausschreiben* veranstaltet. Sie setzt den Betrag von 200 Mark für den besten Originalartikel über das Thema »Albrecht Dürer oder Matthias Grünewald?« aus. Die Arbeiten sollen bis zum 30. Juni an den Verlag der Chronik in Schweidnitz eingesandt werden. ◊ Aus dem Besitz des venezianischen Bildhauers dal Zotto ging kürzlich die angefangene Statue eines kauernenden Mädchens in den Besitz eines Münchener Verlegers über. Wie Franz Kieslinger jetzt feststellen konnte, ist dieses bisher unbeachtete Marmorwerk eine Arbeit *Michelangelos*. Der Louvre besitzt eine Zeichnung, die fast genau der Bewegung des Mädchens entspricht, sie taucht auch im Jüngsten Gericht in der Sixtinischen Kapelle auf, und in Petersburg befindet sich die Figur eines kauernenden Knaben, die in Blockhöhe und Blocktiefe völlig identische Maße mit der des kauernenden Mädchens hat. ◊ Die von Goya mit Fresken ausgemalte Kapelle des Heiligen Antonius de la Florida in Madrid soll jetzt nur noch *Goyamuseum* sein, da die berühmten Gemälde durch den Rauch der Kerzen beim Gottesdienst litten. Anlässlich des 100. Todestags Goyas wurde das Museum eingeweiht. Zu kirchlichen Zwecken wurde eine neue Kapelle errichtet. ◊ Am 1. April wurde in der Villa Massimo die *Deutsche Kunstakademie in Rom* wiedereröffnet, die kurz vor dem Krieg begründet, während des Krieges eingegangen war. Sie verdankt ihre Entstehung einer Stiftung Eduard Arnholds, des jetzt verstorbenen Kunstfreundes, der 1910 Werkstätten und Wohnungen für deutsche Künstler in Rom erbauen ließ. Im Krieg wurden

die Gebäude beschlagnahmt, und jetzt knüpfte die italienische Regierung an ihre Freigabe die Bedingung, daß dort auch einige italienische Künstler Aufnahme fänden, und der Direktor der Akademie jeweils von der Regierung bestätigt würde. Zum Direktor wurde nun Herbert Gericke, bisher Referent im preußischen Kultusministerium, ausersehen. ◊ Die Stadt Berlin erwarb eine von Rudolf Belling modellierte *Porträtbüste Friedrich Eberts*, die im Fraktionszimmer der Sozialdemokratischen Partei aufgestellt werden soll. ◊ Zur Vorsteherin des Meisterateliers für Graphik an der Preußischen Akademie der Künste wurde *Käthe Kollwitz* bestimmt. Sie tritt zugleich mit der Übernahme dieses Amtes dem Senat der Akademie bei. ◊ Am Geburtshaus *Lovis Corinth*s in Tappiau wurde eine von dem Lehrer an der Königsberger Kunstschule F. A. Threyne entworfene Gedenktafel angebracht.

Literatur

Als 11. Band der Bauhausbücher /München, Albert Langen/ erschien *Die gegenstandslose Malerei* von *Kasimir Malewitsch*. Dieser russische Maler gilt als Führer der sogenannten suprematistischen Auffassung, deren Grundlagen in dieser Schrift in einem 1. Teil mit Einführung in die Theorie des additionalen Elements der Malerei theoretisch vorbereitet, und deren Ergebnisse im 2. Teil an Beispielen erläutert werden. ◊ Griechentum und Gotik nennt *Wilhelm Worringer* sein neuestes Werk, dem er noch den weitem Titel *Vom Weltreich des Hellenismus* gibt /München, R. Piper & Co./ Er sucht dann in Gegenüberstellungen von griechischen und gotischen Werken der Malerei und Plastik zu beweisen, daß auch das Mittelalter eine gewissermaßen heimliche Pflegestätte griechischen Empfindens war und zugleich den hellenischen Geist weiter fortbildete. Darüber hinaus will er mit seinen Darlegungen das bewirken, was eigentlich schon längst fällig ist; die Überwindung der vom althumanistischen Gedankenzwang eingeengten Geschichts- und Kunstgeschichtsschreibung zugunsten eines über das Abendland hinausreichenden Geschichtsbilds. Sein Sich-einsetzen für den einzigen Kunstwissenschaftler der, heftig bekämpft, Asien und Afrika in den Bereich der kunstwissenschaftlichen Zone einbezogen hat, für *Joseph Strzygowski*, soll hier besonders anerkannt werden. ◊ Vom Amaltheaverlag in Wien wurde ein vorzüglich ausgestattetes Werk Günther

Probszts über *Friedrich von Amerling*, den Altmeister der Wiener Porträtmalerei, vorgelegt. In biographischer Form werden sachlich erschöpfend und umfassend das Wirken und das Werk eines Malers dargestellt, der zeitweilig einer der gesuchtesten Wiener Porträtisten und am Ende seines Lebens, das von 1803 bis 1887 ging, fast vergessen war. Im einzelnen sind die Werke als Zeitdokumente nicht ohne Belang, jedoch reichlich konventionell, ganz im Gegensatz zu denen seines Zeitgenossen *Ferdinand Waldmüller*.

Bewegungskunst / Heinrich Spaemann

Film In den Lichtspieltheatern Berlins wurde man kürzlich wieder auf die Anfänge der Kinematographie hingelenkt. Die ersten Filmstreifen sind nicht bloß historisch interessant. Man erlebt in ihnen neben dem kindlichen Vergnügen an der Tat des Bannens noch das erste Glück der absoluten Bewegung. Tiere, Fahrzeuge, Menschen sind voll von Tun um der reinen Tätigkeit willen. Einmal angekurbelt, laufen und hantieren sie unentwegt, bis die Mechanik wie ein Dornröschenfluch sie mitten im Eifer der Bewegung versteinert. Was uns bei diesem Vorgang vor allem berührt, das ist, obwohl oder gerade weil es noch nicht ganz funktioniert, die erste schöpferische Freude an einer Funktion, die ein neues menschliches Ausdrucksmittel mit neuen Gesetzen verhielt. Als solches ist der Film dann bekanntlich lange Zeit hindurch nicht einmal erkannt worden. Aber jedes neue Instrument dient wohl eine Weile der Reproduktion alter Formen, seine eigenen Möglichkeiten stellen sich erst nach und nach heraus, bis ein Mensch möglich geworden ist, der mit ihnen lebt und schafft. So legitimierte man den Ätherwellenapparat mit einer Romanze für Klavier. Der "Spielfilm" leistete die Wiedergabe irgendwelcher Literatur, Belletristik meistens, mit den Spielformen des Theaters. Diese Art Produktion ist heute noch, wenn auch weniger deutlich als zu Anfang und mit quantitativ größerem Verschleiß von Zeit und Raum, in der Filmindustrie normal. Ihr Manko gegenüber den von ihr verwirtschafteten Kunstformen besteht darin, daß sie ihnen immer gerade das Wesentliche schuldig bleibt; dem Roman etwa die gesättigte Dichte der Welt, des Milieus des Geschehens, dem geistigen Spiel lebendiger Menschen das Geistige, die Hauchnähe des Lebens selbst. Die grö-

bere Illusionsweite des Films ist dafür kein Ersatz, sie weist nur in eine andere Richtung des Gestaltens überhaupt, die Illusion selber sucht andere Objekte. Dies haben die Russen erkannt, die den Vorzug hatten von Traditionen nicht beschwert zu sein. Sie sahen es der Kamera an, daß sie nicht Stimmung sondern Anschauung zu geben hatte. Sie schlossen aus dem Vorgang des Kurbelns, daß sein Wesen Energie, und daß sein Endeffekt ein bestimmter Betrag davon sein mußte. Sie betrachteten es dann als einen besondern und einmaligen Vorzug des Objektivs, daß es sich nicht ständig in Augenhöhe zu befinden hatte, sondern daß es den Dingen auf den Kopf und auf den Leib sehen, daß es sie aus der Vogel- wie aus der Froschperspektive betrachten konnte. Sie bemerkten ferner, daß der Dinge viele sind, und daß das Leben sich oft in den kleinen unansehnlichen Sachen offenbart, eine bange Erwartung etwa im gleichgültigen Tropfen eines Wasserhahns, ebenso wie die großen unbeachteten Naturerscheinungen immer gegenwärtig und in gewissen Augenblicken auch da sind. So entsprach also den verschiedenen Anschauungsmöglichkeiten und -weisen ein Register von bestimmten psychischen Wirkungen, und wieder war es das Eigentümliche der Kurbel, daß es dies Register spielen lassen, daß es zwischen den verschiedenen Anschauungen eine Beziehung oder ein dynamisches Gefälle herstellen konnte. Den Russen sind aber trotz ihren entscheidenden Einsichten nur ein einziger großer Film (Potemkin; siehe diese Rundschau, 1926 Seite 504) und 2 ehrliche starke Versuche (Mutter, Bett und Sofa) gelungen. Es waren dies Werke, deren Inhalt immer ein rein menschliches (und gerade darum in der Tendenz starkes) Geschehen war, das sich tatsächlich mit den Mitteln objektiver Anschaulichkeit gestalten ließ. Den späteren Russenfilmen aber, die im Dienst einer zu glorifizierenden Regierungsgewalt standen (W. Pudowkins Ende von Sankt Petersburg und S. M. Eisensteins Oktober), lag kein objektiver oder innerlich wahrer Tatbestand, sondern ein Auftrag von oben, bestenfalls eine Selbsttäuschung, zugrunde, eine Vorspiegelung, der man nur mehr mit den Mitteln der Verzerrung den Anschein von Realität geben konnte. Da aber die Welt der reinen Objekte keine Verzerrungen zur Verfügung stellt, so mußte man zur Kulisse, zum Theaterrequisit und schließlich auch, so am krassesten bei der Darstellung Kerenskij's, zum Theater-

spielen zurückgreifen. Damit werden die ursprünglichen Errungenschaften zum Schema. Man banalisiert, etwa in der Art: Regen = tristlos, Kirschblüten = Glück; man symbolisiert: Büste Napoleons = Zsärengelüste Kerenskij's, das Beben der Kronleuchter im Zarenpalast = die wankende Regierung. Es erübrigt sich den ganzen Umfang der künstlerischen und sachlichen Reaktion in den letzten Russenfilmen noch einmal durchzusprechen. Sie erinnert wieder an nationalistiche Filme und konnte in Deutschland nur von einer völlig blinden Kritik übersehen werden.

In Amerika ist es dem Nichtamerikaner Charles Chaplin gelungen auf einem ganz andern Darstellungsfeld die filmischen Konsequenzen zu ziehen, die auch den Potemkinfilm ausgezeichnet hatten. Chaplin stellte sich die Aufgabe eine bestimmte menschliche Gestalt in ihrem Wesen und mit ihren Rätseln filmisch vollkommen anschaulich zu machen. Er knüpfte dabei an eine Darstellungsart an, die in ihrem Wesen von vornherein solistisch war, und die schon deshalb vom Deklamatorischen, vom Dialogischen, von denjenigen Mitteln der psychischen Übertragung nichts wußte, die der Film beim "geistigen" Schauspieler nicht zu registrieren vermag. Das waren die Traditionen der Clowns, der Harlekins, der Variétékünstler. Der Beruf dieser Leute ist es, daß sie ihre Art immer in Excentrics, in (anschaulichen) Situationen objektivieren. Diese Situationen müssen witzig sein, das heißt, es muß ein Abstand, ein Gefälle, ein Loch zwischen dem sein, was der Mann tut, und dem, was die Leute erwarten. Wenn der Mann eine Potenz ist, so enthält diese Situation auch den Abstand zwischen ihm selber und der Welt der Kompromisse im allgemeinen; wenn er ein Genie ist, den zwischen Natur und Konvention überhaupt. In diesem Fall ist der Abstand ein Abgrund, dann ist auch der Witz, der ihn geschaffen hat, abgründig. Der Nutzeffekt der Dynamik, die zwischen den beiden Ebenen entsteht, ist das Gelächter, und je weiter die Ebenen von einander entfernt sind, desto größer ist auch die Dynamik, desto intensiver das Gelächter. Chaplin fand heraus, daß der Film nicht nur immer eine bestimmte Situation wiederzugeben braucht, sondern daß er die Dynamik dieser Situation sich wieder auf eine nächste ebenso dynamische auswirken lassen konnte usw. Die Erfindungskraft und die Ökonomie, mit der er im Zirkusfilm diesen Vorgang handhabt, ohne einen ein-

zigen Moment toter Illusionen aufkommen zu lassen, ist größte Kunst. Man kann sagen, daß Chaplins Chaplin sich in dem Grad vertieft hat, in dem sein Verfasser die tatsächlich filmische Darstellungsform für ihn erobert hat. Das tiefe fragmentarische Wesen des Witzes hat sich auf ihn übertragen. Und dem entspricht es auch, daß er rätselhaft irgendwo auftaucht und ebenso rätselhaft irgendwo verschwindet.

Großstadtfilm Unter den Linden in Berlin gibt es seit kurzem die Kamera, ein neues Kino, das die qualitativ höchststehenden Filme der letzten Jahre noch einmal herausbringt und dabei auch auf unbekannt gebliebene Auslandsproduktion zurückgreift. So bekam man einen 1920 von *Alberto Cavalcanti* geschaffenen Film *Montmartre* zu sehen, der sich im Thema mit dem Berlinfilm *Walther Ruttmanns* (siehe diese Rundschau, 1927 II Seite 1044) berührt und zu einem Vergleich herausfordert. Ruttmann zeigt Berlin als Kollektiv, in den Bewegungen der Massen und Maschinen, deren (oft sehr äußerlich und zufällig) Gemeinsames er betont. Die Großstadt abstrahiert sich als ein großer optischer Ablauf, Cavalcanti gibt weniger das Gemeinsame als das Simultane, weniger einen Ablauf als ein Schicksal; er zeigt, wie die verschiedenen Daseinsformen der Stadt, die der Klassen und Individuen, die der Maschinen und die der Tiere, neben einander hergehen, wie sie sich durchdringen und einander bedingen, oder wie sie sich zerstören und überall Rätsel zurücklassen. Eine 3. Parallele ist hier *L. Moholy-Nagys* Filmmanuskript *Dynamik der Großstadt*, im 8. Band der *Bauhausbücher* /München, Albert Langen/. Moholy baut seinen Film vollständig auf der optischen Assoziation auf, die in ihrer blitzartig schreckhaften Logik dem filmischen Mechanismus am direktesten entspricht. Es ergeben sich Bilder- und Geschehensreihen von einer fast lückenlosen Dynamik, die sich selber Ziel ist.

Ballettpantomime In der Berliner Staatsoper ist, nachdem vor einigen Jahren das alte Ballettkorps infolge eines Streiks plötzlich ausgetauscht war, durch Max Terpis, der von Hannover herübergeholt wurde, eine Ballettreform eingeleitet worden, die doktrinär begann, dann aber zu freierer Gestaltung fortschritt (siehe auch diese Rundschau, 1926, Seite 505). Aber so recht weitergekommen ist man in den

letzten Jahren doch nicht. Das liegt zum Teil wohl auch daran, daß die Staatsoper dem Tanz jetzt nur in ganz geringem Maß überhaupt Aufgaben stellt. Am 25. Februar wurde nun in einem von Otto Klemperer veranstalteten Strawinskijabend (der vor allem eine in allem Wesentlichen richtig erfaßte Aufführung des *Oedipus rex* mit stärkstem Eindruck bot; die künstlerisch bedeutendste Tat, die die Oper am Platz der Republik unter der neuen Leitung bis jetzt vollbracht hat, die aber anscheinend auf sehr geringes Verständnis der Öffentlichkeit stieß) eine Inszenierung des *Petruschka* versucht. Die Leistungen des Terpisschen Balletts sind immer geschmackvoll, zeigen gutes Material und individuelle Arbeit. Und doch war diese Aufführung mit der des Russischen Balletts, das vor dem Krieg den *Petruschka* nach Berlin brachte, nicht zu vergleichen. Es fehlte dieser deutschen Wiedergabe der große einheitliche Schwung, der alle Teile verbindet, das Zentrum ist nicht spürbar, von dem aus gestaltet wird, oder der Genius des Werks ist nicht voll erfaßt. Wie man die Dinge auch ansieht, es gibt da ein entscheidendes Manko. Terpis, der von Wigman herkommt, aber sich von den Lehrmeinungen schon so weit befreit hat, daß er jetzt das klassische Ballett anerkennt, ist um dauerhafte tänzerische Gesetze mit dem Ernst des Wollenden bemüht. Vielleicht macht ihn aber gerade das Theoretische seiner Arbeit etwas flau. Doch wird man seine Weiterentwicklung, falls ihr Spielraum gegeben wird, aufmerksam zu verfolgen haben.

Tanz An neuen tänzerischen Eindrücken war der Winter, in Berlin wenigstens, arm. Unter Wiederholungen früherer Tanzabende ragte eine Tanzsuite der zu Unrecht selten mehr genannten *Edith von Schrenck* hervor. Unbegreiflicherweise stellt sich diese Tänzerin in einem sonst guten Programm immer wieder ausdrucksmäßige Themen von kindlich allgemeiner Art (wie Frühling, Sommer, Herbst und Winter), die tänzerisch gar nicht zu erfassen sind. Ihr federnd straffer genauer Tanzschritt, ein messender, nicht ein gemessener Schritt, weist sie auf den absoluten Tanz. Hier, wenn sie etwa einer vorbachischen Musik folgt, gelingen ihr Schöpfungen von selten schönem Grundriß und reinem Klang. Man hat bei *Edith von Schrenck* den Eindruck einer provinzierischen Isoliertheit, aus der sie sich befreien müßte,

um den ihr sichtbar auch heute noch gebührenden Rang einzunehmen. Sie steht in ihrer künstlerischen Gesinnung einer Tänzerin wie Gret Palucca gar nicht sehr fern und gehört mit jener zu den wenigen "durchgeistigten" Tänzerinnen der Zeit, die noch oder wieder die reinen tänzerischen Mittel einzusetzen haben, und deren Ethos dem Pathos einer in sich selber seligen Problematik bei den Tänzerinnen des Wigman- und Labankreises gegenübersteht.

Sportkunst

Ein sportlicher Rekord ist in der Regel durch das einfache Plus an Muskelkraft,

Ausdauer und Energie, das ein Mensch vor einem andern voraus hat, und das ihm jederzeit wieder von einem andern streitig gemacht werden kann, genügend definiert. Demgegenüber gibt es sportliche Höchstleistungen, Weltrekorde, die in sich unangreifbar sind, die auf einer vollkommenen Übereinstimmung des Menschen mit seiner Aufgabe, auf einer schöpferischen Bereitschaft beruhen; in ihnen nimmt dann gleichsam das objektive Gesetz der betreffenden Sportart Form und Gestalt an. Man denke an Lenglen, Nurmi, Michard, Henie, Rastelli. Ihnen allen gemeinsam ist, daß ihre Leistungen über irgendwelches ehrgeizige Wollen weit hinaus zu sein scheinen; daß man ihnen nicht mehr die geringste Anstrengung ansieht, daß die Faktur sozusagen ganz in der Form aufgeht, und daß diese wie der unbekümmerte Ausdruck reinster klarster Lebensfreude wirkt. Das macht sie so schön und so selten wie die Leistungen jeder Kunst. In diese Reihe gehören auch die Canadianers, die olympische Eishockeymannschaft. Ihr Zusammenspiel gibt heute wohl die großartigsten Eindrücke, die man von einer Gruppe sich bewogender Menschen haben kann. Ihre Kombinationen in Angriff und Verteidigung sind beispielgebend in der spontanen Erfindung, in der mühelosen Präzision, mit der der einzelne den Platz seiner spezifischen Eignung herausfindet, und in der Kühnheit, mit der er ihn behauptet. Hier entsteht aus Kraft, Schnelligkeit, Geist und Phantasie Bewegung von absoluter Schönheit, die den Zweck vergessen läßt. Es kommt noch die Reibungslosigkeit einer Ebene hinzu, die den Raum dehnt, den die einzelne Bewegung beschreibt, die den Schritt zum Sprung, den Sprung zum Flug macht, den Radius der Bewegung also, wie es auf andere Weise die Zeitlupe macht, ins Typische vergrößert.

Kurze Chronik Ein *Volksverband für Filmkunst*, der die Filmreaktion bekämpfen will, ist in Berlin begründet worden. Er hat außerordentlich starken Widerhall gefunden und von der gegnerischen Seite entsprechend heftige Kampfansagen bekommen. Seine Situation ist sehr viel schwieriger als die der Bühnenverbände. Es gibt in der neuen Produktion verschwindend wenige anständige Werke, für die er sich einsetzen könnte. Das Beste für ihn und für den Film wäre: selber produzieren. Hoffentlich erreicht er dies Ziel. ◊ In der gleichen Front wie der Volksverband steht die *Gesellschaft Neuer Film*, die filmischer Pionierarbeit dienen und die Künstler organisieren will, die heute ohne Konzessionen "drehen". In einer Matinee in Berlin zeigte die Gesellschaft die *Diagonalsymphonie* des verstorbenen Viking Eggeling, ein Werk reinster optischer Harmonie, das man frühen Schöpfungen der Musik an die Seite setzen möchte. Man Ray und Klaus Richter, die Gegenständliches und Abstraktes geistreich mischen, spielen sich am Wesentlichen vorbei. Virtuose Elementardemonstrationen sind die Versuche Etienne de Beaumonts; die Überraschungen des Helldunkels in negativ kopierten Wäldern und Städten, das Schwindelgefühl rasender Perspektiven bei einer Trickfahrt im 500-Kilometer-Tempo. ◊ In Paris gibt es jetzt 4 *Vorhutkinos*, die sich die Aufgabe gestellt haben der Filmkunst und -technik ihre richtigen Wege zu weisen: das Vieux Colombier, das Studio des Ursulines, das Ciné Latin und auf dem Montmartre das Studio 28. Die Leiter dieser Kinos sind keine Geschäftsleute, sie wollen nur künstlerisches Neuland erschließen. Das Neue kann nach ihrer Meinung nur vom europäischen Film ausgehen; von der amerikanischen Produktion, die jetzt ganz vom Handelsfilm beherrscht wird, ist es nicht zu erhoffen. Besonders wird eine französisch-deutsche Zusammenarbeit angestrebt. ◊ Die Berliner Volksbühne hat einen *Sprech- und Bewegungschor* gebildet, der mit einem Chorspiel von Bruno Schönlink auftrat. Die Sache war recht problematisch, und das lag offenbar nicht nur an Schönlink, der einfachen und lebendigen Menschen unserer Zeit ganze Pakete geschwollener Apostrophen an irgendeine fiktive Adresse in den Mund legt; es wird sich vielmehr noch erweisen müssen, ob der Sprech- und Bewegungschor überhaupt ein künstlerisches Instrument ist.

KULTUR

Technik / Heinrich Lux

Luftfahrzeuge Die Überquerung des Atlantischen Ozeans durch ein Flugzeug der Junkerswerke (siehe die Rundschau Verkehr, in diesem Band Seite 460) hat eine Begeisterung ausgelöst, deren Umfang in keinem vernünftigen Verhältnis zu dem wirklichen Resultat steht. Wer sich in dem Sporttaumel mit seinem stark nationalistischen Einschlag sein ruhiges Urteil bewahrt hat, muß, bei aller Anerkennung des Wagemuts der Flieger, feststellen, daß gerade dieser Flug beweist, wie sehr das Gelingen solcher Überquerungen vorläufig noch von reinen Zufälligkeiten abhängt. Hätte die Irrfahrt in dem Schneesturm auch nur eine halbe Stunde länger gedauert, so wären die Flieger infolge Benzinmangels zum Niedergehen auf das offene Meer gezwungen gewesen, und sie wären ebenso elend ertrunken wie ihre Vorgänger. Ein reiner Zufall war weiter die Landung gerade auf Greenly Island, wo wenigstens Proviant vorhanden war. Die Landung hätte auch in einer völlig unbewohnten Eiswüste erfolgen können, aus der es keine Rettung gab. Das treibende Moment für die Veranstaltung dieses Flugs war, neben der Betätigung des Sportgeistes, wogegen prinzipiell nichts einzuwenden ist, vor allem die Sensationssucht der Erbauerin des Flugzeugs Bremen, verbunden mit einem gewissen Mangel an Zivilcourage. Man muß notgedrungen daran erinnern, daß die Junkerswerke ihren persönlichen Anteil an dem Unternehmen bis zum letzten Augenblick dementiert hatten und erst zu ihm standen, als die Rettung der Flieger bekannt wurde. Genau ebenso verhalten sich jetzt die Junkerswerke bei dem geplanten Ostwestflug der Europa. Sie haben das Flugzeug an eine österreichische Kapitalistengruppe verkauft, können also ihre Hände in Unschuld waschen, wenn es nie den amerikanischen Kontinent erreicht. Sie werden dann aber schon ihren Anteil an dem Ruhm einzuheimsen wissen, wenn der Flug zufällig glücken sollte. Wie sehr auch dieses Unternehmen nach Sensationslust duftet, geht schon daraus hervor, daß eine österreichische Schauspielerin mitfliegen soll, die weder mit der Technik noch mit dem Flugwesen etwas zu tun hat. Anstatt der überflüssigen 60 Kilogramm Lebendgewicht sollte man 80 Liter mehr Benzin mitnehmen. Das wäre für das Gelingen des Flugs wichtiger.

An und für sich ist die Sicherheit des Flugverkehrs unter bestimmten Voraussetzungen nicht geringer als die des Eisenbahnverkehrs. Über diese Voraussetzungen sprachen sich am 18. Oktober 1927 in einer Sitzung verschiedener Fachklubs in Philadelphia, in der auch Byrd, Chamberlin und Guggenheim das Wort ergriffen, sehr kompetente Autoritäten aus. Man kam zu folgender These: »Sicherheit im Flugverkehr wird erreicht, wenn eine verantwortliche Organisation planmäßig Luftverkehr unter Verwendung hochwertiger Flugzeuge, die von sorgfältig ausgebildeten Flugzeugführern geführt werden, treibt.« Diese Voraussetzungen sind bei den Wageflügen von und nach Amerika bisher nicht erfüllt gewesen. Auch der beste Flugzeugführer muß versagen, wenn er nicht in der Lage ist jederzeit den geographischen Ort zu bestimmen, wo er sich gerade befindet. Hierzu fehlen aber auf den Flugzeugen noch alle Mittel, wenn es sich über dem offenen Ozean oder gar im dichten Nebel befindet. Der magnetische Kompaß gibt in höheren Breiten nur sehr ungenau die Richtung an, weshalb er bei der Schifffahrt allmählich durch den Kreiselkompaß verdrängt wird. Weiter vermag kein Kompaß eine Aussage über die Abtrift zu machen. Hierzu sind immer noch astronomische Ortsbestimmungen unentbehrlich. Auf einem Schiff mit seiner relativ geringen Fahrgeschwindigkeit ist eine solche Ortsbestimmung leicht durchführbar. Wesentlich anders aber liegen die Verhältnisse im Flugzeug, das eine Stundengeschwindigkeit bis zu 200 Kilometer und mehr haben kann; ehe eine astronomische Ortsbestimmung ausgewertet ist, befindet sich das Flugzeug vielleicht schon 100 Kilometer von dem Ort entfernt, wo es das Besteck genommen hatte. Die instrumentelle Ausrüstung zur sichern Ortsbestimmung muß für das Flugzeug also erst auf ein erheblich höheres Niveau gebracht werden, ehe der Zufall beim Transozeanverkehr eliminiert werden kann. An der Ausbildung solcher Instrumente wird an verschiedenen Stellen eifrig gearbeitet. Bei den Luftschiffen liegen die Verhältnisse wesentlich günstiger als bei den Flugzeugen; denn hier ist eine wirkliche Navigation möglich, und außerdem ist beim Luftschiff das Verhältnis der Nutzlast zur Eigenlast wesentlich günstiger als beim Flugzeug, bei dem der Zwang für ein paar Hundert Kilometer Benzin mehr aufnehmen zu müssen das Gelin-

gen entscheidend beeinflusst. Unter diesem Gesichtspunkt beansprucht auch der Bau des neuen Zeppelinluftschiffs 127, das seiner Vollendung entgegengeht, besonderes Interesse. Beim Bau dieses Luftschiffs, das einen Fahrbereich von 10 000 Kilometer haben wird und 20 Passagiere sowie Fracht und Gepäck im Gewicht von 15 Tonnen aufzunehmen vermag, sind die letzten Erfahrungen des Luftschiffbaus ausgenutzt worden. Das Luftschiff hat bei einem Gasinhalt von 105 000 Kubikmeter eine Länge von 236 Meter und einen größten Durchmesser von 30,5 Meter. Der Innenbau des Schiffskörpers ist schottenartig in 17 Abteilungen unterteilt. Die Maschinenanlage vermag dem Schiff eine Maximalgeschwindigkeit von 128 Kilometer in der Stunde zu erteilen. Als Betriebsstoff kommt außer Benzin hauptsächlich ein schweres Kohlenwasserstoffgas in Betracht, das eine der Luft gleiche Dichte besitzt; der Verbrauch des Betriebsmittels ändert also nichts an den Auftriebsverhältnissen des ganzen Schiffs. Die Verwendung des Kraftgases, das in besonderen Zellen unterhalb der mit Wasserstoff gefüllten Tragzellen untergebracht wird, hat vor dem Benzin den besondern Vorteil, daß die Nutzlast respektive der Aktionsradius erheblich vergrößert werden kann.

Wärmespeicher Die Wirtschaftlichkeit der Elektrizitätswerke hängt ganz wesentlich von der Gleichmäßigkeit ihrer Belastung ab. Bei Gleichstromwerken kann bis zu einem gewissen Umfang eine Aufspeicherung der nicht gebrauchten Elektrizitätsmenge in Akkumulatoren stattfinden. Bei Wechselstromwerken ist das mit Hilfe von rotierenden oder ruhenden (Quecksilberlichtbogen-) Umformern nur dort zweckmäßig, wo elektrochemische Werke als Großabnehmer von Gleichstrom in Betracht kommen. Die Nutzbarmachung der sonst in den Widerständen zwecklos vergeudeten Energie ist deshalb ein außerordentlich wichtiges Problem besonders der mit großen Erzeugereinheiten arbeitenden Elektrizitätswerke. Hier haben sich nun die von dem schwedischen Ingenieur J. Ruths ausgebildeten Wärmespeicher als ganz ausgezeichnete Hilfsmittel bewährt. Anstatt die überschüssige Elektrizitätsmenge durch Erhitzung von Widerständen nutzlos zu vernichten, baut Ruths diese Belastungswiderstände in Kessel ein, deren Wasserinhalt durch Stromwärme auf eine bestimmte Temperatur gebracht

oder selbst verdampft werden kann. Eine große Anzahl von Elektrizitätskonsumenten, die gleichzeitig auch dauernd Bedarf an heißem Wasser haben, wie chemische Fabriken, Färbereien, Badeanstalten, Krankenhäuser usw., bezieht deshalb heute schon den während der Nachtstunden zu einem besonders niedrigen Tarif gelieferten elektrischen Strom, um heißes Wasser zu bereiten. Auch für den Hausbedarf werden derartige Wärmespeicher, die sich zu bestimmten Zeiten in die Elektrizitätsleitung automatisch aus- und einschalten, in steigendem Umfang benutzt. Die Elektrizitätswerke haben hiervon einen nicht unbeträchtlichen Vorteil, denn sie können ihre Maschinenanlage wesentlich besser ausnutzen. Aber auch für ihren eigenen Betrieb haben die Ruthspeicher Bedeutung, indem sie zur Reglung der Belastung ihrer Kesselanlagen herangezogen werden. In dieser Beziehung haben die Ruthspeicher für Dampfkesselanlagen einen enormen wirtschaftlichen Wert. Jeder Dampferzeuger weist innerhalb seiner Betriebsdauer mehr oder weniger stark wechselnde Belastung auf. In dem Augenblick, in dem irgendeine Dampfmaschine oder irgendeine anderer Dampfverbraucher, wie Kochgefäße, Heizanlagen usw., der Kesselanlage eine größere Dampfmenge entzieht, sinkt der Druck im Kessel, umgekehrt steigt er an, wenn der Dampfverbrauch nachläßt. Die Druckabfälle, auch wenn sie klein sind, vermindern aber ganz beträchtlich die Wärmeausnutzung der Brennstoffe, und sie verzögern andererseits auch die Produktion, indem für gewisse Anwärme- oder Ankochvorgänge wegen relativen Dampf mangels eine zu lange Zeit beansprucht wird. Durch diese Verzögerungen leidet auch die Rentabilität der ganzen Fabrik. Rechnet man sich aber, und diesen Gedankengang verfolgte Ruths selbst bei seinen Überlegungen, die Dampfmenge aus, die erforderlich ist, um jeden einzelnen Vorgang so schnell durchzuführen, wie es mit Rücksicht auf die Ware selbst irgend möglich ist, dann entstehen Dampfverbrauchsspitzen, die von der Kesselanlage nicht gedeckt werden können, wenn die Heizfläche auch noch so groß bemessen wird. Deshalb sagte sich Ruths, daß in jeder Fabrik irgendwo ein Behälter stehen müsse, aus dem man beliebig große Dampf m en gen augenblicklich entnehmen kann. Das Mittel hierzu bot ihm die Eigenschaft des Dampfs durch Kondensation in Wasser übergeführt, unter sehr geringem Rauminhalt gespeichert und bei Druck-

entlastung in beliebiger Menge wieder freigemacht werden zu können. An sich vermag der Ruthsspeicher auf diese Weise den Wirkungsgrad einer Kesselanlage um 15 bis 20 % zu steigern oder dementsprechend den Kohlenverbrauch zu beschränken. Wendet man aber die gleiche Kohlenmenge auf, oder vermehrt man diese womöglich noch, dann ergibt sich eine Steigerung der Produktion, die natürlich ganz erheblich mehr einbringt als der Kohlenmehrpreis beansprucht.

Gebäudehebung Bei dem elektrischen Großkraftwerk Klingenberg in Berlin mußte kurz nach seiner Eröffnung eine Erneuerungsarbeit ausgeführt werden, die auf nicht mehr und nicht weniger als auf die Hebung des großen, 40 Meter hohen Kohlenaufbereitungsgebäudes hinauslief. Die Beheizung der Dampfkessel in dem Kraftwerk geschieht ausschließlich mit Kohlenstaub, der auf dem Werk selbst bereitet wird. Die zugeführte Rohkohle wird in etwa 10 Meter hohen Bunkern gelagert, deren Entleerungsöffnungen 18 Meter über dem Grundstücksniveau liegen. Aus den Bunkern gelangt die Kohle nach erfolgter Trocknung in die zu ebener Erde stehenden 6 Mühlen. Bei dem gewaltigen Kohlenverbrauch des Werkes wurden Mühlen gebaut, wie sie bis dahin in Deutschland noch nicht in Betrieb gewesen sind; hatte doch jede der Mühlen stündlich 12 Tonnen, also in 4 Minuten einen Kubikmeter Kohle zu feinem Staub zu vermahlen.

Über die Rückwirkung der in den Mühlen auftretenden Kräfte lagen zur Zeit der Errichtung des Werkes keinerlei Erfahrungen vor. Immerhin waren von vornherein vorsichtshalber die Mühlenfundamente von den Gebädefundamenten vollständig getrennt worden. Da der Baugrund aus einer 20 Meter, stellenweise bis 40 Meter mächtigen einwandfreien Sandschicht bestand, wurde von einer Pfahlfundierung Abstand genommen, und nur gewaltige Betonklötze als Mühlenfundamente einerseits und als Gebädefundamente andererseits in die Sandschicht eingebettet. Nach der Inbetriebsetzung zeigten sich an den Mühlenfundamenten infolge von Erschütterungen besonderer Art, die bisher noch nicht beobachtet worden waren, Setzungen des Baugrunds. Deshalb wurden noch nachträglich Pfähle unter die Mühlenfundamente gebracht, indem diese durchbohrt, und durch die Bohrungen tief bis in die Sandschicht hinein Beton eingepreßt wurde. Es entstand so unter

den Mühlenfundamenten ein tragfähiger Pfahlrost, der weitere Setzungen der Fundamente verhinderte; aber infolge des dauernden Zusammenrüttelns des ganzen Baugrunds unter dem Gebäude zeigten sich nunmehr Senkungen der eisernen Gebäudestützen, die an einzelnen Stellen bis zu 15 Zentimeter stiegen. Die Folge der ungleichmäßigen Setzungen waren Zusatzspannungen in den Eisenkonstruktionen, die unter Umständen für die maschinellen Einrichtungen, die Rohrleitungen usw. hätten gefährlich werden können. Deshalb entschloß man sich das ganze Gebäude durch Heben seiner Stützen und Wände in seine ursprüngliche Lage wieder zurückzubringen. Das Eigengewicht jeder der großen Mittelstützen betrug bei leeren Bunkern und Apparaten rund 350 Tonnen; infolge der Widerstände in den Konstruktionen, Decken und Wänden war aber für jede Stütze eine Kraft von 1300 Tonnen zum Heben erforderlich. Das Heben geschah in Absätzen von 10 bis 30 Millimeter in der Reihenfolge, in der die Senkungen beobachtet worden waren. Hierzu wurden die einzelnen Stützen mit starken seitlichen Laschen provisorisch versehen, unter die gewaltige hydraulische Hebetöpfe von je 100 bis 300 Tonnen Tragfähigkeit und hydraulische Handwinden von je 20 Tonnen Tragkraft eingefahren wurden. 60 Eisenarbeiter und 30 Bauarbeiter waren während der Hebung bei der Bedienung der Hebezeuge und zur Unterfütterung der Stützen und Wände tätig, die Beaufsichtigung der Arbeit geschah durch 25 Ingenieure und Monteur, und außerdem kontrollierten 7 Geometer dauernd den Hebevorgang. Abgesehen von den Vorbereitungsarbeiten wurde die gesamte Hebung am 8. Oktober 1927 in der Zeit von 12 Stunden glatt vollzogen und ohne jede Störung durchgeführt. In ihrer Planung und Durchführung stellt diese Hebung eine Glanzleistung der Bauingenieurkunst dar.

Zugsicherung Im Anschluß an jedes größere Eisenbahnglück verstärken sich in der Öffentlichkeit die Forderungen nach einer, von jeder persönlichen Willkür oder Unzuverlässigkeit unabhängigen Zugsicherung. Bei Stadtbahnen ist die Erfüllung dieser Forderung verhältnismäßig leicht, weil es sich hier immer nur um geringe Fahrgeschwindigkeiten handelt. Solche automatische Zugsicherungen sind zum Beispiel bei der Berliner Hoch- und Untergrundbahn durchgeführt, die das Überfahren eines auf Halt gestellten

Signals unmöglich machen. Wird das Haltsignal vom Fahrer nicht beachtet, so schaltet ein Stellhebel in der Höhe des Wagenverdecks selbsttätig die Stromzufuhr ab. Auf Fernbahnen mit langen freien Strecken ist ein zuverlässiges Funktionieren derartiger Einrichtungen nicht gewährleistet, weil die mechanischen Anschläge, Schleifkontakte und dergleichen bei Schnee und Rauhreif nur zu leicht versagen. Da aber bei allen Eisenbahnverwaltungen Einmütigkeit darüber vorhanden ist, daß dem Lokomotivführer bei jeder Witterung die Stellung des Vorsignals merkbar gemacht werden müsse, so ist nach anderen als mechanischen Mitteln zur Übertragung von Signalen auf den fahrenden Zug gesonnen worden, und gerade jetzt werden 2 völlig von einander verschiedene Systeme auf den deutschen Staatsbahnen genau durchgeprüft.

Bei dem System Adolf Stahmers wird ein über dem Gleis hängender oder im Gleis liegender Elektromagnet angewandt, der Zeichen auf der Maschine auslöst oder eventuell über ein Relais auch die Bremsen betätigt. Die Einrichtung ist verhältnismäßig einfach und deshalb auch zuverlässig. Der Elektromagnet ist fest angeordnet. Bei Haltstellung des Vorsignals wird er durch Stromdurchgang magnetisiert. Auf der Lokomotive befindet sich der Empfänger, der im wesentlichen aus einer stromdurchflossenen, zwischen 2 Eisenpol-schuhen beweglichen Drahtspule besteht. Beim Vorüberfahren an dem in Tätigkeit gesetzten festen Elektromagneten werden die Polschuhe des Empfängers selbst magnetisch, und die Drehspule stellt sich senkrecht zu den Kraftlinien ein. Durch diese Drehung der Spule, bei Haltstellung des Vor- oder Hauptsignals, wird der Sperrkegel eines Sperrads ausgelöst, und es ertönt ein Klingelzeichen, oder eine Signalscheibe fällt, oder über ein Relais werden die Bremsen betätigt.

Das andere System, das von der Gesellschaft für drahtlose Telegraphie (Telefunken) herrührt, ist auf der Anwendung von Hochfrequenzströmen basiert. Ein auf der Lokomotive angeordneter kleiner Röhrensender sendet Schwingungen von einer bestimmten Frequenz aus. Die Schwingungsspule des Senders ist etwa 20 bis 30 Zentimeter über Schienenoberkante fest angeordnet. Im Gleis selbst, in der Gegend der Haltesignale, liegt ein Schwingungskreis, der auf die Frequenz des Röhrensenders abgestimmt ist. In dem Augenblick, in dem sich die Schwingungsspule des Senders über den

Schwingungskreis bewegt, tritt durch Kopplung beider Systeme Resonanz ein, und die Stromstärke im Anodenstromkreis des Senders verändert sich. Die Änderung der Stromstärke löst ein Relais aus, das hörbare oder sichtbare Signale gibt. Der Lokomotivführer wird also bei jedem Wetter darauf aufmerksam gemacht, daß er sich einem Signal nähert, auf das er zu achten hat.

Gleichzeitig versucht man auch die Sichtbarkeit und Deutlichkeit der optischen Signale zu erhöhen. Die Anwendung von Farblichtsignalen bei Tag und bei Nacht ist in den Vereinigten Staaten schon fast allgemein vorgesehen, auch bei einigen Hoch- und Fernbahnstrecken in Deutschland sind sie schon durchgeführt. Die Schwierigkeit der Erkennbarkeit von Farblichtsignalen, besonders des grünen Lichts, hat aber verstärkt die Aufmerksamkeit auf die Anwendung von Formlichtsignalen gelenkt, bei denen eine starke Lichtquelle, deren Lichtstrom durch einen Parabolreflektor zusammengefaßt wird, das Formsignal dauernd intensiv beleuchtet, so daß bei Tag und bei Nacht immer das gleiche Bild dargeboten wird.

Feuerlöschung in Starkstromanlagen Bisher galt es als Regel, daß in Starkstromanlagen,

besonders dann, wenn es sich um Hochspannung handelt, die Bekämpfung entstehender Brände durch Wasserspritzen unter allen Umständen vermieden werden müsse, weil durch den Wasserstrahl und das metallene Spritzrohr der Feuerwehrmann selbst unter Hochspannung gesetzt und damit gefährdet werden könne. Man begnügte sich deshalb in den unter Spannung stehenden Anlagen mit der Anwendung von Handlöschern, Löschgranaten, Kohlen-säureschnee oder Schaumapparaten. Erst nach Abschaltung der Hochspannung durfte mit der Wasserlöschung begonnen werden. Wenn ein Feuer unmittelbar nach dem Ausbruch zu bekämpfen ist, so reichen die angeführten Mittel unter Umständen aus, nicht aber, wenn das Feuer bereits längere Zeit gewütet hat, und die Metallteile der Kabel, Armaturen, Transformatoren- oder das Öl-schaltergehäuse bereits über die Entflammungstemperatur der Isolierstoffe oder des Öls hinaus erhitzt sind. In diesem Fall wird die vorhandene Flamme zwar momentan gelöscht, aber das Öl usw. entzündet sich an den heißen Metallteilen sofort wieder. Es muß also dafür gesorgt werden, daß diese energisch abgekühlt werden, und das ist nur

durch reichliches Wassergeben möglich. Dann können auch die stärksten Ölbrände in kurzer Zeit gelöscht werden. An die Anwendung von Wasser wagte man sich aber bisher immer erst heran, wenn man die Anlage zuvor abgeschaltet hatte; eine Prozedur, die mit erheblichem Zeitverlust verbunden ist und übrigens auch Gefahren mannigfacher Art für die angeschlossenen Elektrizitätskonsumenten mit sich bringen kann.

Die Bedenken gegen die Anwendung von Wasserstrahlen bei unter Spannung stehenden Anlagen wurden von verschiedenen erfahrenen Elektrotechnikern schon lange nicht mehr geteilt; aber praktische Erfahrungen lagen bisher noch nicht vor. Deshalb entschloß man sich im Großkraftwerk Münster am Neckar des Städtischen Elektrizitätswerks Stuttgart zusammen mit der Stuttgarter Feuerwehr systematische Versuche im großen anzustellen. Diese Untersuchungen zeigten, daß auch auf diesem Gebiet, ebenso wie auf manchem andern, der Aberglaube eine große Rolle spielt. Die Versuche wurden zunächst in folgender Weise an einer 35 000-Volt-Leitung des Umspannwerks Münster ausgeführt: Ein normales Strahlrohr mit auswechselbarem Mundstück wurde auf einer ausziehbaren Autoleiter befestigt. Durch Heben und Drehen der Leiter konnte der Wasserstrahl aus verschiedenen Entfernungen auf die unterste Phase der Drehstromleitung gerichtet werden. Während des Anspritzens der Hochspannungsleitung wurde die Spannung zwischen Leitung und Erde und auch die Stromstärke über einen Widerstand gemessen, der den verschiedenen Werten des menschlichen Körperwiderstands entsprechend eingestellt werden konnte. Der Körperwiderstand bewegt sich, mit der Wheatstoneschen Brücke gemessen, in der Größenordnung von 5000 bis 150 000 Ohm. Da aus den Verhältnissen bei tödlich verlaufenen Unfällen und bei elektrischen Hinrichtungen auch die wesentlich niedrigeren Werte von 200 bis 3500 Ohm errechnet worden sind, wurden auch diese Werte bei der Strommessung eingestellt. Als ungefährlich wurde auf Grund von Tierversuchen eine Stromstärke von weniger als 50 Milliampere angenommen. Aus den Versuchen ergab sich nun, daß bei Strahlrohrweiten von 8 und 14 Millimeter Durchmesser bis auf Entfernungen von 4 Meter herab in keinem Fall eine gefährliche Stromstärke gemessen werden konnte. Die Stromstärken betragen 9 bis 18,5 Milliampere. Erst bei einer

Strahlrohrweite von 28 Millimeter Durchmesser und 4 Meter Abstand traten Stromstärken von 50 Milliampere auf. Gefahr besteht für den Strahlrohrführer nur, wenn der Wasserstrahl noch annähernd geschlossen und unzerteilt auf die spannungsführende Leitung trifft. Da bei kleinem Strahlrohrdurchmesser und hohem Druck der Strahl früher zerstäubt als bei großem Durchmesser und geringem Druck, so ist die gefährliche Entfernung im ersten Fall geringer als im letzten. Die Gefährlichkeitsgrenzen sind bei kleinem Druck für 8 Millimeter Strahlrohrdurchmesser weniger als 2 Meter, für 14 Millimeter Durchmesser weniger als 4 Meter und für 28 Millimeter Durchmesser etwa 4 Meter. Bei einer Erdung des Strahlrohrs am Hydranten ist auch bei kleinsten Entfernungen vollkommener Schutz gewährleistet. Weitere Versuche wurden dann noch mit einer für kleinere Brände benutzten Zimmerspritze angestellt. Angespritzt wurde eine auf Isolatoren aufgestellte Blechplatte, die bis auf 33 000 Volt Spannung gebracht wurde. Das Strahlrohr war gerichtet. Bis auf 1 Meter Entfernung war kein Strom meßbar, und die Feuerwehrleute, die zunächst nur zögernd an die Versuche herangegangen waren, empfanden auch nicht die geringste Belästigung. Beim Ausgießen von Wasser mit einem Eimer kann leicht ein ununterbrochener Wasserstrahl auftreten. Hier liegt also unter Umständen eine Gefahr vor.

Materialunter- Die Durchleuchtung mit
suchung Röntgenstrahlen gestattet unter besonderen Bedingungen auch bei Metallen die Auffindung von Materialfehlern in Guß- und Schmiedestücken aus Stahl und Eisen, die sonst auf keine Weise festzustellen sind. Der Betriebsunfall, der sich bei der Ausreise eines neuern Schnell dampfers ereignete, bei dem auf hoher See eine Kolbenstange von 250 Millimeter Durchmesser gebrochen war, lenkt die Aufmerksamkeit von neuem auf die Röntgenuntersuchung, und das Kaiser-Wilhelm-Institut in Berlin ist jetzt mit der Feststellung der Bedingungen beschäftigt, wie weit die Anwendbarkeit der Röntgenstrahlen hier gehen kann. Mit Röntgenanlagen, wie sie gegenwärtig in der Medizin gebräuchlich sind, können bei 250 000 Volt Betriebsspannung Werkstücke bis 120 Millimeter Dicke untersucht werden. In der Praxis liegt die Grenze bei 75 Millimeter; bei Aluminium ist sie wesentlich höher. Für die allgemeine Anwendung sind Röntgen-

strahlen von der erwähnten Größe zu kostspielig und unbeweglich; sie verlangen auch die Bedienung und Wartung durch besonders geschultes Personal. Es haben sich aber auch schon kleinere Anlagen, so in der Eisenbahnreparaturwerkstätte in Wittenberge, bei der Untersuchung von Kesselblechen bewährt.

Entstaubung Die Entwicklung von Staub und Ruß ist eine unvermeidliche Begleiterscheinung

der modernen Technik. Im Interesse der Gesundheit und der Produktionsförderung ist die Beseitigung des Staubs aus Werkstätten und anderen Aufenthaltsräumen zwingend notwendig, und in immer steigendem Umfang ist man heute auch darauf bedacht Staub und Ruß nicht mehr in die freie Atmosphäre austreten zu lassen, um Vegetationsschädigungen, der Nebelbildung usw. vorzubeugen. Da mit dem Staub häufig auch für die Industrie wichtige und wertvolle Stoffe verloren gehen (zum Beispiel Metalle in der Hüttenindustrie), und die beim Hochofenbetrieb und in Kokereien abfallenden brennbaren Gase durch ihren hohen Staubgehalt stark entwertet werden, so stellt sich ein ganz allgemeines Bedürfnis heraus für wirksame Entstaubung zu sorgen. Die bisher angewandten Methoden sind entweder Trocken- oder Naßreinigungsverfahren. Bei jenen geschieht die Staubabscheidung durch Geschwindigkeitsverringern der bewegten Gasmassen, indem man diese in geräumige Kammern eintreten läßt oder in ihren Weg Stoßflächen setzt, oder indem man das verunreinigte Gas durch Stofftücher, Schichten von Kies, Koks- oder Metallringen leitet. Bei dem Naßverfahren werden die Gase mit feinverteilten Flüssigkeiten, Wasser, Lauge, Öl usw., benetzt. Diese beiden Verfahren sind mit beträchtlichen Nachteilen verbunden. Bei der Trockenreinigung sind ganz beträchtliche Energiemengen aufzuwenden, und außerdem müssen Wärmeverluste bei der Abkühlung heißer Gase in Kauf genommen werden. Auch bei der Naßreinigung treten solche Verluste auf, wozu bei diesem Verfahren noch der Zwang hinzukommt die schlammigen Abwässer zu reinigen und zu klären. Bei dieser Sachlage hat die Entstaubung durch elektrische Entladung, deren Prinzipien seit langem bekannt sind, besondere Bedeutung gewonnen, nachdem es gelungen ist das elektrische Reinigungsverfahren den verschiedenen Bedürfnissen der Praxis anzupassen. In

Deutschland hat das Elektroeinigerungsverfahren seit Beginn des Weltkriegs großen Aufschwung erfahren. Es besteht darin, daß man hochgespannte Elektrizität aus feinen Spitzen, scharfen Kanten, Drähten usw. aussprühen läßt. Der Sprühkathode steht eine Niederschlaganode gegenüber, die aus Blechplatten, Rohrwandungen oder großflächigen Gittern bestehen kann. Der meist auf den Werken zur Verfügung stehende Wechselstrom wird auf 50- bis 80000 Volt hin- auftransformiert und gleichzeitig in pulsierenden Gleichstrom verwandelt, da es bei der Elektroentstaubung darauf ankommt, daß von irgendeiner Stelle Elektronen, also negativ geladene Elementarteilchen, austreten, die als Konzentrationskern für die Staubeilchen wirken. Die geladenen Teilchen ziehen die ungeladenen oder entgegengesetzt geladenen an, und es findet eine Zusammenballung der Teilchen statt, die sich dann in dem Gas oder der Luft nicht mehr schwebend zu erhalten vermögen oder durch Schütteln von der Niederschlagsanode zum Abfallen gebracht werden. Der ganze Vorgang vollzieht sich in geräumigen Kammern, durch die die zu reinigenden Gas- oder Luftmassen hindurchgeführt werden. In diesen 3 bis 10 Meter langen oder hohen Kammern sind die Elektroden in der Form von weitmaschigen Drahtnetzen in der Ebene der Gasrichtung in 10 bis 15 Zentimeter Abstand von einander angeordnet. Der Energieverbrauch dieser Elektrofilter ist verhältnismäßig gering, er beträgt nur 0,2 bis 2 Kilowatt für jedes sekundlich zu reinigende Kubikmeter Gas. Der erzielbare Reinigungsgrad hängt von der Art des abzuschheidenden Staubes und der Zusammensetzung des Gases ab. Handelt es sich um die Beseitigung von Flugasche, Rußteilchen usw. aus den Heizgasen zur Beseitigung der Rauchplage, so begnügt man sich mit etwa 85 % der im Gas enthaltenen Staubeile; dagegen sucht man bei der Abscheidung von wieder verwertbarem Staub, wie bei Metalloxyden, Salzen, Farben usw., einen Reinigungsgrad von 98 % und darüber zu erreichen. Die gleiche Reinheit wird auch für Nutzgase zum Betrieb von Gasmotoren und ebenso für schwefelhaltige Gase in Schwefelsäurefabriken verlangt. In großem Umfang wendet man die Elektroentstaubung in der Kohlenindustrie an; dann bei der Müllverbrennung, in der Kalisalzindustrie, bei Eisen- und Metallverhüttung, in der Textilindustrie, bei Sandstrahlgebläsen, in der Müllerei, bei Kesselfeuerungen usw.

Kurze Chronik Auf Anregung des Deutschen Museums wird geplant die *technischen Kulturdenkmäler* in ähnlicher Weise für die Nachwelt zu erhalten wie die Kunstdenkmäler. Conrad Matschoß hat es übernommen vorläufig einmal festzustellen, wo sich in Deutschland noch derartige alte technische Anlagen befinden, deren Erhaltung anzustreben ist. In den Beiträgen zur Geschichte der Technik und Industrie, im Jahrbuch des Vereins Deutscher Ingenieure 1927, wird über das erste Ergebnis dieser Sammlung berichtet. \diamond Die Erfindung des *Uhrwerks* ist, woran der Vorwärts vom 27. April 1928 erinnerte, einem französischen Mönch namens Geroert zu verdanken, der ums Jahr 1000 die erste richtige Uhr konstruierte; bis dahin hatte man nur Sonnenuhren gekannt. \diamond In dem Kälte-laboratorium der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt ist durch Verflüssigung von Helium die bisher *tiefste Temperatur* von -272° erreicht worden; sie liegt also nur noch 1° über dem absoluten Nullpunkt. Das gleiche Resultat ist zwar schon von dem verstorbenen Physiker Kamerlingh Onnes in Leyden erreicht worden. Die Ergebnisse der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt sind aber deshalb besonders bemerkenswert, weil die Anlagen die Erzeugung von 3 Liter flüssigen Heliums in der Stunde ermöglichen, so daß nunmehr die Möglichkeit zu umfangreichen Versuchen bei Temperaturen in der Gegend des absoluten Nullpunkts gegeben ist. \diamond Mit seinem Macchirentiefdecker hat der Major de Benardi während 2 Rennen eine *Fluggeschwindigkeit* von 505 Kilometer in der Stunde erreicht. Mit einem Kirkhamdoppeldecker sollen sogar 519 Kilometer in der Stunde zurückgelegt worden sein. \diamond In Baltimore sollen Versuche mit einem neuen *Lichtsignal an Straßenkreuzungen* angestellt werden, bei denen die Steuerung durch die elektrische Hupe der ankommenden Wagen bewirkt wird. In welcher Weise die Steuerung durchgeführt werden soll, wird nicht berichtet. Am einfachsten dürfte sie sich durch Mikrophone bewerkstelligen lassen; die Schwankungen im Mikrophonstromkreis steuern dann eine Elektronenröhre, deren Anodenstrom weitere Relais betätigt. \diamond Das neue *Bildfunkverfahren* Lorenz-Koch wird von der preußischen Polizei eingeführt. \diamond Am 1. April gab es in Deutschland 2 234 732 *Rundfunkhörer*; seit dem 1. Januar, also in 3 Monaten, hat ihre Anzahl um 11,1 % zugenommen.

Verkehr / Otto Schmidt

Transozeanflug Nach den vergeblichen Versuchen die Nordhälfte des Atlantischen Ozeans im Flugzeug in der Richtung von Ost nach West zu überqueren (auf der Südhälfte haben dies bekanntlich die Franzosen Costes und Le Brix vollbracht (siehe diese Rundschau, 1927 II Seite 1054)), die im Lauf des vorigen Jahres nicht weniger als 29 Menschenleben gefordert haben, ist nun in diesem Frühjahr den Deutschen Hermann Köhl und Günther von Hünefeld gemeinsam mit dem Iren Fitzmaurice der Ozeanflug von Europa nach Amerika gelungen. Der Fortschritt, den der Flug gegenüber den bisherigen Versuchen gebracht hat, war allerdings äußerst bescheiden. Wie einer Reihe von Piloten, die im vorigen Jahr von Amerika über den Ozean herüberkamen, gelang es auch der Bremen nicht ihr Ziel zu erreichen. Die Selbstverständlichkeit und Planmäßigkeit, die uns immer wieder den Lindberghschen Flug bewundern läßt, war auch diesem Versuch versagt. Die 3 Flieger erreichten zwar Amerika, oder vielmehr eine vorgelagerte Insel, aber dies haben sie ohne Zweifel mehr dem Glück als ihrer eigenen Leistung oder der ihrer Maschine zu verdanken. Das ist es ja auch, was die Ozeanflüge dieser Art noch nicht einmal als sportliche Bravourleistung erscheinen läßt: daß bei ihnen der Zufall den Ausschlag gibt. Auch bei diesem Flug mit einem einmotorigen Landflugzeug hat nicht nur der Kompaß zeitweise versagt, sondern die Flieger wußten, wie sie selbst angaben, lange Zeit nicht, in welcher Himmelsrichtung sie überhaupt flogen, und, statt die unwirtliche Insel Greenly Island zwischen Canada und Neufundland noch in letzter Stunde zu erreichen, hätten sie ebensogut im Nebel nahe der Küste dem Land parallel fliegen und das tragische Schicksal der französischen Pioniere Nungesser und Coli teilen können. Wir wissen nunmehr, daß auch die Überquerung des Ozeans von Osten nach Westen möglich ist, haben jedoch gleichzeitig erkannt, daß sie nach den bisherigen Methoden eine Herausforderung des Glücks, aber keine praktische Arbeit für die Zukunft ist. Mit Recht ruft man daher in Amerika: Genug der Todesrennen! Eine viel größere Aufgabe ist es jetzt die technischen Voraussetzungen, sowohl was die Konstruktion des Flugzeugs wie auch dessen Navigation betrifft, für einen sicheren und planmäßigen Ozeanflug zu schaffen

als immer von neuem sich dem Zufall anzuvertrauen. Ohne Zweifel wird hier das mit mehreren Motoren ausgerüstete Flugboot berufen sein die noch heute vorhandene Lücke auszufüllen, daneben oder ihm voran das Luftschiff.

Neben dem geglückten deutschen Ozeanflug ist in der deutschen Öffentlichkeit ein anderes Ereignis völlig unbeachtet geblieben, das unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen sollte: der Weltflug der Franzosen Dieudonné Costes und René Le Brix. Diese beiden Flieger, von denen Costes Frankreichs bester Langstreckenflieger ist, haben in 60 Tagen von Frankreich aus einen Flug von 57 000 Kilometer Länge um die ganze Welt vollbracht und sind nach Ablauf der gesteckten Frist planmäßig an ihrem Ausgangsort (Paris) wieder angelangt. Sie haben dabei Afrika, Südamerika, Nordamerika, Japan, Asien und Südeuropa überquert und ferner ebenfalls den Ozean auf der Strecke Afrika-Südamerika. Dieser Weltflug, auf den ausführlich nur der Berliner Mittag am 20. April in einem sehr schönen Bericht hingewiesen hat, hat der Entwicklung des Flugverkehrs sicherlich sehr genützt, und die auf ihm gesammelten reichen Erfahrungen werden in vielem richtunggebend sein können. Er hat Aufgaben gesteckt, die für den europäischen Flugverkehr, nicht nur über den Ozean sondern vor allem auch nach Asien und Afrika, ihrer Lösung harren.

Der Flug Köhl - Hünefeld - Fitzmaurice wie der Flug Costes - Le Brix sollten beide, losgelöst von nationalem Stolz und Neid, als europäische Taten betrachtet werden. In den Leistungen, die das Weltmeer überwinden, verkörpert sich die kontinentale Idee. Europa wird in ihnen zur Einheit.

Luftverkehr

Während die Transozeanflüge bisher nur als Vorarbeiten für spätere Verkehrsverbindungen zu bewerten sind, macht der Flugverkehr auf den einzelnen Kontinenten von Jahr zu Jahr weitere Fortschritte. Die Deutsche Luft-

hansa erreicht in ihrem diesjährigen Sommerflugplan in den Hauptbetriebsmonaten eine tägliche Flugleistung von über 60 000 Kilometer und übertrifft damit wesentlich die Leistungen des Vorjahrs. Neben einem verstärkten Ausbau des deutschen Flugverkehrs ist eine Reihe neuer internationaler Flugverbindungen entstanden, so nach Madrid und Mailand sowie weitere Linien nach Skandinavien und den östlichen Rand-

staaten. Fast alle Hauptstädte Europas sind nunmehr an das deutsche Flugnetz angeschlossen, so daß die bevorzugte luftpolitische Lage Deutschlands hier gut ausgenutzt worden ist. Neben dem weitern Ausbau des Nachtflugverkehrs sowie der Einrichtung eines Sonntagsflugdienstes zwischen Berlin und Paris, dem weitere Strecken folgen sollen, werden vor allem die neugeschaffenen Expressflugstrecken nach Zürich, Wien, Kopenhagen und Köln die Vorteile des Flugzeugs gegenüber den anderen Verkehrsmitteln besonders betonen. Die Erhöhung der Geschwindigkeit bei den Expresslinien ist ganz beträchtlich; die Strecke Berlin-Wien, zum Beispiel, wird in 4 Stunden zurückgelegt. Auch die Luftfrachtbeförderung ist weiter vervollkommenet worden, eine Reihe von Strecken dient nur der Beförderung von Fracht. Im Luftpostverkehr werden in diesem Sommer 66 Linien betrieben.

Im transkontinentalen Luftverkehr hat Frankreich versucht im Wettbewerb gegen die geplante Luftschiffverbindung Spanien-Südamerika mit dem im Bau befindlichen Zeppelin einen Flugzeugverkehr Paris-Buenos Aires durchzuführen. Die Strecke soll in 10 Tagen, zum Teil mit dem Land- und Wasserflugzeug, zum Teil mit Schnelldampfern über den Ozean zurückgelegt werden. Der Anfang März unternommene Eröffnungflug hat freilich ziemliche Schwierigkeiten ergeben. Man wird die Ergebnisse des Luftschiffverkehrs Sevilla-Buenos Aires abwarten müssen, um nachher beurteilen zu können, welches von beiden Verkehrsmitteln hier besser am Platz ist. Das mindere muß dann zurücktreten. Nationales Prestige darf hier nicht mit-sprechen, nur das gemeineuropäische Interesse entscheidet hier.

Der englische Flugdienst London-Australien, der für die politische und wirtschaftliche Grundlage des britischen Imperiums von ungeheurer Bedeutung ist, soll demnächst verwirklicht werden, sobald auch für den Nachtverkehr die notwendigen Sicherheiten vorhanden sind. Die Abwicklung des Flugdienstes ist folgendermaßen vorgesehen: London-Kairo 35 Stunden, Kairo-Karachi 33 Stunden, Karachi-Rangoon 30 Stunden, Rangoon-Singapore 18 Stunden, Singapore-Port Darwin 33 Stunden, Port Darwin-Melburne 30 Stunden.

Vom 7. bis zum 28. Oktober findet in Berlin die Internationale Luftfahrt Ausstellung statt, auf der die luftfahrttreibenden Mächte Europas sowie Amerika und Japan vertreten sein werden.

**Luftfahrt als
Forschungs-
mittel** Weder das Luftschiff noch das Flugzeug sind bisher, von einigen Versuchen abgesehen, bewußt als wissenschaftliche Forschungsmittel verwendet worden. Infolge ihres Vorzugs auch die unwirtlichsten und unzugänglichsten Gebiete überqueren zu können sind aber gerade sie in hohem Maß geeignet der wissenschaftlichen Forschung zu dienen und ihr Ergebnisse zu liefern, die auf anderem Weg schwer zu erreichen wären. Die jetzt veranstalteten Flüge zum Nordpol sind als der Anfang einer planmäßigen Arbeit auf diesem Gebiet zu bewerten. Der Nordpol ist bereits im Jahr 1926 2mal auf dem Luftweg erreicht worden, und zwar im Flugzeug von den Amerikanern Richard Byrd zusammen mit Lloyd G. Bennet (der jetzt bei dem Versuch die deutschen Ozeanflieger auf Greenly Island zu erreichen auf so traurige Weise ums Leben kam) und unmittelbar danach im Luftschiff von Roald Amundsen gemeinsam mit dem Amerikaner George Ellsworth und dem Italiener Umberto Nobile. Die Ergebnisse dieser beiden Flüge waren zunächst weniger geologischer als navigatorischer Art, da durch sie die Möglichkeit der Benutzung der Radiopeilung in der Polargegend bewiesen wurde. Die Internationale Studiengesellschaft für die Erforschung der Arktis arbeitete dann an dem Zustandekommen einer wissenschaftlichen Expedition zum Nordpol; der Flug sollte mit einem Luftschiff von 150 000 Kubikmeter ausgeführt werden. Inzwischen hat Nobile mit Unterstützung der italienischen Regierung selbständig eine arktische Expedition ausgerüstet, die mit dem Luftschiff Italia, das einen Aktionsradius von 5000 bis 5500 Kilometer hat, am 3. Mai von Stolp in Pommern aus unternommen wurde. Nach einer stürmischen Fahrt landete das Luftschiff in Kingsbay auf Spitzbergen. Dort stieg dann Nobile am 11. Mai zur Weiterfahrt nach den Polargebieten auf, geriet aber in einen heftigen Sturm und dichten Nebel, wodurch er zur Umkehr gezwungen wurde. Doch gedenkt er die Flüge bald wieder aufzunehmen. Neben eingehenden meteorologischen und geographischen Untersuchungen ist von ihm eine Landung am Nordpol geplant, die unter anderem Klarheit über die von verschiedenen Seiten angenommene Ausdehnung der Landmassen im Polarmeer erbringen soll. Zur Unterstützung dieser Luftschifffahrten zum Nordpol steht in Spitzbergen ein umgebauter Kabeldampfer als Mutterschiff dauernd zur

Verfügung. Es ist anzunehmen, daß diese gründlich vorbereiteten Luftschifffahrten zum Nordpol äußerst wertvolle wissenschaftliche Ergebnisse liefern werden, die auch für den Luftverkehr nicht ohne Bedeutung sein können, da eine Überquerung des Polargebiets auf dem Luftweg nach Asien durchaus im Bereich der Möglichkeiten liegt. Im April gelang es außerdem den Amerikanern George Wilkens und Charles B. Eyselton von Alaska aus den Nordpol zum drittenmal zu überfliegen. Die Piloten landeten nach Überquerung des Pols auf Spitzbergen in östlicher Wildnis und erreichten erst nach 5tägigem Suchen eine norwegische Kolonie. Auch dieser Flug, über dessen wissenschaftliche Ergebnisse bisher nichts Näheres bekannt geworden ist, hat gezeigt, daß eine Navigation in der Polargegend mit dem Sonnenkompaß einwandfrei möglich ist.

Eisenbahn- wesen

Die schon seit längerer Zeit laufenden Verhandlungen über eine möglichst enge Anpassung des deutschen und des österreichischen Eisenbahnbeförderungsrechts haben jetzt in der neuen Eisenbahnverkehrsverordnung ihren Abschluß gefunden. Diese neue Verordnung, die am 1. Oktober in Kraft treten wird, sieht übereinstimmende Vorschriften für den Eisenbahnverkehr in Österreich und Deutschland vor. Eine ähnliche Zusammenarbeit der beiden Staaten in Fragen der Binnenschiffahrt und des Luftverkehrs ist geplant. Zur Verbesserung der ostdeutschen Eisenbahnverhältnisse beschloß der Verkehrsausschuß des Reichstags einstimmig den Ausbau von 5 neuen Bahnlinien in Ostpreußen, darunter der Strecken Neidenburg-Gilgenburg-Rosenberg-Heiligenbeil und Zinten-Preußisch Eylau. Ferner sollen in der östlichsten preußischen Provinz 12 Autoverkehrslinien eingerichtet werden. Auch die Eisenbahnverhältnisse in den Deutschland gelassenen Teilen Posens und Westpreußens sind zum Teil äußerst ungünstig, da die Bahnstrecken infolge der willkürlichen Grenzen dieser Provinz fast alle durchschnitten worden sind. Vor allem fehlt es an einer nordsüdlichen Verbindungsbahn; weite Gebiete des Hinterlands haben keine Eisenbahnverbindung. Die Städte und Kreise der Grenzmark fordern daher, unter Benutzung teilweise vorhandener Strecken, eine Bahnlinie von Driesen über Schwerin an der Warthe, Meseritz, Neubentschen, Kolzig nach Fraustadt.

Zwischen Leipzig und Halle laufen seit dem 20. Februar elektrische Schnellzüge, die eine Geschwindigkeit von 100 Kilometer in der Stunde erreichen und damit die schnellsten deutschen Züge darstellen. Die Züge sind in der Art der D-Wagen gebaut und enthalten neben den übrigen Räumlichkeiten 16 Plätze 2. und 50 Plätze 3. Klasse. Mit Stehplätzen können sie 100 bis 110 Personen befördern. Die Triebwagen sind von der Firma Siemens erbaut worden. Der größte deutsche Kleinbahnkonzern, die Aktiengesellschaft für Verkehrswesen in Berlin, hat die Fusion mit der Westdeutschen Eisenbahngesellschaft beschlossen. Durch diese Fusion ist die Zusammenfassung der deutschen Kleinbahnen in wenigen großen Konzernen weiter fortgeschritten. Der Dambruch bei Buchs in der Schweiz ist durch Verwendung von 550 Tonnen Kriegsbahnbrücken und 320 Tonnen Ersatzbrücken der Schweizer Bundesbahnen und 250 Kubikmeter Holz für die Joche provisorisch geschlossen worden. Die Arbeit beanspruchte nur 36 Tage.

Telephonwesen

Das europäische Fernsprechkabelnetz ist in letzter Zeit erheblich weiter ausgedehnt worden. Nach Fertigstellung der Verbindung Dresden-Prag wurde der unmittelbare Fernsprechverkehr zwischen Dänemark, Holland und Frankreich mit der Tschechoslowakei eröffnet. Ebenso sind die beiden direkten Fernsprechleitungen Basel-London und Zürich-London dem Betrieb übergeben worden. Die längste ununterbrochene Fernsprechverbindung Europas, von 2500 Kilometer Länge, kann zwischen London und Stockholm hergestellt werden; sie verläuft über Aldeburgh, Domburg, Rotterdam, Arnheim, Berlin, Malmö und Norrköping. Die zurzeit längste Fernsprechleitung der Welt ist die zwischen Washington und Mexico, die 5400 Kilometer umfaßt. Ende März wurde zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten von Amerika der Telephonverkehr eröffnet. Allerdings sind die Gebühren für ein Telefongespräch außerordentlich hoch; ein Gespräch von 3 Minuten kostet nicht weniger als 1200 Francs. Trotzdem wurden bereits am Eröffnungstag nicht weniger als 36 Gespräche zwischen Paris und New York geführt. In Stockholm kommen auf 450 000 Einwohner 120 000 Fernsprechanchlüsse. Das Prager Fernsprechnet ist jetzt auf Selbstwählerbetrieb umgestellt.

Gefahrenbekämpfung

Es ist eine völlig irri-
ge Auffassung, daß die Unfälle im großstädtischen Verkehr als unabwendbare Tatsache hingenommen werden müssen, und daß alle Versuche der Unfallverhütung im Verkehrswesen ohne großen Nutzen seien. Sicherlich wird es, solange Eisenbahnen fahren, Eisenbahnunglücke geben, und solange Automobile auf den Straßen verkehren, Automobilzusammenstöße. Nur ist die Zahl der Verkehrsunfälle in allen Großstädten der Welt so hoch, und sie steigt von Jahr zu Jahr weiter, daß ernste Abhilfe dringend erforderlich erscheint. Folgende Zahlen mögen diese Notwendigkeit bezeugen: In den Vereinigten Staaten von Amerika wurden im vergangenen Jahr allein durch Automobilunfälle 26 618 Personen getötet und 798 700 Personen verletzt. In London wurden 1927 durch Straßenunfälle 1001 Personen getötet. In Berlin betrug die Gesamtzahl der Verkehrsunfälle im letzten Jahr 21 926, gegen 13 728 im Jahr 1926, wobei 144 Personen getötet und 9022 verletzt wurden; seit dem 1. April 1924 haben sich die Verkehrsunfälle in Berlin vervielfacht, die Anzahl der Getöteten und Verletzten etwa vervierfacht, während die Anzahl der zugelassenen Kraftfahrzeuge nur um etwas mehr als das Doppelte gestiegen ist. In Hamburg ereigneten sich im 1. Vierteljahr des Jahres 1681 Verkehrsunfälle, wobei 28 Menschen getötet und 813 verletzt wurden. Der Verkehr verschlingt also jährlich Menschenopfer, die den Einwohnerschaften kleiner Städte entsprechen. Abhilfe kann hier nur eine planmäßige Unfallbekämpfung schaffen. In verschiedenen Städten Nordamerikas werden den Einwohnern in Hunderttausenden von Flugblättern die wichtigsten Verhaltensmaßregeln auf der Straße immer wieder eingepflichtet, in Bildern und Plakaten die Gefahren betont, und insbesondere auch die geltenden Verkehrsvorschriften erläutert, die bei uns vielfach nur ein verschwindend geringer Teil der Straßenbenutzer wirklich kennt. Eine ähnliche Belehrung des Publikums wurde kürzlich auch in Berlin in allerdings sehr wenig gewandter und wirksamer Form versucht. Soll eine wesentliche Verminderung der Verkehrsunfälle eintreten, so müssen alle Straßenbenutzer, Fahrzeugführer wie Fußgänger, in gleichem Maß hier mitarbeiten. Die Verkehrsbehörden werden ihrerseits durch Schaffung zweckmäßigster Straßenanlagen in bester Aufteilung, durch den Bau von Rad-

fahrwegen in den Hauptverkehrsstraßen sowie durch Maßnahmen für eine reibungslose Abwicklung des Fußgängerverkehrs an Kreuzungen und Plätzen zur Erreichung dieses Ziels beitragen müssen. Mit der Anlage automatischer Verkehrssignale, die, wenn möglich, noch von einer Stelle aus bedient werden, ist es allein nicht getan. Besonders auch den Kindern muß in der Großstadt von frühester Jugend an durch Belehrung in den Schulen und gutes Vorbild der Erwachsenen vorsichtiges Verhalten auf der Straße zur Gewohnheit gemacht werden. Da das Automobil an der Gesamtzahl der Unfälle am stärksten beteiligt ist, sei gegenüber dem vielfach rücksichtslosen Fahren der Fahrzeugführer, namentlich bei Privatwagen, aber auch mancher Taxenchauffeure, die Stellung der amerikanischen Verkehrsbehörden zu solchen Fahrern auch für unsere Verhältnisse empfohlen. In Amerika ist die Erlangung eines Führerscheins verhältnismäßig einfach und billig, da man dem Bürger auch in dieser Hinsicht bei der Ausübung seiner Rechte keine Schwierigkeiten machen will. Gleichzeitig überträgt man ihm jedoch hierbei die volle Verantwortung für sein Tun. Verstöße gegen die Verkehrsvorschriften, wildes Fahren, Unfälle und dergleichen ziehen sehr schnell nicht nur den Verfall des Führerscheins und hohe Geldstrafen sondern sogar die Beschlagnahme des Wagens und Freiheitsstrafen nach sich. Diese Methode weitestgehender Übertragung der Verantwortung, aber zugleich schärfster Verantwortlichkeit und persönlicher Haftung des Fahrzeugführers ist ohne Zweifel ein wirksames Mittel von hohem erzieherischen Wert für die Unfallverhütung.

Neben den Verkehrsunfällen fordert der großstädtische Verkehr in mehr unsichtbarer Weise von den Großstadtbewohnern täglich noch andere Opfer durch den Lärm und den Geruch. Die Technik hat hier zwar schon vieles gemildert, und insbesondere die Staubbekämpfung ist durch die Behandlung der Fahrbahn mit Teer und ähnlichen Stoffen wirksam durchgeführt worden, aber die Geräusch- und Geruchbelästigung durch den Verkehr machen den Aufenthalt in der Innenstadt zu den Stunden des Hauptverkehrs geradezu unerträglich. Gegen das trotz dem Verbot noch allzu häufig zu beobachtende Herausströmen der Auspuffgase sollte mit den schärfsten polizeilichen Strafen vorgegangen werden. Auch das übermäßige Hupen sollte untersagt werden. Mit dem Lärm

sind ferner nicht nur für die Fahrgäste sondern auch für die anliegenden Häuser und deren Bewohner häufig so starke Erschütterungen verbunden, daß man bereits in vielen Fällen zur Sperrung einzelner Straßenzüge mit älteren Häusern für den schweren Automobilverkehr hantieren muß. Um diese Belästigungen der Großstadtbewohner durch den Straßenverkehr zu beseitigen oder wenigstens zu mindern, hat jetzt die beim Magistrat der Stadt Berlin bestehende Zusatzstiftung zu Zeitlers Studienhausstiftung auf Vorschlag des Vereins Deutscher Ingenieure ein Preisausschreiben zur Bekämpfung des Straßenlärms erlassen. Es sind die stärksten und störendsten Lärmquellen zu ermitteln und Vorschläge zu machen, wie man sie zweckmäßig dämpfen kann. Hoffentlich benutzen die Verkehrsbehörden das Ergebnis dieses Preisausschreibens als geeignete Grundlage für eine umfangreiche Bekämpfung der Geräusch- und Geruchbelästigung durch den Verkehr.

Totenliste

Am 18. November 1927 starb in Nauheim der Generaldirektor der westfälischen Straßenbahnen *Paul Müller*, einer der führenden Männer im deutschen Straßen- und Kleinbahnwesen.

Der Voller der des Panamakanals, *George Goethals*, starb Mitte Januar 1928 in New York, im Alter von 70 Jahren. Goethals nahm 1904 das bereits 1881 von François de Lesseps begonnene später eingestellte Projekt des Panamakanals wieder auf und vollendete den Kanalbau 10 Jahre später. Während des Weltkriegs war Goethals Generalquartiermeister des amerikanischen Expeditionskorps in Europa.

Der langjährige Leiter des Deutschen und Preußischen Landkreistags *Otto Constantin* starb am 25. Januar in Berlin (siehe die Rundschau Innenkolonisation, in diesem Band Seite 369). Constantin hat sich neben seiner kommunalpolitischen Tätigkeit auch besonders um die wirksame Regelung des Straßenverkehrs und Straßenbauwesens in den deutschen und preußischen Kreisen verdient gemacht.

In hohem Alter starb am 28. Januar in Schandau der Hotelerbauer und -fachmann *Rudolf Sendig*. Er hat zunächst Schandau durch seine großen Hotel- und Vergnügungsbauten zu einem bekannten Erholungsort gemacht und dann in einer Reihe deutscher Städte bedeutende Hotels geschaffen und geleitet, so den Europahof in Dresden, das Hotel

Continental in Berlin, den Württemberger Hof in Nürnberg, das Edenhotel in Wiesbaden. Da Sendig während seiner 65jährigen Tätigkeit eine große Zahl berühmter Leute kennenlernte und mit vielen befreundet blieb, schrieb er in seinen Ruhejahren ein amüsanter Buch *Diskretes und Indiskretes*.

Am 4. Februar starb in Duisburg der Reichstagsabgeordnete *Friedrich Raschig*, der sich im Rahmen seiner industriellen Tätigkeit unter anderm besonders der Entwicklung der modernen Straßenbauverfahren gewidmet hat.

In Potsdam starb am 26. März der langjährige Wasserbaudirektor der märkischen Wasserstraßen, *Arthur Lindner*, der an dem Ausbau des deutschen Wasserstraßennetzes in hervorragender Weise mitgearbeitet hat.

In New York starb Mitte April der Präsident der New York Central Railroad *Chauncey M. Depew*, in seinem 94. Lebensjahr. Er war nicht nur Jahrzehnte hindurch eine der einflußreichsten Persönlichkeiten des amerikanischen Eisenbahnwesens sondern auch gleichzeitig einer der bekanntesten republikanischen Politiker in den Vereinigten Staaten.

Am 18. April starb in London *James Henry Lord Dalziel*, der Präsident der Internationalen Schlafwagengesellschaft, der englischen Pullmanengesellschaft und des jetzt mit der Schlafwagengesellschaft vereinigten Reisebureaus von Cook. Dalziel, der sich um die Ausgestaltung und Verbesserung der europäischen internationalen Luxuszüge nach amerikanischem Muster verdient machte, hat im übrigen eine nicht alltägliche Laufbahn zurückgelegt. Lokalreporter in San Francisco, Besitzer einer sensationssuchenden Nachrichtenagentur in London sowie der englischen Pullmanengesellschaft, Unterhausmitglied der Konservativen Partei, Präsident der Internationalen Schlafwagengesellschaft und Lord waren die Etappen auf diesem Weg.

Am 20. April starb in seinem 81. Lebensjahr in Dren Helder in Holland *Dorus Rykers*, der einstige langjährige Kommandant eines Rettungsboots der Nordholländischen Rettungsgesellschaft. Während seiner Tätigkeit hat er 511 Schiffbrüchigen das Leben gerettet. In Holland ist er deshalb mit Recht als Nationalheld geehrt worden.

Kurze Chronik Die Studiengesellschaft für Automobilstraßenbau in Berlin, die bereits 1926 einen Vorschlagsplan zum Ausbau eines Netzes der deutschen Fernstraßen vor-

legte, hat jetzt die Karte eines deutschen Hauptverkehrsstraßennetzes fertiggestellt, die die deutschen Fernstraßen in einer Gesamtlänge von 22 500 Kilometer umfaßt. ◊ Da langjährige Versuche ergeben haben, daß durch die gewöhnlichen Vollgummireifen der Automobile eine besonders starke Wegeabnutzung hervorgerufen wird, erließ der Reichsverkehrsminister eine Verordnung, die die gewöhnlichen *Vollgummireifen* vom 1. Juli 1928 ab verbietet. Vor diesem Zeitpunkt zugelassene Automobile dürfen noch bis zum 1. Juli 1929 mit Vollgummireifen fahren. Ausnahmen von dem Verbot sind lediglich für Zugmaschinen in landwirtschaftlichen und forstwirtschaftlichen Betrieben zugelassen. ◊ Eine amerikanische Schiffahrtsgesellschaft arbeitet an einem Projekt durch neue Schnelldampfer eine Durchquerung des Atlantischen Ozeans in 4 Tagen zu ermöglichen. Diese neuen *Expresdampfer* müßten zu diesem Zweck D-Zugs-Geschwindigkeiten erreichen. Die amerikanische Reederei will diesen Verkehr bereits im Jahr 1930 aufnehmen. Auch die deutschen Reedereien haben bereits Versuche mit 60-Kilometer-Schnelldampfern anstellen lassen, konnten sich jedoch noch nicht zur Aufnahme solcher Linien entschließen, da die hohe Geschwindigkeit im Schiffsverkehr allgemein auf Kosten der Wirtschaftlichkeit erkauft wird. ◊ Zwischen der spanischen und der französischen Regierung schweben Verhandlungen über den gemeinsamen Bau eines *Tunnels unter der Meerenge von Gibraltar*. Besonders Frankreich ist seit langem an einer direkten Verbindung mit Afrika und seinen dortigen Kolonien in starkem Maß interessiert. Der Tunnel würde auch für die geplante durchgehende Bahnverbindung Calais-Kapstadt, die besonders von englischer Seite propagiert wird, von Bedeutung sein (siehe diese Rundschau, 1927 II Seite 777). ◊ Die Stadt Los Angeles hat für 350 000 Dollars 40 *Fußgängertunnels* gebaut, um auf diese Weise an den verkehrsreichsten Stellen der Stadt den Fußgängerverkehr vom Fahrzeugverkehr trennen zu können. Auch Berlin sollte die Anlage derartiger Fußgängerunterführungen an besonders verkehrsreichen Plätzen und Straßenkreuzungen in Erwägung ziehen. ◊ Voraussichtlich wird im kommenden Wintersemester die Handelshochschule Berlin mehrere *Lehrstühle für Verkehrswissenschaft* eröffnen. Schon im Sommersemester sind die Vorlesungen über Verkehrswissenschaft vermehrt worden. ◊

Auf den Posten des Direktors des Vereins Deutscher Straßenbahnen, Kleinbahnen und Privateisenbahnen wurde *Konrad A. Müller* berufen, an Stelle *Fritz Helms*, der eine Professur an der Berliner Technischen Hochschule annahm.

Literatur Das Reichsarchiv legte vor kurzem mit dem Band *Die Eisenbahnen zu Kriegsbeginn* /Berlin, E. S. Mittler & Sohn/ den 1. Teil einer auf 3 Bände berechneten Veröffentlichung über das *deutsche Feldeisenbahnwesen im Weltkrieg* vor. Der letzte Krieg war zu einem großen Teil mehr ein technisches als ein strategisches Problem, und eine große Reihe der in ihm gestellten technischen Aufgaben trat überhaupt zum erstenmal in einem Krieg auf. Hierhin gehört auch die Bedeutung des Feldeisenbahnwesens, das infolge der zusammenhängenden geographischen Lage der Mittelmächte, und insbesondere durch den technisch und wirtschaftlich hohen Stand der deutschen Eisenbahnen, bei vielen Operationen nicht nur in den Vorarbeiten sondern auch in der Durchführung den Ausschlag gab. Das Reichsarchiv will in dem großangelegten, mit vielen Karten und Abbildungen ausgestatteten Werk die Leistungen des deutschen Feldeisenbahnwesens im einzelnen und in ihrer Gesamtwirkung darlegen. Der 1. Band zerfällt in 4 Kapitel, die die Eisenbahn bei der Mobilmachung, auf dem westlichen Kriegsschauplatz bis zum November 1914 und auf dem östlichen Kriegsschauplatz bis zum Frühjahr 1915 umfassen. Die Aufgaben, die dem Feldeisenbahnwesen ständig neu erwachsen, und die sein Chef, der jetzige Reichswehrminister *Wilhelm Groener*, mit nahezu 0,5 Millionen Eisenbahnern zu lösen unternahm, waren durch die verschiedene Art der Kriegführung zu den verschiedenen Zeiten äußerst mannigfaltig. Während im Westen der Bewegungskrieg bald durch den Stellungskrieg abgelöst wurde, und die Militäreisenbahnen dadurch eine gewisse Beständigkeit in ihrer Tätigkeit erhielten, waren in Rußland lange Zeit, und durchaus nicht fortlaufend, die Anforderungen des Bewegungskriegs zu erfüllen. Gerade auf dem östlichen Kriegsschauplatz kamen als erschwerende Umstände die Eigenart der russischen Gleisspur und der zum Teil unvollkommene Zustand des russischen Eisenbahnwesens überhaupt hinzu sowie auch die Notwendigkeit bei dem unvermeidlichen Vorschieben und Zurückziehen der Truppen die

neugebauten Verkehrseinrichtungen zerstören und beim Vormarsch dann wieder aufbauen zu müssen. So ist es nicht verwunderlich, daß die Feldeisenbahner teilweise ganz unglaubliche Einzelleistungen vollbracht haben; es sind Dienstschichten von 60 bis über 70 Stunden vorgekommen. Das Werk befleißigt sich im übrigen einer durchaus sachlichen Berichterstattung und verschweigt keineswegs die menschlichen Schwächen in der Leitung sowie die Fehler im einzelnen bei den verschiedenen Operationen. ◊ Das 5. Sonderheft der Vierteljahrshefte zur Konjunkturforschung /Berlin, Reimar Hobbing/ gibt umfangreiche statistische Unterlagen über den *deutschen Güterverkehr* und seine Veränderungen in der Nachkriegszeit. ◊ In einer kleinen Schrift beschreibt *Ernst Rappaport* auf Grund einer Studienreise nach den Vereinigten Staaten von Amerika das Netz der Hauptautomobilstraßen dort /Berlin, Verlag der Studiengesellschaft für Automobilstraßenbau/. Auch die deutschen Pläne für derartige Straßen werden hierbei berücksichtigt.

EINZELNES

Neuerscheinungen

Kinderleben Der *Kalender Mutter und Kind 1928* /Stuttgart, Hippokratesverlag/ nennt sich selbst einen »kleinen Führer durch Mutter- und Kinderland«. Er hat sich die Aufgabe gestellt den Müttern aus den weiten Gebieten der Mutterschaft und der Kinderpflege für jeden Tag eine Anregung herauszugreifen und in Abbildung und Text nahezubringen, außerdem zu einer täglichen Eintragung im Kalender aus dem Leben des eigenen Kindes anzuregen. Man möchte den angekündigten weiteren Jahrgängen des Kalenders eine wesentlich straffere und einheitlichere Gestaltung wünschen; denn neben vielen Blättern, die bildmäßig oder durch Themen aus der modernen Erziehungs- und Fürsorgegestaltung interessieren, steht eine Reihe anderer, deren Zugehörigkeit zu solchem Kalender weder inhaltlich noch künstlerisch gerechtfertigt erscheint. Das *Osterbüchlein* *Winy Rocholls* *Allerlei vom Has'* /Zwickau, Johannes Herrmann/ bringt in der üblichen Osterpostkartenart Bilder aus dem Leben des Osterhasen, wie ein Erwachsener sich das so vorstellt, wenn er kindlich sein möchte, und nicht, wie ein Freyhold die ganze Osterfröhlichkeit und Hasenpoesie noch in sich hat. *Otilie Kollwitz*